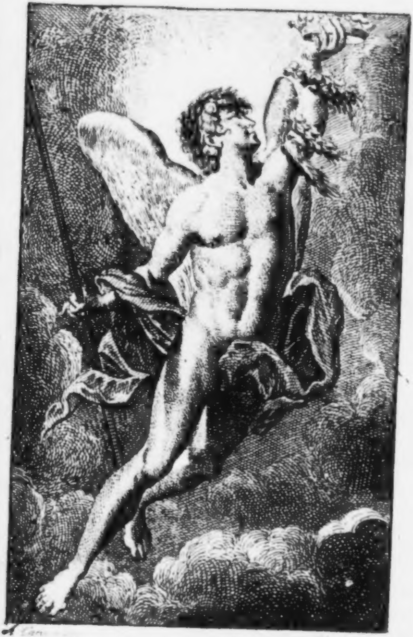


Der Genius des Ruhms —

Historisches
TASCHENBUCH
für
Damen
für das Jahr 1790

von
Archenholtz und **Wieland**

Leipzig
bey G. J. Göschen

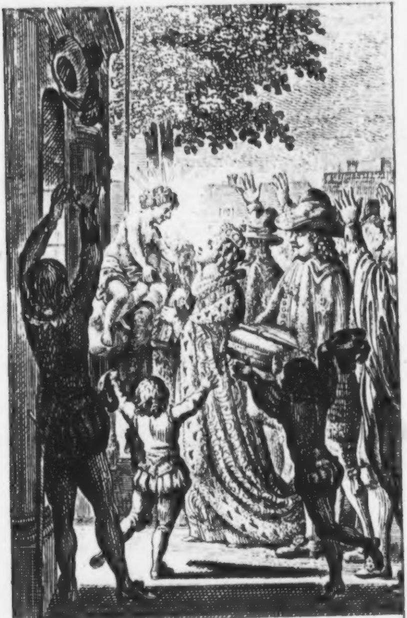
1945 : [illegible]

Landes
Bibliothek
Weimar

Erklärung der Kupfer.

No. 1.

Die Königin Eliſabeth war gekrönt, und kehrte zu ihrem Pallaſt durch die Straßen von London zurück. Von einem Triumphbogen wurde ein Knabe in Geſtalt der Wahrheit herunter gelaſſen, welcher ihr eine Bibel überreichte. Mit der größten Würde und unnachahmlicher Grazie nahm ſie dieſes Buch, drückte es an ihr Herz und ſagte: Von allen den oſtbaren Beweiſen, welche meine gute Stadt London mir heute von ihrer Zuneiung gegeben hat, iſt mir dieſer bey weitem der ſchätzbarſte und liebſte. Dieſe Scene iſt vielleicht nicht die vortheilhafteſte für die Kunſt, aber ſie iſt äußerſt wichtig durch ihre Folgen. Die Königin legte dadurch ihre Liebe für die proteſtantiſche Religion öffentlich an den Tag, welche ſie hernach eben ſo klug als mächtig unterſtützte, und ſich dadurch unſterblich machte.



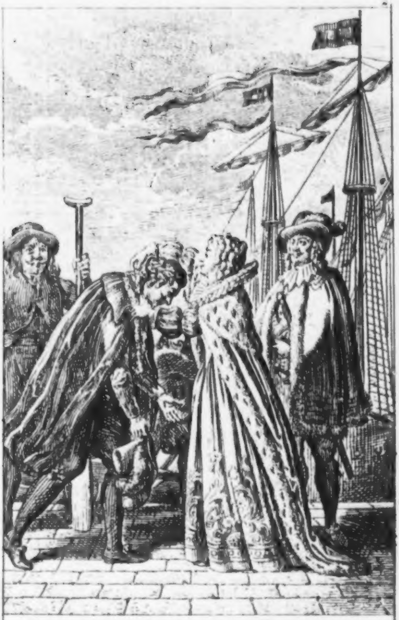
Die Königin Eliſabeth empfangt von dem Genius der Wahrheit die Bibel.

D. Chod. del.

D. Berger sc.

No. 2.

Der kühne Seemann Franz Drake, der erſte Engländer, welcher die Welt umſegelte, gab auf dem Schiffe, welches dieſe merkwürdige Reiſe gemacht hatte, ein Gaſtmahl. Eliſabeth, welche Tapferkeit und Verdienſt liebte und aufmunterte, begab ſich ſelbſt an Bord des Schiffs, und machte Draken zum Ritter, der nachher durch mehrere Thaten bewies, wie ſehr er wünſchte die Ehre zu verdienen, womit ſeine große Königin ihn belohnt hatte.

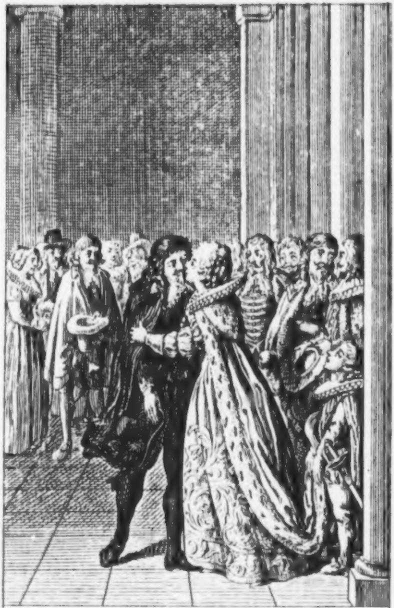


Die Königin beſucht Franz Drake am Bord des Schiffs womit er die Welt umſegelt hat.

D. Chod. del. B. Berger sc.

No. 3.

Thomas Greſham, ein patriotiſcher Kaufmann, hatte zu der Zeit, als es die Bedürfniſſe des Staats erforderten, der Königin große Summen Geldes aus eigenem Antriebe verſchafft. Eben ſo freywillig baute er aus ſeinen eigenen Mitteln, zum Beſten des Handels, die Londoner Börſe. Als ſie vollendet war, kam die Königin ſelbſt mit ihrem Gefolge dahin, ſchloß den edlen Mann in ihre Arme und gab ihm vor allem Volk, zum Dank ſeiner Liebe für das allgemeine Beſte, als Mutter des Volks einen Kuß.



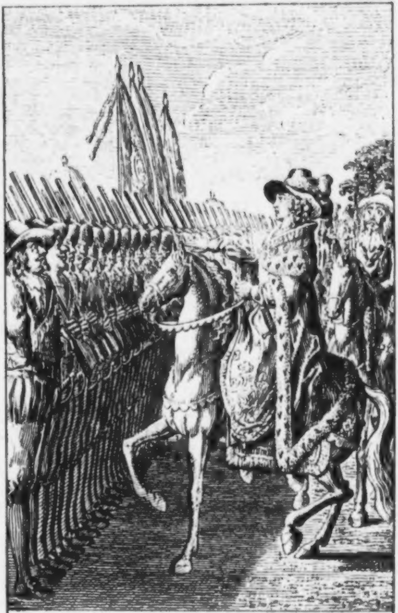
Die Königin umarmt: Th. Gresham, einen patriotiſchen Kaufmann vor allem Volk

[illegible] del. [illegible] sc.

No. 4.

Die Königin Eliſabeth begab ſich in das Lager zu Tilbury und ritt vor der Armee, um Muth und Tapferkeit in den Herzen ihrer Soldaten, zur Vertheidigung des Vaterlandes gegen die Spanier, anzuflammen, welche der Engliſchen Nation und der proteſtantiſchen Religion den Untergang drohten. Meine Freunde, ſagte ſie zu den Soldaten, man hat mich überreden wollen, mich nicht der Gefahr einer Verrätherey vor ſo vielen Bewaffneten auszuſetzen; aber ich verſichere euch, ich fühle ein unbeſchränktes Vertrauen zu meinem treuen und geliebten Volke. Tyrannen mögen ſich fürchten: ich habe mich allezeit ſo betragen, daß ich mich auf meine Unterthanen nächſt Gott getroſt verlaſſen kann. Ich komme jetzt ſelbſt zu euch, nicht um mich an euerm Anblick zu beluſtigen, ſondern entſchloſſen, in der Hitze der Schlacht mit euch zu leben oder zu ſterben, hinzugeben meine Ehre, meinen Thron und mein Blut für meinen Gott, für mein Königreich und für mein Volk. Ich weiß es, mein

Arm iſt nur der ſchwache Arm eines Weibes; aber ich habe das Herz einer Königin, einer Königin von England; und weder Parma noch Spanien noch irgend eine Macht in Europa ſoll ſich unterſtehen in mein Königreich einzudringen. Ehe ich dieſes zugebe, will ich ſelbſt die Waffen ergreifen. Ich ſelbſt will eure Anführerin, eure Richterin und Vergelterin ſeyn. Ich leſe den Muth ſchon in euern Augen und ich gebe euch mein königliches Wort: eure Thaten ſollen treulich belohnt werden. Durch dieſe Rede erhielt ſie die Bewunderung und Liebe aller Soldaten. Sie geriethen in Enthuſiasmus. Einer ſagte zu dem andern: Bruder, wie wäre es möglich, für eine ſolche Königin nicht gern zu fechten, oder ſie in Gefahren nicht bis auf den letzten Tropfen Bluts zu vertheidigen?

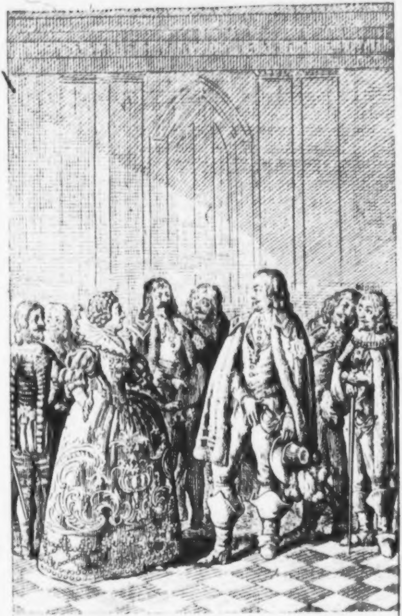


Eliſabeth muntert ihre Soldaten zur Tapferkeit auf.

D. Chod. del. D. Berger sc.

No. 5.

In den vorhergehenden Kupfern iſt Eliſabeth als kluge Regentin, Patriotin und Heldin vorgeſtellt. Hier erſcheint ſie als Weib. Ihre heftige Leidenſchaft wird ihr die Bewunderung nicht entziehen, da ohne dieſe Leidenſchaften ſie ſchwerlich die große Königin geworden wäre. Sie ſtritt mit ihrem Liebling Grafen von Eſſex wegen der Wahl eines Gouverneurs über Irrland. In der Hitze des Streits vergaß Eſſex die Pflichten der Ehrfurcht und der Höflichkeit, und drehte ſich auf eine geringſchätzige Weiſe um. Der Zorn der Königin, von Natur heftig und ſchnell, brachte ſie ſo weit, daß ſie ihm eine Ohrfeige gab. Eſſex legte erbittert die Hand an den Degen und ſchwur: er würde eine ſolche Beſchimpfung nicht ertragen, ſelbſt von dem König Heinrich VIII. nicht, und ging weg. Die Zeugen dieſer Scene ſind theils Freunde, die ihn bedauern, theils Feinde, die ihn bisher beneidet hatten, und jetzt über ſein Vergehen hämiſch frohlockten.



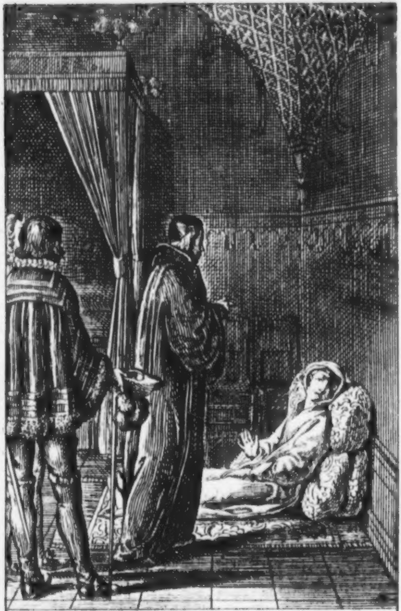
Eliſabeth im Zorn gegen Eſſex.

D. Chod. del. [illegible] sc.

No. 6.

Das Leben der Eliſabeth war durch Regententugend und Glück ungemein glänzend geweſen. Die Stunde ihres Todes war traurig und finſter. Die Weisheit, womit ſie ein ganzes Volk regiert hatte, war jetzt nicht fähig, die Leidenſchaft ihres Herzens in Schranken zu halten. Bittere Reue über die Hinrichtung ihres geliebten Eſſex nagte an ihrem Leben. Sie entſagte allem Troſte, nahm weder Nahrungsmittel, noch Arzeney. Sie warf ſich auf den Fußboden ihres Zimmers, hing bloß ihren traurigen Gedanken nach, und hielt das Leben für eine unerträgliche Laſt. Zehn Tage und Nächte blieb ſie auf einem Teppich, das Haupt an ein Küſſen gelehnt, liegen. Man hörte nichts von ihr, als Seufzer und einige Worte des innerlichen, ſie verzehrenden Grams. So nahte ihr Ende heran, als der Groß-Siegelbewahrer und Staatsſecretär ſie um ihren letzten Willen in Abſicht des Thronfolgers befragten. Hernach trat der Erzbiſchof von Canterbury zu ihr und ermahnte ſie, ihre Gedanken auf Gott zu richten. Das hab ich gethan, antwortete ſie, nie hab ich mich von ihm entfernt. Nach einigen Stunden fiel ſie in einen Schlummer und gab ruhig ihren Geiſt auf.

6.



Tod der Königin Elisabeth.

B. Cöls Del. J. Penzel sc.

Geſchichte
der
Königin Eliſabeth
von
England.

In den ſo denkwürdigen Jahrbüchern der Britten iſt keine Regierung ſo reich an großen, außerordentlichen Begebenheiten, als die Regierung der Königin Eliſabeth; einer mit ſeltnen Eigenſchaften gezierten Dame, die als Mädchen fünf und vierzig Jahre lang dieſe ſtolzen unbiegſamen Inſulaner beherrſchte, und zwar glücklicher, als es ſeit dem großen Alfred ein Monarch in dem Zeitraum ſo vieler Jahrhunderte gethan hatte; ein Ruhm, der auf das ganze weibliche Geſchlecht einen Glanz wirft.

Es ſchien als ob die ſonderbarſten Schickſale mit der Exiſtenz dieſer Prinzeſſin genau verwebt wären; denn lange zuvor ehe die Krone ihr Loos wurde, in ihren reifen Jahren, ſo wie in der erſten Jugend, ſelbſt ſchon in der Wiege, war ſie ein Ball des Glücks, und obgleich ihr daſſelbe endlich einen Thron anwies, ſo war ſie doch in ihrem Privatleben unter höchſt mannigfaltigen Zufällen bis am Rande des Grabes deſſen Launen ausgeſetzt. Auch alles mit ihr Verwandte war außerordentlich. Ihr Vater war ein gekröntes Ungeheuer, der Brittiſche Nero, fühllos gegen alles Edle, ein Feind jeder Tugend, allen Laſtern ergeben, und aller Verbrechen fähig; ihre Mutter wegen ihrer Schönheit und Tugenden erſt aus dem Adelſtande auf den Thron erhoben, und ſodann aufs Blutgerüſt herab geſtürzt; ihr Onkel wurde enthauptet; ihre Stiefmutter bald mit Schmach verſtoßen, bald in ihres Vaters königlichem Bette, bald unter den Händen der Henker; ihre Schweſter eine Furie, als Regentin einzig in den Welt-Annalen, abergläubiſch und blutdürſtend, von fanatiſchen Prieſtern umgeben, vermählt mit Philipp, König von Spanien, dem ihr gleich geſinnten abſcheulichen Tyrannen, einem Unhold zur Geißel der Menſchheit geboren.

Eliſabeth war kaum zwey Jahr alt, als ihre Mutter Anna Boleyn, im dritten Jahr ihres Eheſtandes mit Heinrich VIII. unſchuldig aufs Blutgerüſte wandern mußte Der Tyrann, der ſechs lange Jahre um ihren Beſitz geſchmachtet hatte, war ihrer bereits ſatt; er kannte nur viehiſche Begierden, die durch den Genuß bald aufhören; zudem war er in eine andre Dame verliebt. Maitreſſen zu halten hielt er für ein höllenwürdiges Verbrechen, aber unſchuldige tugendhafte Menſchen hinrichten zu laſſen, nur für eine kleine Sünde. Ueberhaupt war ſeine ganze Seele voller Widerſprüche und Ungereimtheiten. Er war bigott catholiſch, und hatte dennoch alle Bande mit dem Päbſtlichen Stuhl aufgelöſt. Er verfolgte Lutheraner, Calviniſten und Catholiken. Die Königin Anna wurde des Ehebruchs und der Blutſchande beſchuldigt, und ob ſie ſich gleich vollkommen rechtfertigte, ſo wurde ſie doch durch den Einfluß ihres Feindes des Herzogs von Suffolk, der das Oberhaus beherrſchte, als ſchuldig erkannt und zum Tode verdammt. Man war damahls noch ſehr weit von den Grundſätzen und der Verfahrungsart entfernt, die die Brittiſchen Tribunäle des achtzehnten Jahrhunderts ſo ehrwürdig auszeichnen.

Dieſe unglückliche Königin, mit ſo vielen Tugenden als körperlichen Reitzen geſchmückt, der Abgott der Armen, denen ſie überaus reichlich Almoſen gab, ertrug ihr grauſames Schickſal mit einer ungewöhnlichen Standhaftigkeit. Sie nahm Gott zum Zeugen ihrer Unſchuld noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens, ohne jedoch ihren tyranniſchen Gemahl anzuklagen; vielmehr betete ſie für ihn öffentlich, pries ſeine ehmahls ihr bezeigte Güte, nahm von allen Anweſenden, worunter auch ihr Feind der Herzog von Suffolk war, rührend Abſchied, und nun kniete ſie nieder, und empfing den Todesſtreich. Dieß war die erſte königliche Hinrichtung in England auf einem Blutgerüſte. Schon am nächſtfolgenden Tage heirathete Heinrich die Lady Seymour, und erklärte die Prinzeſſin Eliſabeth, die einzige Tochter der Anna, für unehelich.

Dieſe Erklärung hinderte jedoch nicht, daß ſie nachher in ſeinem Teſtament bey

Ermangelung andrer Erben zum Thron beſtimmt wurde. Ihre Schweſter, die grauſame Maria, Tochter der Königin Catharina, regierte nach dem Tode ihres Vaters fünf Jahre, beſeelt von einem wüthenden Fanatismus. Sie ließ fünf proteſtantiſche Biſchöfe, ein und zwanzig Prediger, und über acht hundert andre Perſonen um des Glaubens willen verbrennen. Viele derſelben wurden aus ſataniſcher Bosheit langſam gebraten, ſo daß noch lebend ihre verbrannten Glieder vom Rumpfe abfielen. Noch weit mehr aber ſtarben im Gefängniß, oder wurden durch die Folter gezwungen ihren Glauben abzuſchwören. Es waren gleichſam Verſuche, um zu ſehen, wie weit auf der einen Seite gränzenloſe Barbarey, und auf der andern menſchliche Geduld getrieben werden könnten. Bey allen dieſen Hinrichtungen und Martern präſidirten die Mönche. Sie hatten der Prinzeſſin Eliſabeth, die ihre Neigung zur proteſtantiſchen Religion nicht verbarg, ein gleiches Schickſal zugedacht, und lagen deßhalb unaufhörlich die Königin an, die ſie ohnehin haßte, und ihr auch geheime Abſichten auf ihre Krone zutraute. Dieſes dem Tode geweihete Opfer fand jedoch einen ſehr unerwarteten Retter. Dieß war der König Philip von Spanien, der Gemahl der Maria, ganz ihrer würdig, und auch von ihr unſinnig geliebt. Dieſer Monarch, der die Proteſtanten, ſeine Blutsverwandten, ſeine Gemahlin, ſeine eigne Kinder, ja das ganze Menſchengeſchlecht haßte, fand damahls den Tod der Eliſabeth ſeinen politiſchen Abſichten nachtheilig. Er verhinderte ihn alſo, er, der allein es vermögend war. Sie hatte jedoch die traurigen Tage, deren ihr ganzes Leben voll geweſen war, genützt, ihren Verſtand auszubilden, Wiſſenſchaften und Sprachen zu lernen. Dieß waren ihre Vergnügungen, da ſie den Genuß rauſchender Ergötzlichkeiten entbehren mußte.

Eliſabeth trat die Regierung 1553 unter dem Jauchzen des Volks an, das keine Gränzen kannte. Jederzeit war ſie deſſen Liebling geweſen, und mit Zuverſicht hoffte man jetzt nach den zahlloſen Greueln glückliche Tage. Ihr erſter Gang war nach der Tower, wo ſie ſo viele traurige Stunden in ſteter Furcht ihres Todes zugebracht hatte. Hier fiel ſie bey ihrem Eintritt auf die Knie, um Gott für die große Glücksänderung zu preiſen, Eine knieende Königin, von ſtehenden Hofleuten umringt, war ein ungewöhnlicher Anblick. Von dieſem Augenblick an ſchien ſie alle ihr angethanen Beleidigungen zu vergeſſen, und behandelte ſelbſt diejenigen mit Güte, die am boßhafteſten gegen ſie geweſen waren. Da ſie durch die ſchön verzierte Stadt London zog, wurde von dem Gipfel eines Triumphbogens ein Knabe herabgelaſſen, der die Wahrheit vorſtellte, und ihr eine Bibel überreichte; ſie nahm ſie hin, küßte ſie, drückte ſie an ihre Bruſt, und erklärte es für das koſtbarſte Geſchenk, das man ihr nur hätte geben können. Allenthalben wo ſie fuhr rief ſie: „Gott ſegne „mein Volk!“ Sie ſchrieb eigenhändig an Philip, meldete ihm den Tod ſeiner Gemahlin, und ihre Thronbeſteigung; dabey verſicherte ſie ihn ihrer ewigen Dankbarkeit für ſeine zu ihrem Wohl gethane Vermittelung. Auch dem Pabſt Paul IV. gab ſie Nachricht von dem Vorgefallenen, der jedoch eine ſehr hochmüthige Antwort gab, und ſie der Thronfolge für unfähig erklärte. Er ſagte, ihre Kühnheit ſich ohne ſeine Einwilligung der Krone zu bemächtigen ſey unverzeihlich; wenn ſie jedoch ihre Anſprüche aufgeben, und ihm alles zur Entſcheidung überlaſſen wollte, ſo würde er zu ihrem Beſten thun, was nur immer mit der Würde des Apoſtoliſchen Stuhls verträglich wäre.

Eliſabeth war durch dieſen Päbſtlichen Trotz ſehr gebeugt; er diente ihre Maaßregeln zur Gründung der proteſtantiſchen Religion in England zu beſchleunigen. Sie rief ſogleich ihren Geſandten von Rom zurück, und gab allen Gefangenen, die um ihres Glaubens willen eingekerkert waren, die Freyheit; auch alle aus dem Reich Verwieſene konnten jetzt wieder kommen, und die neu errichteten Klöſter wurden ohne Verzug aufgehoben. Die Königin verbot ferner alle Erwähnung von Religionsſtreitigkeiten auf den Kanzeln, und verordnete, daß der Gottesdienſt von nun an in Engliſcher Sprache gehalten werden ſollte; ſodann übergab ſie dem Parlament Vollmacht, die förmlichen Einrichtungen des Gottesdienſtes zu beſtimmen. Auf dieſe Weiſe kam die Reformation in England ohne Blutvergießen zu Stande, da der größte Theil der Nation derſelben bereits geneigt war. Die Mönche hatten durch ihre Grauſamkeiten mehr als die Bibel und alle Ueberredungen gewirkt. Viele tauſend eifrige Catholiken hatten endlich Zweifel über die Wahrheit der Lehre unmenſchlicher Prieſter bekommen, und waren heimliche Proteſtanten geworden. Jetzt erklärten ſie ſich öffentlich dafür. Es waren 9400 mit Pfründen verſehene Geiſtliche im Königreich; von dieſen gaben nur 169 ihre Aemter auf; die andern alle verließen lieber ihre Religion, um ihre Stellen zu behalten, wodurch denn alles eine andre Geſtalt bekam.

Kaum war Eliſabeth als Königin ausgerufen, ſo trug ihr der jetzt verwitwete Philip ſeine Hand an. Sie hatte nur zu viel Bewegungsgründe ſie auszuſchlagen, und ſo widerfuhr dieſem ſtolzen Monarchen eine Kränkung, die er tief fühlte, und die er ſein ganzes Leben durch zu rächen bemüht war. Bisher hatte er den Orden des Hoſenbandes getragen, jetzt gab er ſolchen dem Engliſchen Geſandten an ſeinem Hofe zurück. Die abſchlägige Antwort wurde jedoch nicht geradezu gegeben; man benahm ihm nicht alle Hoffnung. Der mißtrauiſche Philip aber, in allen Verſtellungskünſten erfahren, verſtand dieſe Sprache zu wohl. Eliſabeth zeigte überhaupt eine Abneigung ſich zu vermählen. Das Parlament erſuchte ſie darum, allein ſie ſchlug es ab, und verbat ſich alle fernere Zudringlichkeit über dieſen Gegenſtand. Sie ſagte, ſie ſey bereits vermählt, England wäre ihr Gemahl, und alle Engländer ihre Kinder; auch wünſchte ſie keine andre Grabſchrift als dieſe: „Hier liegt die Königin Eliſabeth, die als ein Mädchen lebte und ſtarb.“

Dieſe Prinzeſſin wollte keinen Antheil an dem noch fortdauernden Kriege zwiſchen Spanien und Frankreich nehmen, der auch nach einigen Jahren geendigt wurde. Nun war in ganz Europa Friede. Die Zwietracht aber brütete neue Scenen. Maria, Königin von Schottland, eine junge Dame von außerordentlicher Schönheit, war mit dem Dauphin von Frankreich vermählt worden. Sie hatte große Anſprüche auf die Engliſche Krone, wozu die vermeinte Unrechtmäßigkeit von Heinrichs Vermählung mit Anna von Boleyn den Stoff gab. Dieſe Anſprüche aber waren in der jetzigen Lage Englands unmöglich geltend zu machen; ſie ſchienen vielmehr ohne allen weſentlichen Vortheil Gelegenheit zu Erbitterungen zu geben. Dennoch wurden ſie hervor geſucht. Maria mußte nach dem Willen ihres Onkels, des Herzogs von Guiſe, den Titel einer Königin von England annehmen, und ihre Equipagen und Hausgeräth mit dem Engliſchen Wapen zieren. Die ernſtlichſten Vorſtellungen des Engliſchen Geſandten am Franzöſiſchen Hofe gegen dieſen Schritt waren fruchtlos. Von dieſem Augenblick an ward Eliſabeth Mariens unverſöhnlichſte Feindin.

Die Gelegenheit ihr davon Beweiſe zu geben zeigte ſich ſehr bald. Die Proteſtanten in Schottland, die die catholiſchen Kirchen geſtürmt, und die Oberhand im Königreich erhalten hatten, ſollten jetzt durch Franzöſiſche Hülfstruppen unterjocht werden; ſie baten daher Eliſabeth um Beyſtand, der ihnen auch ſehr gerne ertheilt wurde: beſonders da die ehrſüchtige Familie der Guiſen in Frankreich jetzt ihre Abſichten nicht mehr heimlich hielt; ſie wollten die Maria, die nur ſehr kurze Zeit Dauphine war, jetzt aber als Königin und Gemahlin Franz II. auf dem Franzöſiſchen ſo wie auf dem Schottländiſchen Thron ſaß, auch auf den Engliſchen ſetzen. Eliſabeth aber war entſchloſſen ihre ſchwer erlangte Krone nur mit ihrem Leben zu verlaſſen. Eine engliſche Flotte von dreyzehn Kriegsſchiffen wurde daher nach den Schottländiſchen Küſten geſchickt, und 8000 Mann Landtruppen bey Berwick verſammelt. Die Franzöſiſchen Miniſter erſchraken über dieſe Thätigkeit, die ihren ganzen Plan verrückte, der zuvörderſt auf die völlige Unterwerfung Schottlands abzweckte. Man erbot ſich nun in Frankreich zu einem außerordentlichen Opfer Calais, dieſe Franzöſiſche von den Engländern aber einige Jahrhunderte lang beſeſſene Stadt, war unter der Regierung der Maria von den Franzoſen erobert worden. Dieß ſollte jetzt der Preis von Englands Neutralität bey den Schottländiſchen Unruhen ſeyn. Eliſabeth aber verwarf den Antrag mit Würde, und ſagte: ſie würde nie um den Beſitz eines Fiſcherorts die Wohlfahrt ihrer Staaten hintanſetzen. Sie ſchloß ſodann ein Bündniß mit den Proteſtanten in Schottland, worin ſie verſprach, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis alle Franzoſen das Königreich geräumt hätten. Die Schottländer gaben ihr Geißel, und ſofort ging der Krieg an.

Er war nur von kurzer Dauer. Die Franzöſiſchen Truppen in Schottland wurden bald in die Enge getrieben, und da nun überdem ihre aus Frankreich kommende mit Soldaten und Munition beladene Flotte durch Sturm zerſtreut wurde, ſo kam es ſehr bald zu einem Friedensvergleich, worin die auf ihr Anſehn eiferſüchtige Eliſabeth durchaus darauf beſtand, daß ſowohl der König von Frankreich als die Königin von Schottland das Engliſche Wapen nicht mehr führen ſollten. Um die in Nord-Britannien befindlichen Franzoſen deſto geſchwinder los zu werden, wurden ſie auf Engliſchen Schiffen nach Frankreich zurück gebracht. Das wichtigſte für Eliſabeth dabey war die Gründung der neuen Adminiſtration in Schottland, die ganz nach ihrem Plan gemodelt wurde. Sehr weislich bedung ſie dabey nichts für ſich aus, wodurch ſie das Zutrauen der Schottländer erwarb, die jetzt durch die Bande der Dankbarkeit, des National-Intereſſe, und der Religion, mit England verbunden waren. Auf dieſe Art brachte ſie es dahin, daß die alten Feinde ihres Volks, jetzt die eifrigſten Freunde ihres Thrones wurden. Dieſer Zuwachs von Macht, ſowohl als die ſtaatsklugen Mittel, wodurch ſolche erlangt war, verſchafften England ein noch nie gehabtes Anſehen in Europa.

Die Schottländer ſetzten nun ihren Maaßregeln gegen die Catholiken keine Gränzen mehr. Ohne Rückſicht auf ihre catholiſche Königin, verboten ſie ihren Glaubensgenoſſen das Meßleſen, zogen die geiſtlichen Güter ein, und vertrieben dadurch die Catholiken aus dem Königreich. Da ſie die Zuſtimmung der Maria nicht hoffen durften, ſo riefen ſie eigenmächtig ein Parlament zuſammen, das dieſem Verfahren ein geſetzmäßiges Siegel aufdrückte. Ihre Königin lebte immer noch zu Paris, dem damahls bigotteſten Hofe in Europa, der von dem Herzog von Guiſe beherrſcht wurde, einem Staatsmann, dem Maria blindlings folgte. Sie verwarf daher alle vorbeſagte Parlamentsacten mit Verachtung, und des Entſchluſſes voll, den Krieg bald wieder anzufangen, wurde der mit England geſchloſſene Vergleich nicht beſtätigt, auch das Engliſche Wapen nicht von ihr abgelegt.

Der Tod des jungen Königs von Frankreich Franz II. der bald darauf erfolgte, war ein andrer Glücksfall für Eliſabeth.

Die Vereinigung von Frankreich und Schottland war nun völlig vernichtet. Jetzt legte die königliche Wittwe auch das Wapen und den Titel von England ab; allein ihren Anſprüchen auf die Engliſche Krone förmlich zu entſagen, dazu wollte ſie ſich durchaus nicht verſtehn, ſo wenig wie den Tractat von Edinburg zu unterzeichnen.

Die mit ſo viel Reitzen geſchmückte Maria führte jedoch ein trauriges Leben am Franzöſiſchen Hofe. Catharina von Medicis, dieſe in den Jahrbüchern fanatiſcher Wuth ewig berühmte Königin, war Regentin von Frankreich; ſie haßte die junge Königin als die Urſache der geringen Achtung, die man ihr unter Franzens Regierung bewieſen hatte, und rächte ſich jetzt dafür auf allerhand Art. In dieſer Lage nahm Maria die Einladung der Schottländer an, in ihr Königreich zu kommen. Sie ließ um Erlaubniß bitten durch England zu reiſen. Eliſabeth antwortete, da ſie den Tractat von Edinburg nicht beſtätigt hätte, ſo wäre ſie als eine Feindin zu betrachten, die keine Gefälligkeiten erwarten müßte. Maria erwiederte, daß ſie in ihr Vaterland auch ohne Zuſtimmung der Königin von England zurück kehren könnte.

Eine ſolche Antwort war nicht nach dem Geſchmack der Eliſabeth; ſie rüſtete eine Flotte aus, unter dem Vorwand gegen die Seeräuber zu kreuzen, allein in der wahren Abſicht, die Königin Maria aufzufangen, die ſich in Calais von drey ihrer Onkeln und einer Menge Franzöſiſcher Hofleute begleitet einſchiffte. Sie ſchwamm in Thränen, da ſie jetzt ein Land verließ, wo ſie von ihrer zarten Jugend an gelebt, und das ſie an der Seite eines geliebten Gemahls als Königin beherrſcht hatte. Hiezu kam die Vergleichung beyder Länder in Rückſicht auf Annehmlichkeiten, auf Sitten und Cultur. Das Bild der lieblichen Gefilde an der Seine contraſtirte ſehr mit dem Gedanken an die rauhen Felſen Schottlands. In Frankreich war Maria von allen ihren Unterthanen Anbetung und blinden Gehorſam gewohnt; in Schottland mußte ſie bey jedem ihrer Schritte Widerſtand erwarten. Alle dieſe Betrachtungen ſtürmten auf ihren Geiſt, da das Schiff ſich vom Lande entfernte. Sie blieb auf dem Verdeck ihre Augen beſtändig aufs Ufer geheftet; keinen Blick wandte ſie von dieſem ſo geliebten Gegenſtand, bis ihn die Dunkelheit der Nacht umhüllte. Allein ſie war noch nicht befriedigt. Man mußte ihr auf dem Verdeck in freyer Luft ein Lager machen, damit ſie bey anbrechendem Tage das Land wieder ſehen konnte. Sie befahl dem Steuermann ſie zu wecken, wenn es dann noch im Geſicht wäre. Es geſchah; und nun ſtreckte ſie ihre ſchönen Hände gegen die in der Ferne noch ſchimmernden Küſten aus, und rief: „Lebe wohl Frankreich! Lebe wohl! Nie „werde ich dich mehr wieder ſehen!" Ihr Schiff fuhr unter Begünſtigung eines dicken Nebels nahe bey der Engliſchen Flotte vorbey, und ſo langte Maria glücklich in Schottland an.

Hier waren die Ufer von Menſchen bedeckt ſie zu empfangen, herbey gelockt aus Pflicht, aus Eigennutz, oder aus Neugier ihre junge neunzehnjährige Königin zu ſehn, deren Geſtalt, feine Manieren, Herablaſſung und glänzender Verſtand, bald alle Herzen gewann. Die Freude des Volks wurde erhöht, da Maria den Oberhäuptern der proteſtantiſchen Parthey ihr Vertrauen ſchenkte, und die nunmehr feſt gegründete Religion durch eine Proclamation vom Thron vollends beſtätigte.

Die Prediger und Zeloten waren jedoch noch nicht zufrieden. In ihren Augen war der Nahme Catholik, den die Königin führte, ein Schandfleck, den keine Tugenden auslöſchen konnten, und nur mit großer Mühe wurde ihr verſtattet in ihrer eignen Capelle Meſſe leſen zu laſſen. Man ſchrie: „Sollen wir dulden, daß dieſer Götze wieder im Königreich aufgeſtellt wird?“ Die Prediger auf den Kanzeln behaupteten, daß eine Meſſe ſchrecklicher ſey, als 10,000 bewaffnete Feinde im Mittelpunct des Landes. Man betete in allen Kirchen, daß Gott das verſtockte Herz der Königin regieren möchte; oder wenn es nicht ſein heiliger Wille wäre, ſo ſollte er die Herzen und Hände ſeiner Auserwählten ſtärken, um allen Tyrannen nachdrücklich zu widerſtehn. Endlich wurde gar die Frage aufgeworfen, ob die Königin als eine Götzendienerin regierungsfähig ſey? Ein gefährlicher Aufruhr war dem Ausbruch nahe; nur das kluge Betragen der Oberhäupter verhinderte dies Unglück. Einige Fanatiker brachen in die königliche Capelle, zerſtörten die Altäre, und blieben für dieſen

Frevel ungeſtraft. Vergebens demüthigte ſich die unglückliche Königin gegen die Prediger, die auf den Kanzeln, bloß wegen ihrer Religion, ſie mit den gehäſſigſten Namen nannten. Knox, ein Schwärmer der erſten Größe, war damahls der Apoſtel der Schottländiſchen Proteſtanten. Maria erlaubte ihm den Zutritt zu jeder Stunde, und verſprach ſeine Ermahnungen, ſelbſt ſeinen Tadel mit Geduld anzuhören, nur bath ſie ihre Perſon öffentlich zu ſchonen. Der rauhe Knox antwortete: „Kommen Sie in unſre Kir„chen, da werden Sie die Wahrheit des „Evangeliums hören; ſie einzelnen Men„ſchen zu lehren, dazu habe ich keine „Zeit." Alle Vergnügungen eines Hofes, deren Maria gewohnt war, und wornach ſie in ihrem Alter lechzte, wurden von den ſinnloſen Eiferern als gottlos betrachtet; ſie mußte daher alle Gedanken auf Bälle, Schauſpiele, Concerte und andre Ergötzlichkeiten gänzlich aufgeben; ſelbſt den Putz mußte ſie nebſt ihren Damen einſchränken, weil die Prediger, wenn ſie einen nach damahliger Mode verzierten Unterrock ſahen, gleich in den Kirchen Gottes Rache ankündigten.

Ihr Franzöſiſches Gefolge wurde dieſer Lebensart bald ſatt. Einer nach dem andern reiſte ab, und ſo war ſie allein der Geſellſchaft ihrer Unterthanen überlaſſen, die von den Annehmlichkeiten des Umgangs keine Begriffe und bäuriſche Sitten hatten, die Künſte der Cultur nicht kannten, und nur von dem Fanatismus beherrſcht wurden. Maria, ohne Macht, mit geringen Einkünften, von einem unruhigen Adel, einem bigotten Pöbel und wütenden Prieſtern umgeben, glaubte ihre traurige Lage durch ein gutes Vernehmen mit der Eliſabeth zu verbeſſern, da dieſe Königin bey allen Schottländiſchen Volksclaſſen in großer Achtung ſtand. Sie ſchickte einen Geſandten nach England, der auf dieſe Freundſchaft antragen, und als ein Pfand derſelben um eine Parlamentsacte bitten ſollte, wodurch ſie als Thronfolgerin erklärt würde. Eliſabeth antwortete, Maria habe ſchon einmahl die Abſicht entdeckt, nicht auf die Thronfolge zu warten, da ſie ohne allen Rückhalt öffentlich den Titel als Königin von England angenommen, und da ſie ſich dabey ſo weit vergangen hätte, die Geburt der Eliſabeth als unehelich zu bezeichnen, ſo ſey dieſer Antrag ſonderbar, ihre noch nicht aufgegebenen Anſprüche jetzt noch durch eine Parlamentsacte zu verſtärken. Eliſabeth fügte hinzu, ſie ſey entſchloſſen als Königin von England zu leben und zu ſterben; nach ihrem Tode möchten andre die Thronfolge beſtimmen. Es wurde jedoch bald nachher zwiſchen beyden Königinnen wenigſtens eine ſcheinbare Freundſchaft geſtiftet.

Eliſabeth, überzeugt daß ſie von der bedrängten Maria jetzt nichts zu befürchten hatte, ließ die Schottländiſchen Angelegenheiten ganz aus den Augen, um ſich mit dem Wohl ihres eignen Staats zu beſchäftigen. Sie bezahlte einen Theil der Kronſchulden; ſie ſetzte die unter ihren Vorgängern ſo ſehr vernachläſſigte Münze auf einen beſtimmten Fuß; ſie füllte ihre Arſenäle mit Waffen, die größtentheils aus Deutſchland kamen, und führte die Kunſt metallene Kanonen zu gießen zuerſt im Königreich ein; auch legte ſie die erſten Pulvermühlen in England an. Die Land- und Seetruppen wurden vermehrt, und der Sold ſowohl der Soldaten als der Matroſen erhöhet. An den Gränzen von Schottland wurden Städte und Schlöſſer befeſtigt, und die Miliz von ihr fleißig gemuſtert; dabey wurden durch weiſe Verordnungen der Ackerbau, der Handel und die Schiffahrt blühend gemacht. Sie zeigte auch thätig ihre Liebe zu den Wiſſenſchaften, und beſuchte die Engliſchen Pflanzſchulen der Gelehrſamkeit, Oxford und Cambridge. An beyden Oertern hielt ſie eine Lateiniſche Rede, und wohnte den Disputirübungen bey. Um die Schifffahrt empor zu bringen baute ſie ſelbſt Schiffe, und überredete Kaufleute zu ähnlichen Unternehmungen. Dadurch erwarb ſie ſich den glorreichen Titel, der Wiederherſtellerin des Engliſchen Seeruhms. Das Parlament machte auch viele weiſe Verordnungen, und endigte ſeine Sitzung, ohne daß jemand angeklagt oder beſtraft worden wäre; ein Fall, den man bey einer neuen Regierung in England ſeit einigen Jahrhunderten nicht erlebt hatte. Der Pabſt verfuhr jetzt ganz anders gegen Eliſabeth; er wollte ihr einen Geſandten ſchicken, ſie ſchlug es aber aus, und da er ſie bitten ließ, wenigſtens ihre Geſandten zur Tridentiner Kirchenverſammlung zu ſchicken, ſo erklärte ſie geradezu, daß ſie weder mit ihm noch mit ſeinen Verſammlungen etwas zu ſchaffen hätte.

Jetzt war ſie auf dem Thron befeſtigt, und nun wurde ſie der Gegenſtand der Aufmerkſamkeit aller Gekrönten. Ihre Hand war der höchſte Preis, den das Glück in dem damahligen Zeitalter den Mächtigen der Erde ertheilen konnte; auch hatte, wie oben geſagt, Philip, zu der Zeit der größte Monarch in Europa, gleich nach Eliſabeths Thronbeſteigung einen wiewohl vergeblichen Verſuch gemacht dieſe Hand zu erhalten, die mit einem ſo großen Zuwachs von Macht verbunden war, und dieſe Hoffnung erloſch bey ihm in langer Zeit nicht; auch hielt er noch den Bannſtrahl zurück, den Rom auf Eliſabeth ſchleudern wollte. Endlich mußte auf ſein Anrathen, damit die gewünſchte Vergrößerung wenigſtens einem Zweige ſeiner Familie zufiele, der Erzherzog Carl, zweyter Sohn des Kaiſers, als Mitwerber auftreten, der jedoch kein beſſer Glück als Philip hatte. Nach ihm betraten dieſe glänzende Eheſtandsbahn, Erich, König von Schweden, Adolph, Herzog von Holſtein, und Caſimir, der Sohn des Churfürſten von der Pfalz, die alle drey als Proteſtanten ihre Hoffnungen auf ihre Religion geſetzt hatten.

Erich war noch Kronprinz, als ſein Vater durch Geſandte der Eliſabeth die Hand ſeines Sohnes antragen ließ. Ihre abſchlägige Antwort machte der Sache kein Ende. Der Prinz Johann, Erichs Bruder, kam ſelbſt nach London und wurde der Brautwerber. Die Königin bezeigte ſich überaus liebreich, erklärte aber, daß ſie ſich nie mit einem Prinzen vermählen würde, den ſie nicht geſehn hätte. Nun ſchöpfte Erich Hoffnung, und ſchrieb einen ſehr verliebten Brief, worin er Gott und den Ruhm ihrer großen Eigenſchaften zur Urſache ſeiner Leidenſchaft angab; er ſagte, ſie könnte ſich zwar mit einem reichern und liebenswürdigern Prinzen vermählen, nie aber würde ſie einen zärtlichern und getreuern Liebhaber finden. Er erbot ſich, wenn ſie es wünſchte, ſich in England krönen zu laſſen, und ihr alle Einkünfte der Provinz Smoland anzuweiſen. Eliſabeth war nun zu einer Erklärung gezwungen, und dieſe war, daß ihre Abſicht ſey frey zu leben und zu ſterben. Erich aber ließ ſich noch nicht abſchrecken, und glaubte durch Beharrlichkeit zu ſiegen. Endlich erhielt er die Antwort: „daß die Königin ſich „glücklich ſchätzen würde, einem ſo lie-

„benswürdigen Prinzen ihre Hand zu geben, daß aber ihr Herz zu dieſer Verbindung noch nicht geſtimmt ſey; indeſſen wüßte ſie nicht was geſchehen könnte, wenn ſie ihn ſelbſt ſähe.“ Nun veranſtaltete Erich alles zur Reiſe nach England, auch hatte er bereits von ſeinem Vater Abſchied genommen, als dieſer plötzlich ſtarb. Der neue König verdoppelte jetzt ſeine Bemühungen, und ſchickte den Reichs-Kanzler Gyldenſtierna nach London. Eliſabeth verſicherte in den gefälligſten Ausdrücken ihren ewigen Dank für ſeine Beſtändigkeit, wofür ſie ihm, da die Liebe nicht in ihrer Macht ſtände, die dauerhafteſte Freundſchaft verſprach. Erich wollte nun perſönlich ſein Heil verſuchen, und ſegelte mit vierzehn Kriegsſchiffen aus Schweden ab. Dieſe Flotte war nöthig ihn wider Dänemark zu ſchützen, von deſſen Monarchen alles zu beſorgen war, um eine für ihn höchſt gefährliche Verbindung zu hindern. Die Flotte aber war noch nicht weit von den Schwediſchen Küſten entfernt, ſo mußte ſie widriger Winde halber wieder zurück kehren.

Erich gab nun dieſe Reiſe auf, ſetzte aber durch ſeine Geſandten die Unterhandlung fort, wobey er es an Geſchenken für die Königin, für ihre Miniſter und Hofleute nicht fehlen ließ. Er hatte Dudley, den Günſtling der Eliſabeth in Verdacht, als ob er die Vermählung hinderte, und befahl daher ſeinem Geſandten, dem Kanzler, ihn durch einen Franzoſen oder Deutſchen ermorden zu laſſen; der ſodann für dieſen Meuchelmord 10,000 Thaler haben ſollte. Der Kanzler verbath dieſen ehrloſen Auftrag; und ging nach Schweden zurück. Erich wandte ſich nun mit ſeinem Heirathsantrag an die verwitwete Maria von Schottland, allein dieſe ſchlug ſein Geſuch rund ab. Ungeachtet dieſes gethanen Schritts machte er noch einen Verſuch bey der Eliſabeth, ſchrieb ihr einen ſehr zärtlichen Brief in kriechenden Ausdrücken, und erklärte ſein Anſuchen bey der Maria für grobe Verläumdung. Eliſabeth brauchte jedoch keine weitere Beweiſe ſeines Betragens; und machte auf einmahl allen Unterhandlungen mit ihm ein Ende.

Der Herzog von Holſtein, Adolph, der ſelbſt nach London kam, ſein Glück bey der Eliſabeth zu verſuchen, wurde auch obgleich mit ausgezeichneter Höflichkeit abgewieſen, da die Königin ihn hochſchätzte. Nun wurde ihr der Graf Arran, als Erbe der Krone von Schottland, von den Ständen dieſes Königreichs zum Gemahl vorgeſchlagen; auch dieſer Antrag wurde abgewieſen. Sie erklärte gegen alle, ihre Neigung zum ledigen Stande, jedoch auf eine Art, die fernere Verſuche eher aufmunterte als abſchreckte; denn ſie beſaß zu viel weibliche Eitelkeit, um nicht durch dieſe oft wiederhohlten Anwerbungen geſchmeichelt zu werden. Selbſt unter ihren Unterthanen nährten einige dergleichen hohe Hoffnungen; nehmlich der Ritter Pickering, ein Mann von großen Verdienſten, der Graf Arundel von einer ſehr alten Familie und vielen Reichthümern, obgleich nicht mehr jung, und endlich Lord Dudley, Sohn des vorigen Herzogs von Northumberland. Dieſer junge Mann von ſchöner Bildung und einſchmeichelnden Manieren, obgleich von geringen Fähigkeiten und ſchlechtem Herzen, gefiel der Königin außerordentlich, und wurde in kurzem zwar nicht ihr Gemahl, doch ihr erklärter Günſtling.

Damahls entſtanden in Frankreich die ſchrecklichen Religionskriege. Eliſabeth wurde von den Proteſtanten aller Länder als ihre ſtärkſte Stütze betrachtet. Die Franzöſiſchen Hugenotten ſchloſſen daher mit ihr einen Tractat, worin ſie verſprachen ihr Havre de Grace, eine wichtige am Meer gelegene Stadt und Feſtung in Frankreich zu überliefern; Eliſabeth verſprach dagegen ihnen 6000 Mann Hülfstruppen und 100,000 Engliſche Kronen als Hülfsgelder zu ſenden. Dieſes wurde von beyden Theilen befolgt, und die Hülfsgelder noch mit 200,000 Kronen vermehrt. Auch den Einwohnern der Niederlande, die ſich der grauſamen Sclaverey der Spanier zu entziehen bemühten, fing ſie an unter der Hand beyzuſtehn.

Eliſabeth wurde um dieſe Zeit von den Blattern befallen, die ihr Leben in Gefahr ſetzten. Das Volk wurde beunruhigt, um ſo mehr, da die Thronfolge nicht beſtimmt war. Das Parlament machte daher gleich nach ihrer Geneſung eine neue Vorſtellung wegen ihrer Vermählung, wobey man demjenigen, den ſie wählen würde, wer er auch immer ſeyn möchte, alle Ehre und Treue verſprach; im Fall ſie aber bey ihrem vorigen Entſchluß beharrte, ſo bath man inſtändigſt wenigſtens den Thronfolger zu beſtimmen.

Dies war gar nicht nach dem Sinn der Eliſabeth. Sie fürchtete durch die Ernennung der Maria, die nach dem Blute die nächſte zur Krone war, dieſer Königin ſowohl, als den Catholiken ihren geheimen Feinden, neue Vortheile zu verſchaffen England zu beunruhigen. Hiezu kam ihre immer wachſende Eiferſucht gegen dieſe gekrönte Nebenbuhlerin, die wegen ihrer großen Schönheit von jedermann geprieſen wurde. Dieſe Urſachen bewogen ſie dem Parlament eine gekünſtelte Antwort zu geben, worin ſie ihrer erſten Erklärung zuwider, ihre Abneigung ſich zu vermählen, nicht als entſchieden angab, und überdem die Ernennung eines Thronfolgers als eine wichtige mit vielen Schwierigkeiten verbundene Sache bezeichnete.

Die Verbindung der Engländer mit den Franzöſiſchen Hugenotten hatte unglückliche Folgen. Es kam zwiſchen dieſen und der königlichen Parthey bald zu einem Vergleich, worin das Intereſſe der Eliſabeth ganz hintangeſetzt wurde. Der Franzöſiſche Hof wollte ihr die Subſidien und Kriegskoſten erſtatten, wenn ſie ihre Truppen zurück zöge. So wohlfeil aber wollte ſie ihre geleiſtete Hülfe nicht verkaufen; ſie beſtand auf die Zurückgabe von Calais, und ſchickte dem Grafen Warwick, der ihre Truppen in Frankreich commandirte, Befehl zu, Havre aufs äuſſerſte zu vertheidigen. Die Engliſche Beſatzung beſtand hier aus 6700 Mann, die nun von der ganzen Franzöſiſchen Macht mit dem König Carl IX. an der Spitze belagert wurde. Die Engländer wehrten ſich verzweifelt, allein die Peſt brach in der Stadt aus, und raffte täglich an hundert Menſchen weg. Durch dieſe traurige Lage und durch den Mangel an guten Lebensmitteln nothgedrungen, übergab Warwik den Ort, nach einem Beſitz von eilf Monaten, und erhielt mit ſeinen noch übrigen 1500 Soldaten einen freyen Abzug. Kaum war die Capitulation unterzeichnet, ſo erſchien eine Engliſche durch widrige Winde aufgehaltene Kriegsflotte mit Hülfstruppen und Proviant, die jedoch nun zu ſpät kam. Das Unglück aber war noch nicht zu Ende. Warwick brachte die Peſt mit nach England, woran in London allein 21,530 Menſchen ſtarben. Es erfolgte nun der Friede, wobey beyde Nationen überein kamen ihre Anſprüche nach wie vor zu behalten, und Eliſabeth als Ranzion für die wegen der Rückgabe von Calais erhaltenen Franzöſiſchen Geiſel 220,000 Kronen empfing.

Indeſſen hatte ſich zwiſchen Eliſabeth und Maria ein freundſchaftlicher Briefwechſel entſponnen. Sie ſchrieben einander alle Wochen, und zwar ſo zärtlich als Schweſtern; auch ſollte eine Zuſammenkunft beyder Königinnen in York geſchehn, allein Eliſabeth verſchob es von Zeit zu Zeit, aus dem geheimen Bewegungsgrunde, ihre eigne Reitze nicht neben den Reitzen der ſo allgeprieſenen Schönheit zum Vergleich aufzuſtellen. Um die Harmonie zu unterhalten, ſchickte Maria den Ritter Melvil, einen ſehr klugen und durch ſeine Manieren ausgezeichneten Hofmann, als Geſandten nach England. Dieſem gelang es bald durch Weltkenntniß und Galanterie Eliſabeths Zutrauen zu erwerben. Sie hatte Kleidungen nach der Mode aller Europäiſchen Länder für ihren Leib gemacht. Dieſe zog ſie wechſelsweiſe an, und fragte immer den Ritter, welche Kleidung ihr am beſten ſtände, der denn ſeine Antworten beſtändig hofmäßig einrichtete. Oft aber kam er auch durch ihre etwas unbeſcheidene Fragen in Verlegenheit, z. B. ſie wollte wiſſen, ob er ihre Haare, die mehr roth als gelb waren, nicht für die ſchönſten in der Welt hielte? Ob Maria ſo ſchöne Haare habe wie ſie? Endlich fragte ſie geradezu, wer ſeiner Meinung nach, ſie oder die Maria am ſchönſten ſey? Der Geſandte zog ſich mit Klugheit aus der Falle, indem er ſagte: „Meine Königin „iſt die ſchönſte Perſon in Schottland, „und Ew. Majeſtät die ſchönſte in England.“ Sie fragte ſodann, wer von beyden länger von Statur ſey? Melvil antwortete: Meine Königin. „Wenn „das iſt, erwiederte Eliſabeth, ſo iſt ſie „zu groß, weil ich genau die zur Schönheit gehörige Länge habe.“ Durch alle dieſe Vertraulichkeiten ſtudirte Melvil den Charakter dieſer Prinzeſſin ſo aus, daß er nach ſeiner Rückkunft in Schottland ſeiner Monarchin geradezu verſicherte, ſie könne keine wahre Freundſchaft von der Eliſabeth erwarten, und daß alle ihre glatten Worte Falſchheit und Verſtellung wären.

Die Schönheit der Maria, beſtimmt manches Unheil anzurichten, war auch für einen Franzöſiſchen Edelmann, Namens Chatelard, von ſchrecklichen Folgen. Dieſer Jüngling war ein Abkömmling des berühmten Ritters Bayard, der von ſei nem Zeitalter den großen Beynamen erhielt: Ritter ohne Furcht und Tadel. Chatelard hatte von ſeinem Ahnherrn zwar die Kühnheit, aber nicht die kluge Vorſicht geerbt. So wie andre Franzoſen war er nach Edinburg gekommen, wo er den Damen durch ſeine angenehme Bildung, durch ſeinen Witz, und ſeine feinen Sitten ſehr gefiel. Die Königin war nicht die letzte, die ſeine Vorzüge bemerkte; er mußte bey allen ihren Ergötzlichkeiten gegenwärtig ſeyn; ja ſie machte ihn ſogar zu ihrem Vertrauten. Das Herz des Jünglings glühte vor Liebe; er beſang die Schönheit und Anmuth der Königin in artigen Franzöſiſchen Verſen, und ſeine Tändeleyen wurden wohl aufgenommen. Seine Leidenſchaft wurde nun zügellos, und verleitete ihn ſich eines Abends ins königliche Schlafzimmer zu ſchleichen, wo er ſich hinter dem Bette der Maria verbarg. Während daß ſich die Königin auskleidete, entdeckte ihn eine Kammerfrau. Ihr lautes Geſchrey ſetzte den ganzen Pallaſt in Bewegung. Der verwegene Liebhaber ſtand beſchämt und entfernte ſich mit der Begnadigung der Königin. Dieſe Güte war ſein Unglück; er hielt ſie für ein Zeichen beſonderer Gunſt, und machte einen zweyten Verſuch ſie in der Nacht zu überraſchen. Auch dieſes mißglückte. Er wurde nun in Verhaft genommen und dem Criminal Gericht übergeben, das ihn zum Tode verurtheilte. Die Königin konnte ihn nicht wohl begnadigen, da ſchon ihre erſte Nachſicht ſehr unglimpflich beurtheilt worden war. Chatelard wurde enthauptet.

Die Guiſen in Frankreich wünſchten die Maria mit einem mächtigen Fürſten vermählt zu ſehn, ſowohl um ihren Ehrgeiz als ihre Rache gegen Eliſabeth zu befriedigen. Sie trugen daher dieſe ihre Nichte dem Don Carlos, Philips Sohn, dem König von Schweden, dem König von Navarra, und auch dem Erzherzog Carl von Oeſterreich an. Da bey dem letztern die größte Wahrſcheinlichkeit zum Erfolg war, ſo arbeitete Eliſabeth aus allen Kräften dagegen, und machte ſelbſt dem Erzherzog Hoffnung zu ihrer eignen Hand. Der Maria rieth ſie einen Engländer zu nehmen, wenn ſie die Fortdauer ihrer Freundſchaft wünſchte, und endlich ſchlug ſie ihr den Lord Dudley, ihren eignen Liebhaber vor, den ſie zu einem Grafen von Leiceſter erhoben hatte.

Es war jedoch nicht ihr Ernſt dieſen ihrem Herzen theuern Geſellſchafter zu verlieren; ihre Abſicht war bloß Zeit zu gewinnen. Maria wurde anfangs ſehr aufgebracht, daß ihr, der Witwe eines Königs, dem Gegenſtand der Wünſche ſo vieler großen Fürſten, jetzt ein Gemahl angetragen wurde, der aus dem Staube erhaben, und deſſen Vater ſowohl als Großvater auf dem Blutgerüſte als Miſſethäter geſtorben waren; als ſie aber endlich dieſen von ihr nie geſehenen Mann, um der Eliſabeth gefällig zu ſeyn, dennoch zum Gemahl nehmen wollte, ſo wurden am Engliſchen Hofe Ausflüchte hervorgeſucht. Maria ſchrieb nun an Eliſabeth einen empfindlichen Brief, und damit hatte die Correſpondenz auf lange Zeit ein Ende. Dieſer Umſtand erwarb jedoch der Maria das Wohlwollen der Königin von Frankreich, Catharina von Medicis, die die Harmonie zwiſchen der Eliſabeth und der Maria ungern geſehn hatte. Jetzt ließ ſie der Königin von Schottland ihr lange zurück gehaltenes Witwengehalt auszahlen, machte ihr noch außerdem anſehnliche Geſchenke, und both ihr auch ſchweres Geſchütz und Munition an.

Die Königin von Schottland ſuchte ſich nun ſelbſt einen Gemahl. Der zwanzigjährige Lord Darnley, ein Engländer von ſehr edlem Blute, von ſchöner Figur, und dem Anſchein nach gutmüthigem Charakter, der catholiſcher Religion und ſelbſt mit der Maria verwandt war, ſchien ihr hiezu am ſchicklichſten zu ſeyn. Sie vermählte ſich mit ihm mit Einſtimmung der vornehmſten Schottländer. Aber nicht allein viele Große, ſondern auch die reformirten Zeloten waren mit der Vermählung ihrer Königin ſehr übel zufrieden. Darnley, der nun den Titel König Heinrich angenommen hatte, war catholiſch. Dies war genug, um das fanatiſche Volk wider ihn zu empören. Vergebens bemühte man ſich deſſen Gunſt zu gewinnen. Er beſuchte ſogar die proteſtantiſchen Kirchen, und zwar oft; allein auch dieſes half nichts; vielmehr diente es, ſich Beleidigungen von den Kanzeln auszuſetzen. Knox, der Apoſtel der Zeloten, deſſen Wildheit Maria ſelbſt weder durch Bitten noch durch Thränen hatte ſchwächen können, ſagte dem König ins Geſicht, vor den Augen der Gemeinde, daß wenn Gott ein Volk wegen ſeiner Sünden ſtrafen wollte, ſo gäbe er es unter die Herrſchaft von Knaben und Weibern. Die mißvergnügten Großen hielten eine Zuſammenkunft in Stirling, und nachdem ihnen die mit der Vermählung auch unzufriedene Eliſabeth insgeheim durch ihren Geſandten Throgmorton 10,000 Pf. St. Hülfsgelder verſprechen ließ, griffen ſie zu den Waffen. Die königliche Parthey brachte ihrer ſeits eine ſtärkere Armee zuſammen, an deren Spitze Heinrich und Maria den Aufrührern entgegen rückten, die ſich immer zurück zogen, und ſich endlich nach England retteten.

Das Glück des Darnley aber mit dem Königstitel zu prangen, und der Gemahl der ſchönen Maria zu ſeyn, wurde theuer erkauft. Schon im erſten Jahr ward ſie ſeiner überdrüſſig, woran ihre Liebe zu Ritzio, einem italieniſchen Sänger, vorzüglich Schuld war. Dieſer Menſch wurde nicht allein ihr Vertrauter bey Vergnügungen, ſondern auch ihr geheimer Secretär und vornehmſter Rathgeber in Staatsangelegenheiten, ob er gleich weder die Geſetze des Landes, noch deſſen Sprache verſtand. Man konnte endlich keine Gunſt bey Hofe als durch ſeinen Canal erlangen. Alles mußte ihm bezahlt werden, dabey empörte er jedermann durch ſeinen Hochmuth. Zu dieſem allen kam das Gerücht, daß Maria ihm die Kanzlerwürde zugedacht hätte. Die dadurch aufs äußerſte gereitzte Geduld der Großen und des Königs erzeugte nun eine Verſchwörung wider das Leben dieſes Unwürdigen. Heinrich ſelbſt trat an deren Spitze, und nun wurde Ritzio's Ermordung beſchloſſen.

Es war am neunten März 1566, daß dieſe in ihrer Art einzige Scene in dem königlichen Schloſſe zu Edinburg vorging. Der Plan war, daß zur Beſtrafung der Maria, der Mord vor ihren Augen geſchehn ſollte. Der König ſelbſt führte die Meuchelmörder des Abends durch eine geheime Treppe ins Zimmer der Königin, die mit ihrem Ritzio und einigen andern Perſonen an der Tafel ſaß. Heinrich ſtand eine Zeitlang auf den Rücken ihres Stuhls gelehnt wild um ſich herblickend. Maria war voller Unruhe, die aber noch vermehrt wurde, als bald darauf die zum Morde bewaffneten Lords mit ihrem Gefolge ins Zimmer traten. Sie ermannte ſich jedoch, um mit gebietheriſcher Stimme nach der Urſache dieſes verwegenen Eindringens zu fragen. Lord Ruthven gab ihr keine Antwort, ſondern befahl dem Rizio einen Platz zu verlaſſen, deſſen er unwürdig ſey. Dieſer Elende begriff nun die Größe ſeiner Gefahr; er ſuchte Schutz hinter der Königin und umfaßte ihren Leib; allein auch hier erreichten ihn die Dolche. Maria drohte, bath, weinte. Man achtete aber weder auf ihre Thränen noch auf ihr Geſchrey, und durchbohrte dem in ihren Armen liegenden Liebling das Herz. Alle Verſchwornen ſtürzten nun auf das geweihete Opfer zu, warfen Stühle und Tiſche übern Haufen, und bald lag der Leichnam da von ſechs und funfzig Wunden zerfleiſcht.

Was das Grauſame dieſer Handlung vermehrte, war, daß ſich die Königin im ſechsten Monat ihrer Schwangerſchaft befand. Ihr Leben war alſo in Gefahr geſetzt, ihre hohe Würde geſchändet, und ihre weibliche Ehre in den Augen der ganzen Welt befleckt. Die Mörder, die mit ihrem gewaffneten Gefolge hundert und ſechzig Mann ſtark waren, und ungeachtet des ihnen vom Könige verliehenen Schutzes alles von der ſo tief gekränkten Maria zu fürchten hatten, wollten ſie nun ſo lange im Pallaſt gefangen halten, bis ſie ihre Begnadigung unterzeichnet hätte; Heinrich ſelbſt ſtand ihnen nachdrücklich bey, indem er denen, die verſuchen wollten ihre Königin mit Gewalt zu befreyen, ſagte, es ſey alles mit ſeinem Willen geſchehn. Maria, aller ihrer Bedienten beraubt, und von vierzig Mann bewacht, wurde krank und bekam Wehen, die ihren Zuſtand von Hülfe entblößt gefährlich machten. Erſt nachdem ein fremder Arzt, den Heinrich rufen ließ, dieſes beſtätigte, wurden ihre Kammerfrauen herbeygelaſſen. Sie verſchob jedoch immer die verlangte Begnadigung, ſöhnte ſich zum Schein mit ihrem Gemahl aus, und nun entwichen beyde in der Nacht, und flohen nach Dunbar. Hier brachte die Königin Truppen zuſammen, womit ſie auf Edinburg zu marſchirte. Die Verſchwornen, unfähig Widerſtand zu thun, flohen nach England, wo ſie jedoch bald ihre Begnadigung erhielten; denn die Königin vergaß alles Vergangene in den Armen des Grafen Bothwel ihres neuen Lieblings, eines wegen ſeines liederlichen Lebensberüchtigten Mannes. Ihre Rache fiel allein auf ihren Gemahl, den ſie dahin vermochte, durch eine öffentliche Erklärung die Zuſtimmung zum Morde, die jedermann bekannt war, zu verläugnen. Nachdem ſie ihn hierdurch verächtlich gemacht hatte, ſo drückte ſie dieſer Verachtung durch ihr eignes Betragen das Siegel auf. Sie zeigte ihm die ſtärkſte Antipathie, vermied ſo viel als möglich mit ihm unter einem Dache zu wohnen, bewog ihre Hofleute ihn auch mit Verachtung zu behandeln, und ſelbſt ſeine Equipage ſowohl als ſein Gefolge wurden ſo eingerichtet, daß der Spott ſelbſt des niedrigſten Pöbels nicht ausbleiben konnte.

Heinrich wollte dies nicht länger ertragen. Er machte den Entwurf nach Frankreich oder Spanien zu entfliehen, auch war bereits ein Schiff dazu auserſehn. Die Ausführung wurde jedoch verſchoben; er verließ den Hof und begab ſich nach Glasgow, wo er auf einmahl von einer ſonderbaren Krankheit befallen wurde, die alle Spuren von erhaltenem Gift zeigte. Maria kam ſelbſt ihn zu beſuchen, zeigte Beſorgniß, und führte ihn nach Edinburg zurück. Hier wohnte er von jetzt an, um bey ſeiner Krankheit der Ruhe zu pflegen, in einem abgeſonderten Hauſe vor der Stadt, wo die Königin auch einige Nächte zubrachte; nur am zehnten Februar wollte ſie in ihrem Pallaſt ſchlafen, und in eben dieſer Nacht wurde das ganze Haus, der Wohnort des Königs, durch Pulver in die Luft geſprengt. Man wollte das Volk überreden, daß dieſes zufällig geſchehen ſey, allein der Leichnam des Königs zeigte alle Kennzeichen einer vorhergegangenen Erwürgung; auch wurde er ganz in der Stille beerdigt, und zwar zu Grabe getragen von gemeinen Handlangern. Dieſe abſcheuliche That empörte jedermann. Man ſchrie des Nachts laut in den Straßen der Reſidenz, daß Maria und Bothwel Heinrichs Mörder wären, ja man ſchlug dieſe Beſchuldigung an den Mauern des königlichen Pallaſts an, mit der Aeußerung, daß gegen gehörige Sicherheit Kläger mit Beweiſen auftreten würden. Maria war taub ſowohl gegen dieſes Volksgeſchrey, als gegen die Stimme des Wohlſtandes, und heirathete Bothwel, der ſich in der Geſchwindigkeit von ſeiner Gemahlin, einer würdigen Dame, ſcheiden ließ. Um das Gonderbare dieſer Handlung zu vermehren, wurde eine politiſche Farce geſpielt. Bothwel mußte die Königin entführen, und ſodann vermochte er viele der vornehmſten Lords eine Schrift des Inhalts zu unterzeichnen, daß ſie es den Vortheilen der Königin gemäß hielten den Bothwel zu heirathen, weil er ihr wider ihren Willen beygewohnt habe.

Dieſe Vermählung machte das Volk vollends wütheud, und die Prediger donnerten dagegen von allen Kanzeln. Das Beylager wurde jedoch ganz in der Stille vollzogen. Die Großen, ſelbſt die Anhänger der Maria, wollten keine Zeugen der Ceremonie ſeyn; ja ſogar der Franzöſiſche Geſandte in Edinburg, obgleich eine Creatur des Hauſes Guiſe, entſchuldigte ſich. Er hatte im Namen ſeines Hofes Erinnerungen gegen dieſen Schritt gethan, aber ſie wurden von der verliebten und verblendeten Maria ſo wenig geachtet, wie die ernſtlichſten Vorſtellungen der Königin Eliſabeth, die ohnehin durch die im vorigen Jahr geſchehene Niederkunft ihrer Nebenbuhlerin mit einem Prinzen ſehr gekränkt worden war.

Der Ritter Melvil wurde mit der Botſchaft der Niederkunft nach London geſchickt. Er langte in dem Augenblick eines großen Balls an, wobey der ganze Hof verſammelt, und Eliſabeth ſehr luſtig war. Kaum aber hatte ſie die Schottländiſche Neuigkeit gehört, ſo ward ſie ſchwermüthig, ſtützte ihr Haupt auf den Arm, und klagte laut. Den folgenden Tag aber nahm ſie ihre Munterkeit wieder an, empfing den Geſandten ſehr freundlich, und ſtellte ſich, als ob ſie den lebhafteſten Antheil an dem Glücke der Maria nähme: auch war ſie Pathe des neugebornen Prinzen, und bedauerte, daß ſie nicht perſönlich dieſe Handlung verrichten könnte. Sie geſchahe mit vieler Pracht in Edinburg, und Maria bezeichnete den Tag auch durch die Großmuth, daß ſie ſechs und ſiebzig von den bey Ritzio's Morde wider ſie Verſchwornen begnadigte.

Das Engliſche Parlament war nunmehr als jemahls entſchloſſen die Thronfolge beſtimmt zu haben. Beyde Häuſer wollten ſich vereinigen die Königin gleichſam dazu zu zwingen. Man achtete nicht auf die Verſicherungen der Miniſter, die jetzt öffentlich der Eliſabeth Entſchluß erklärten, ſich ſelbſt zu vermählen. Niemand wollte es glauben. Da man aber mit dieſer Sache im Parlament fortfuhr, ſo unterſagte es die Königin durch einen Befehl. Ein ſolches Verbot war unter allen vorigen Königen nicht ungewöhnlich geweſen. Noch war die Freyheit der Engländer trotz ihrer Magna Charta ſehr unbedeutend. Es erregte daher Erſtaunen, als Wentworth, ein entſchloſſener Mann, im Unterhauſe auftrat, um ſich gegen die Befugniß eines Befehls zu erklären, der mit den Freyheiten des Parlaments ſtritt. Andre Glieder des Senats folgten dieſer Bahn, und ſagten, daß die Königin durch die Weigerung die Thronfolge zu beſtimmen, ſich als eine Stiefmutter ihres Volks zeigte, und daß nur allein Tyrannen ihre Nachfolger fürchten dürften. Eliſabeth nahm nun den gegebenen Befehl zurück, ließ aber bald darauf das Parlament aus einander gehn, nachdem es ihr noch kurz zuvor reichliche Subſidien bewilligt hatte. Ein Drittheil dieſer Summen wurde jedoch von ihr wieder zurück gegeben, indem ſie ſagte: „Das Geld iſt in meiner Unterthanen Beutel ſo gut aufbewahrt, wie „in meiner Schatzkammer.“

In der That war ſie jetzt, da der Friede fortdauerte, keiner außerordentlichen Summen benöthigt. Nicht Frankreich, nicht Spanien, nicht die Niederlande, ſondern Schottland war ihr Hauptaugenmerk, wo ſo ſonderbare Dinge geſchahn. Die Theilnahme der Maria an dem Morde ihres Gemahls war jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen; ſelbſt die Schottländiſchen Catholiken verloren die Liebe zu ihrer Königin, die in den Armen des unwürdigen Bothwel die ganze Welt vergaß. Das Volk war zum Aufruhr bereit, als er durch den Verſuch, den jungen Prinzen in ſeine Gewalt zu bekommen, der Sache endlich den Ausſchlag gab. Die vornehmſten des Adels machten jetzt einen Bund, deſſen Gegenſtand war, den königlichen Säugling zu ſchützen, und des Königs Mörder zur Strafe zu bringen. Bothwel flohe nun nach den Orkney-Inſeln, und Maria war gezwungen ſich als eine Gefangene in die Hände der Verbündeten zu überliefern. Sie wurde nach Edinburg gebracht, unter den lauten Verwünſchungen des Volks, das ſo weit ging, ihr allenthalben, wo ſie ſich nur zeigte, eine Fahne vorzutragen, worauf der Mord Heinrichs abgebildet war. Thränen und Wehklagen beantworteten dieſe Beleidigungen. Bothwel wurde ein Seeräuber. Er trieb aber das Handwerk nicht lange; denn ſein Schiff wurde genommen nebſt einigen ſeiner Bedienten, die als Mitſchuldige alle Umſtände des Königsmords ausſagten, und hingerichtet wurden. Bothwel entkam in einem Boot, floh nach Dänemark, wo er ins Gefängniß geworfen wurde, ſeine Sinne verlor, und zehn Jahr hernach im größten Elend ſtarb.

Maria gab mitten unter dieſen Drangſalen nicht ihre Liebe zu dem Unwürdigen auf. Sie ſchrieb ihm einen zärtlichen Brief, worin ſie erklärte, lieber alles zu dulden, ja ihrer Krone zu entſagen, als ihm ihr Herz zu entziehn. Der Brief wurde aufgefangen, und die Königin ſogleich nach einem der Familie Murray gehörigen Caſtell gebracht, wo eine alte Dame ſie ſehr ſtreng behandelte.

Eliſabeth betrachtete dieſen Zuſtand einer Nebenbuhlerin, die nicht mehr ein Gegenſtand des Neides und der Furcht war, mit Mitleiden. Dieſe Geſinnungen ließ ſie ihr durch ihren Geſandten melden, und dabey beſchwören, keinen

Gedanken von Rache zu hegen, als allein gegen die Mörder ihres Gemahls; zugleich trug ſie ihr an, ihren Sohn nach England zu ſchicken. Von den Verbündeten verlangte ſie die Freyheit der Königin. Sie bedeutete ihnen, daß ſie nicht ihre Richter wären, und es ihnen nicht erlaubt ſey, gegen ihre Herrſcher andre Waffen als Bitten und Vorſtellungen zu brauchen, und wenn dieſe nicht wirkſam wären, ſo müßte man ſich zum Gebet wenden und mit Geduld warten, bis es dem Allmächtigen gefiele, die Herzen der Fürſten zu regieren.

Dieſe Partheylichkeit der Eliſabeth ſetzte die Verbündeten in Furcht, die nichts geringers im Sinne hatten als der Maria einen förmlichen Criminalproceß zu machen, und dann zu beſtrafen. Viele ſprachen von einem ewigen Gefängniß, noch mehrere aber von einer wirklichen Hinrichtung, wozu ſie von den fanatiſchen Predigern aufgemuntert wurden, die mit der Bibel in der Hand Strafe forderten, und dieſe nach dem alten Teſtament beſtimmen wollten. Endlich gewann die minder ſtrenge Parthey die Oberhand; Maria ſollte ihre Freyheit wieder erhalten, aber mit ſchrecklichen Bedingungen.

Dieſe waren: die Krone ihrem Sohne zu überlaſſen, der noch in der Wiege lag, und den von ihr ehmahls verkannten Grafen Murray zum Regenten zu ernennen. Sie bewilligte alles in Thränen ſchwimmend, und ihr einjähriges Kind wurde ſofort unter dem Namen Jacob VI. zum Könige ausgerufen, und in Stirling feyerlich gekrönt. Der neue Regent, ein Mann von vielen Fähigkeiten, zeigte ſich auch gegen die unglückliche Dame ſehr ſtrenge. Er beſuchte ſie in ihrem Gefängniß, und überhäufte ſie mit bittern Vorwürfen; ſodann rief er ein Parlament zuſammen, worin die Königin für eine Mitſchuldige bey dem Mord ihres Gemahls förmlich durch einen Parlaments-Schluß erklärt, und dafür zur Gefängnißſtrafe verdammt wurde.

Eliſabeth zeigte bey dieſer Gelegenheit ihre Großmuth. Sie vergaß alles Vergangene, und nahm Maaßregeln, der Unglücklichen beyzuſtehn. Unerwartete Vorfälle ſchienen Maria zu begünſtigen. Die gegen ſie bewieſene Strenge erzeugte bey dem Volk Mitleiden. Hiezu kam das Mißvergnügen vieler Großen, die an der jetzigen Regierung keinen Theil hatten, ferner der Neid der Mitwerber um die Regentſchaft, der Haß der alten Feinde des Murray, und die Beſorgniſſe der catholiſchen Parthey. Alle dieſe wünſchten eine Veränderung zum Vortheil der Maria, und verſammelten ſich in Hamilton, wo zu ihrem Erſtaunen zu dieſer höchſt gelegenen Zeit ſich auch die Königin einfand, die durch Hülfe eines jungen Edelmanns, Namens Douglas, Mittel gefunden hatte aus ihrem Gefängniß zu entfliehen. Nun wurde die Empörung beſchleunigt, und in wenig Tagen waren 6000 Mann beyſammen. Der Regent rückte ſogleich dieſen Truppen entgegen, und ſchlug ſie nahe bey Glasgow aufs Haupt. Maria, die ſelbſt beym Treffen gegenwärtig war, flohe jetzt vom Schlachtfelde, und eilte nach England, wo ſie Schutz zu finden hoffte.

Eliſabeth befand ſich in einer verdrießlichen Lage. Ehre und Großmuth verpflichteten ſie jetzt der Maria nachdrücklich beyzuſtehn; die Politik hingegen verlangte Rückſicht auf die jetzt am Schottländiſchen Staatsruder ſitzenden Anhänger Englands, die durch Religion und Intereſſe mit Eliſabeth genau verbunden waren. Hiezu kamen auch viele andre

Gründe, die alle das Nachtheilige bewieſen, die Maria mit Gewalt wieder auf den Thron zu ſetzen. Es war doch nöthig ihr dieſe Geſinnungen zum Theil zu verbergen, und ſie wohl beobachten zu laſſen, damit ſie nicht bey fehlgeſchlagener Hoffnung nach Frankreich flöhe, und ſodann durch auswärtige Truppen unterſtützt Verſuche zur Wiedererlangung ihres Throns machen könnte, wobey England ſelbſt in Gefahr kommen dürfte. Denn noch hatte Maria ihre Anſprüche auf die Engliſche Krone nicht aufgegeben, und in ihrer Lage war ſie natürlich bereit alle Bedingungen einzugehn, die ihr Frankreich und Spanien nur auflegen würden; auch war in beyden Brittiſchen Königreichen die Anzahl der Catholiken noch ſehr beträchtlich. Allen dieſen Betrachtungen gab die Beredſamkeit des großen Miniſters Cecil das gehörige Gewicht, wobey er ſeiner Monarchin auch vorſtellte, daß wenn es ein königlicher Ruhm ſey, die unterdrückte Unſchuld zu beſchützen, ſo wäre es im Gegentheil eine Schande, Laſter und Mordthaten durch Schutz zu billigen; es ſey daher erforderlich der Maria Schuld oder Unſchuld zuvor genau zu kennen, ehe man den Grad der ihr gebührenden Achtung beſtimmen könnte.

Eliſabeth handelte nun nach dieſen Grundſätzen; ſie ließ der Maria ihr Beyleid bezeigen, ſchlug ihr aber das Geſuch ab, nach London eher zu kommen, bis ſie ſich wegen der großen Beſchuldigung des Mordes gerechtfertigt hätte. Maria weinte über dieſe Bothſchaft, und erklärte in der Angſt ihres Herzens, daß ſie Eliſabeth zum Richter in dieſer Sache annehmen wollte. Man hatte am Engliſchen Hofe dieſen Schritt erwartet, den man wünſchte. Nun wurde ſogleich ein Abgeordneter nach Schottland geſchickt, mit dem Verlangen, daß der Regent die Anhänger der Königin nicht weiter verfolgen, und Sachwalter nach London ſenden möchte, ſein bisheriges Betragen gegen ſie zu rechtfertigen. Murray ſtutzte über dieſen gebieteriſchen Ton, den er jedoch, von zahlloſen perſönlichen Feinden umgeben und ohne einen einzigen auswärtigen Bundsgenoſſen, verſchmerzen mußte. Er erwiederte, daß er ſelbſt in Begleitung von andern Commiſſarien nach London kommen, und alles dem Urtheil der Eliſabeth unterwerfen wollte.

Maria ſahe jetzt, daß ſie zu weit gegangen war. Einen Proceß mit ihren rebelliſchen Unterthanen an einem fremden Hofe zu führen, ſchien ihr etwas ſchreckliches, und nur allein die freundſchaftlichen Zuſicherungen der Eliſabeth vermochten ſie dazu. Es hieß, daß Maria nicht vor dem Engliſchen Tribunal als Beklagte aufträte, ſondern als Klägerin, und daß eigentlich ihre Unterthanen ſich wegen der Rebellion rechtfertigen ſollten. Man verſprach ihre Sache mit Englands Macht zu unterſtützen, ſelbſt auch wenn ihre Vertheidigung nicht gelingen ſollte. Einige Männer von vielem Verſtande waren zu ihrer Geſellſchaft auserſehn, um ihren Charakter zu ſtudieren. Sie fanden die Königin gar nicht gedemüthigt bey ihrem großen Unglück, im Gegentheil entſchloſſen, thätig und voller Hoffnungen, bereit alles eher zu ertragen, alle ihre Freunde in ganz Europa aufzubieten, ja ſelbſt bey Ungläubigen und Barbaren Hülfe zu ſuchen, als ihren Feinden gutwillig unterzuliegen. Durch ihre Beredſamkeit, durch die Macht ihrer Schönheit, und durch ihr einnehmendes Weſen, überzeugte ſie alle die ſich ihr näherten von ihrer Unſchuld. Dieſe Elgenſchaften verdoppelten die Gefahr nach einer glücklichen Flucht. Man brachte ſie daher durch eine Einladung tiefer ins Land, da ſie ſich bisher in Carliſle nahe an der Schottländiſchen Gränze aufgehalten hatte.

Die Stadt York war der zur Unterſuchung beſtimmte Ort. Eliſabeth ſchickte drey Commiſſarien dahin, unter welchen der Herzog von Norfolk den Vorſitz hatte. Maria ernannte neun Commiſſarien ihre Sache zu führen, und aus Schottland kam der Regent in eigener Perſon mit noch ſechs andern Großen des Landes die Königin anzuklagen. Die ganze Handlung war ein außerordentlicher Triumph für Eliſabeth, die nun als Richterin das Schickſal einer benachbarten Nation entſcheiden ſollte; einer Nation, die ſeit vielen Jahrhunderten Englands Feind geweſen war. Was dieſen Triumph erhöhete, war, daß ſich jetzt ſowohl das Glück als der gute Name einer gefährlichen Nebenbuhlerin ganz in ihren Händen befand. Die Sache zeigte ſich verwickelt, daher man auch die Gerichts-Scene von York nach London verlegte. Jetzt wurden die vornehmſten Engliſchen Miniſter Beyſitzer dieſes Tribunals, und

Eliſabeth erklärte, daß wenn Maria ſchuldig befunden würde, ſie des Throns unwürdig ſey. Nun ſprach Murray frey heraus, wobey er ſagte, daß die Nothwendigkeit der Selbſtvertheidigung alle Regeln der Delicateſſe überwiegen müßte. Auch trat der alte Graf Lenox, Vater des ermordeten Königs vors Tribunal, klagte die Maria als Mitſchuldige an, und flehete um Rache.

Die Commiſſarien der Beklagten erhielten Abſchriften von dieſer Klage, die ſie aber durchaus nicht beantworten wollten, unter dem ſonderbaren Vorwand, daß ſie ihrer Inſtruction gemäß alles was die Ehre ihrer Monarchin beträfe, mit Stillſchweigen übergehn ſollten, da ſie als eine Königin keinem Tribunal unterworfen wäre. Sie vergaßen, daß die Abſicht dieſer Proceduren war, Maria von der Beſchuldigung in den Augen der Welt zu reinigen, und Eliſabeth, die ſich immer noch auf ihre Seite neigte, einen Grund zu verſchaffen, ſich ihrer nachdrücklich anzunehmen. Murray zeigte Papiere auf, die man Bothwel abgenommen hatte, und größtentheils von Marias eigner Hand waren, ſo daß ihre Schuld nicht bündiger bewieſen werden konnte. Die Commiſſarien der Maria wollten nun den Proceß in eine Unterhandlung verwandeln, wozu ſie die Vermittelung der Eliſabeth wünſchten. Dieſe Prinzeſſin aber war weit davon entfernt jetzt nach erprobter Anklage auf der einen, und unerwarteten Ausflüchten auf der andern Seite, die Beklagte zu begünſtigen. Indeſſen that ſie noch einen Schritt. Sie ſchrieb an Maria ſelbſt, und ſtellte ihr das ihrer Ehre ſo nachtheilige vor, ſich nicht zu vertheidigen; ſie rieth ihr, wenn ſie es ihren Commiſſarien nicht auftragen wollte, ihre Vertheidigung ſelbſt ſchriftlich zu machen, und ſie einem vertrauten Manne zu geben, oder auch einem Engliſchen Hofbeamten, den Eliſabeth dazu abſenden würde. Die Antwort der Maria beſtand in der Bitte ſich perſönlich bey der Königin von England zu vertheidigen. Auch ſuchte ſie andre Ausflüchte. Sie klagte ſelbſt Murray und ſeine Freunde als Mörder des Königs an. Dieſe Klage aber kam jetzt zu ſpät, und war auch durch keine Beweiſe unterſtützt, daher man nicht darauf achtete.

Die Kläger gingen nun nach Schottland zurück. Eliſabeth that jetzt der

Maria den Antrag die Krone niederzulegen, oder ihren Sohn als Mitregenten anzunehmen, dabey aber während deſſen Minderjährigkeit Murray Regent des Königreichs bleiben ſollte. Maria verwarf dieſe Vorſchläge, und erklärte, daß ihre letzten Worte einer Königin von Schottland würdig ſeyn ſollten. Sie bath jetzt um Erlaubniß nach Frankreich reiſen zu dürfen, und berief ſich darauf, daß ſie freywillig nach England gekommen ſey, und folglich auch ihre Freyheit behalten müßte, nach Gefallen es wieder zu verlaſſen. Eliſabeth aber glaubte ihr Reich in Gefahr zu ſetzen, wenn ſie Maria reiſen ließe. Das Anſuchen der Reiſe wurde alſo abgeſchlagen, und Maria unter der Aufſicht des Grafen Shrewsbury nach der Grafſchaft Stafford gebracht.

Der Herzog von Norfolk, der erſte Pair von England, ein Mann von großem Anhang und einem ungeheuern Vermögen, warf ſeine Augen auf Maria, und hielt um ihre Hand an, die ihm auch von ihr zugeſagt wurde, ſobald ſie von Bothwel geſchieden ſeyn würde. Die Einwilligung der Eliſabeth zu dieſer Vermählung war jedoch gar nicht zu erwarten. Es wurde daher beſchloſſen die Sache heimlich zu betreiben, ſich durch Verbindungen zu verſtärken, und ſodann die königliche Zuſtimmung zu ertrotzen. Norfolk, der mit den größten Familien in England verwandt war, machte ein Bündniß, welchem die vornehmſten Edlen des Reichs, die Grafen von Bedford, Northumberland, Weſtmoreland, Arunkel, Pembroke und viele andre beytraten. Hiezu kamen alle Catholiken des Landes, die eifrig die Freyheit der Königin von Schottland wünſchten; ſelbſt der Graf Leiceſter, Eliſabeths Liebling, beförderte aus Privat-Urſachen den Entwurf. Norfolk glaubte ſich auch auswärts Zuſtimmung verſchaffen zu müſſen, und wandte ſich daher an die Höfe von Frankreich und Spanien, die dieſer Vermählung ihren Beyfall gaben. Nun wollten die Grafen von Northumberland und Weſtmoreland einen Aufruhr erregen, die Maria mit Gewalt befreyen, und nach Schottland führen. Norfolk verhinderte jedoch die Vollziehung dieſes Vorhabens.

Indeſſen waren alle dieſe geheimen Anſchläge Eliſabeths Wachſamkeit nicht verborgen geblieben. Sie warnte den

Herzog, der die Verbindung mit der Maria läugnete, und davon verächtlich ſprach. Da er jedoch durch dieſe Verſtellung keine Ueberzeugung hervorbrachte, ſo verließ er den Hof ohne Abſchied zu nehmen, und ging auf ſeine Güter. Bald aber gereuete ihn dieſer Schritt. Er wollte nun nach London zurück kehren, wurde aber ſchon unterwegs in Verhaft genommen, und nach der Tower gebracht, die Königin von Schottland aber nach Coventry geführt, aller Zugang zu ihr eine Zeitlang unterſagt, und die Zahl ihrer edlen Hüter vermehrt. Der Biſchof von Roß und andre Freunde des Herzogs hatten mit ihm gleiches Schickſal. Die Grafen von Northumberland und Weſtmoreland ſollten auch in Verhaft genommen werden, allein ſie griffen zu den Waffen, und von ihren Vaſallen, wie auch von allen in Nord-England wohnenden Catholiken unterſtützt, erſchienen ſie 6000 Mann ſtark im Felde. Sie machten ein Manifeſt bekannt, worin ſie ſagten, daß ſie nichts wider die Königin Eliſabeth unternehmen wollten, ihre einzige Abſicht ſey die Religion ihrer Vorfahren wieder herzuſtellen, die böſen Rathgeber vom Hofe zu entfernen, und der Königin Maria ſowohl als den andern Gefangenen die Freyheit zu verſchaffen. Der Graf von Suſſex rückte den Rebellen mit 7000 Mann entgegen, während der Graf von Warwick mit einem noch ſtärkern Corps ihnen in den Rücken zu kommen suchte. Bey dieſer Nachricht zerſtreuten ſich die Aufrührer ohne zu ſchlagen, und ihre Oberhäupter flohen nach Schottland. Norfolk hatte keinen Antheil an dieſem Aufruhr, vielmehr bot er, obgleich gefangen, alle ſeine Vaſallen auf zur königlichen Armee zu ſtoßen. Eliſabeth war mit dieſem Betragen ſo zufrieden, daß ſie jezt anſtatt der Tower ihm ſeinen eignen Pallaſt zum Verhaftsort anwies. Gegen die gefangenen Rebellen aber wurde mit großer Strenge verfahren, ſo daß achthundert von dieſen Unglücklichen unter Henkershänden ſtarben.

Eliſabeth hatte Grund noch mehrere Verſuche zum Beſten der Maria zu befürchten, ſie ſpielte daher ihre Rolle fort, und ſchmeichelte der Königin von Schottland mit fortdauernder Freundſchaft. Dieſe Maske war nöthig ſowohl um die Gefangene nicht zur Verzweiflung zu bringen, als auch dem unabläſſigen oft mit Drohungen vermiſchten Anhalten der Geſandten von Frankreich und Spanien zu ihrem Beſten, eine Wendung zu geben, wobey ſie jedoch fortfuhr den Regenten Murray nachdrücklich zu unterſtützen. Sie arbeitete mit ihm an dem Entwurf, Maria nach Schottland zu ſenden, wo ſie aller Macht beraubt, als eine Privat-Perſon leben ſollte. Der Plan war zu Stande und ſollte eben durch die Stände des Reichs zum Landesgeſetz gemacht werden, als der Regent von einem Schottländiſchen Edelmann, Namens Hamilton, aus Privat-Rache ermordet wurde. Eliſabeth war untröſtlich über dieſen Tod, den ſie öffentlich bejammerte. Es war gleichſam die Loſung zur Anarchie in Schottland. Die Anhänger der Königin Maria machten ſich Meiſter von Edinburg; andre fielen in England ein, und verwüſteten die nördlichen Grafſchaften. Es ſchien als ob die Parthey der Königin die Oberhand gewinnen wollte. Eliſabeth ließ daher den Grafen von Suſſex mit einem ſtarken Corps Truppen in Schottland einrücken, wobey ſie erklärte, daß ſie mit der Schottländiſchen Nation in Freundſchaft lebe, und nur die in England eingefallenen Räuber züchtigen wollte. Die Freunde der vorigen Regierung bekamen jetzt Muth, und wählten Eliſabeths Vorſchlag zu folge den Grafen Lenox, Vater des ermordeten Königs Heinrich, zum Regenten des Reichs. Eliſabeth gab ihm den Vorzug, ſowohl weil er als Großvater des jungen Königs auf die Adminiſtration während deſſen Minderjährigkeit gegründete Rechte hatte, als auch weil er ein unverſöhnlicher Feind der Maria war.

Nun wurde Schottland der Schauplatz aller mit einem Bürgerkriege verbundenen Greuel. Väter bewaffneten ſich gegen ihre Söhne, Brüder gegen Brüder, Freunde gegen Freunde. Der politiſche Haß vernichtete jede bürgerliche Tugend, und löſte alle Bande der Natur auf. Dies Feuer der Zwietracht wüthete in den unwegſamen Gebürgen, ſo wie in den Thälern; keine Stadt, kein Dorf, keine Hütte war davon frey. Lord Kirkaldy, ein eifriger Anhänger der Maria, jetziger Commandant des Edinburger Caſtells, befahl allen Einwohnern dieſer Hauptſtadt, die nicht für die Königin wären, innerhalb ſechs Stunden fortzuwandern. Die Gegenparthey wurde indeſſen alle Tage ſtärker; ſelbſt, mehrere von ihren Häuptern, ja ſogar einige vormahlige Vertraute der Maria geſellten ſich zu ihren Feinden, die in Stirling eine große Verſammlung hielten. Hier wurden alle Maaßregeln zur Wiederherſtellung der Ruhe genommen. Keine feindliche Truppen waren im Felde, und keine Gefahr ſchien denkbar, als, auf einmahl in der Nacht jedermann durch Kriegsgeſchrey vom Schlaf aufgeweckt wurde. Ehe man ſich noch beſinnen konnte, waren der Regent und die vornehmſten Schottländer gefangen.

Dieſe verwegene Unternehmung war der Entwurf des muthigen Kirkaldy, der ſich jedoch nicht perſönlich dabey befand. Er hatte vierhundert Mann dazu abgeſchickt, und dieſe, die die Stadtthore offen und nicht einmahl eine Schildwache auf dem Wall fanden, rückten nach Mitternacht ungehindert in Stirling ein. Alles war im tiefſten Schlaf, und in wenig Minuten waren die Großen des Reichs aus ihren Betten geriſſen, und auf Pferde gebunden, und nun ſollte der Zug nach Edinburg gehn, als ſich die Scene änderte. In der großen Beſtürzung hatte niemand Widerſtand gethan, als der Lord Morton, ein Mann von außerordentlichem Geiſte und ſeit vielen Jahren der Führer aller Schottländiſchen Staatsangelegenheiten. Dieſer Miniſter vertheidigte ſich in ſeiner Wohnung aufs äußerſte, und verließ ſie nicht eher, als bis das Haus in vollen Flammen ſtand. Durch den Widerſtand war Zeit gewonnen worden. Dreißig Soldaten kamen aus dem Caſtell den Bedrängten zu Hülfe, und fielen über die Feinde her, die ſich größtentheils mit Plündern beſchäftigten und zerſtreut waren; auch die Bürger ergriffen jetzt die Waffen, ſchlugen ihre Räuber todt, und jagten die andern in die Flucht; viele derſelben ergaben ſich als Gefangene ihren eben gemachten Gefangenen, die in der nehmlichen Minute abgeführt zu werden in Bereitſchaft ſtanden. Der größte Unfall bey dieſer Begebenheit war der Tod des Regenten, der gleich anfangs von den wüthenden Soldaten niedergehauen worden war. Man ſchritt ſofort zur Wahl eines neuen, die auf den Grafen von Mar fiel.

Maria wurde indeß durch allerhand Unterhandlungen beſchäftigt, die man bald aufſchob, bald abbrach, und dann wieder erneuerte. Die gefangene Königin, überzeugt daß der Engliſche Hof es nicht aufrichtig mit ihr meyne, glaubte nun alles zur Erlangung ihrer Freyheit verſuchen zu müſſen. Ein Vorfall aber, der um dieſe Zeit geſchah, diente nicht wenig Mariens Sache zu verſchlimmern. Det Pabſt Pius der V. durch die gefangene Königin aufgemuntert, die immer einen ſtarken Briefwechſel mit den Päbſten unterhielt, that Eliſabeth in den Kirchenbann, entſetzte ſie durch eine Bulle ihrer königlichen Würde, und entband ihre Unterthanen von dem ihr geſchwornen Eide. Felton, ein fanatiſcher Engländer, war ſo verwegen, dieſe Bulle an den Pallaſt des Biſchofs von London anzuſchlagen, und da er es ſeiner eingebildeten heiligen Handlung unwürdig hielt zu fliehen, oder die That zu leugnen, ſo erhielt er am Galgen die Märterkrone, wornach er geitzte.

Dieſer Schritt des päbſtlichen Stuhls hatte keine andre Wirkung, als den Haß der Engländer gegen alles was Römiſch war zu vermehren. In keinem proteſtantiſchen Lande hatte man ſo viel von catholiſchen Kirchengebräuchen beybehalten, wie in England. Die Biſchöfe, ſowohl als die untere Geiſtlichkeit, lebten noch nach der alten Form; ihre alte Kleidung, die Chorgeſänge und andre Dinge mehr, wahren unverändert geblieben. Jetzt ſetzte das Parlament ſelbſt Veränderungen feſt; ja einige Glieder des Senats ſchlugen ſogar vor, daß man anſtatt des gewöhnlichen auch noch beybehaltenen Knieens vor dem Sacrament, ſich lieber der Länge nach auf den Boden ausſtrecken ſollte, um auch hierin von den Catholiken abzuweichen. Man ſchrie gegen das Kreuzmachen bey der Taufe, gegen den Trauring, und gegen die Verneigung bey dem Namen Jeſus. Der Altar in den Kirchen mußte von der Mauer wegerückt, und mitten ins Gotteshaus geſtellt werden, weil das erſtere ein römiſcher Gebrauch war. Man würde in dieſen Aenderungen ſehr weit gegangen ſeyn, wenn die Königin es nicht verhindert hätte, die den Pomp beym Gottesdienſt ſehr billigte, und dagegen die Predigten nicht liebte, woran wahrſcheinlich das damals übliche fanatiſche Toben auf den Kanzeln ſchuld war. Sie ehrte das Zeichen des Kreuzes, und als einſt der Hofcaplan Nowel dagegen in einer Predigt eiferte, ſo ſtand die Königin von ihrem Sitz auf, und rief ihm mit lauter Stimme zu, er ſollte davon ſchweigen, und ſich an ſeinen Text halten.

Eliſabeths Unglück war ihre beſtändige Furcht wegen der Sicherheit ihres Throns. In den meiſten Europäiſchen Ländern ſahe ſie Religions- und Bürgerkriege, Aufruhr und Grauſamkeit. In Frankreich ſo wie in Deutſchland verfolgte und mordete man einander wegen der Meſſe. In Spanien mußte die Inquiſition durch ihre Schlangengeißel die Menſchen unter das eiſerne Joch des Aberglaubens halten. In den Niederlanden regierten der Herzog von Alba und ſeine Scharfrichter. In Schottland war eine beſtändige Anarchie; alle Edlen und Prieſter wollten hier herrſchen, und niemand gehorchen. An den meiſten dieſer Unruhen nahm Eliſabeth Antheil. Sie fuhr fort ſowohl die Niederländer als die Hugenotten in Frankreich heimlich zu unterſtützen, und lieh der Königin von Navarra auf ihre Juwelen eine große Summe Geld.

In dieſen unruhigen Zeiten meldete ſich ein Brautwerber. Die viele Jahre lang fortgeſetzten Unterhandlungen des

Erzherzogs Carl um Eliſabeths Hand waren endlich abgebrochen worden, weil man dem Erzherzog weder den Königstitel noch die freye Religionsübung in England bewilligen wollte. Jetzt trat der Herzog von Anjou, Bruder des Königs von Frankreich auf, ein junger Prinz von ſchöner Bildung und großem Ruf wegen ſeiner Tapferkeit. Der Franzöſiſche Hof hatte bey dieſem Geſuch die Abſicht Eliſabeth zu hintergehn, die ihrerſeits einen ähnlichen Plan machte.

Die Augen von ganz Europa waren indeſſen auf die Niederlande gerichtet, wo der Herzog von Alba, ein Wütherich, der nur nach Menſchenblut lechzte, im Namen ſeines Königs die außerordentlichſten Grauſamkeiten beging. Viele tauſend arbeitſame Bürger verließen ihr unglückliches Vaterland, bis dahin der Sitz der größten Induſtrie unſers Welttheils, und gingen nach England, das dadurch eine Anzahl noch nie gehabter Manufakturen bekam. Eliſabeth fand nicht länger nöthig ihre Partheylichkeit zu verbergen, Es fehlte dem König Philip, dem Herrn von Peru und Mexico, immer an Geld. Jetzt hatte er von den Genueſern 400,000 Kronen geborgt, die für die Truppen in den Niederlanden beſtimmt waren. Die Franzöſiſchen Hugenotten aber griffen im Canal die mit dieſem Geld beladenen Schiffe an, die nun in Plymouth Schutz ſuchten. Die Schiffer behaupteten, das Geld gehöre dem König von Spanien, da es aber noch im Beſitz der Genueſer war, ſo nahm Eliſabeth es weg als ein Anlehn, wofür ſie ſich als Schuldnerin erklärte. Die Hauptabſicht dabey war den geldbedürftigen Alba dadurch in Verlegenheit zu ſetzen. Er war auch wüthend, ließ alle in den Niederlanden befindliche Engländer in Kerker werfen, und entriß ihnen alles Eigenthum. Eliſabeth that ein gleiches mit den Niederländiſchen und Spaniſchen Kaufleuten, und gab überdem allen ihren Unterthanen die Erlaubniß, wo ſie nur könnten, die Repreſſalien gegen die Spanier fortzuſetzen. Es kam aber bald zu einem Vergleich, und die Gefangenen auf beyden Seiten wurden mit einer Schadloshaltung frey gelaſſen. Der Geldmangel des Alba war jedoch nicht gehoben, daher er zum Erpreſſen und Rauben ſeine Zuflucht nahm. Um ſeine Rache zu befriedigen, bemühte er ſich in England einen neuen Aufruhr anzuſpinnen, den er durch eine Landung Spaniſcher Truppen unterſtützen wollte, und fing deßhalb einen geheimen Briefwechſel mit Maria an. Der Herzog von Norfolk, ungeachtet er bey ſeiner Loslaſſung verſprochen, alle Verbindung mit der Königin von Schottland aufzugeben, hatte dennoch ſein Wort nicht gehalten. Jetzt ließ er ſich überreden Antheil an der künftigen Rebellion zu nehmen, und genehmigte, obgleich mit größter Behutſamkeit, die entworfenen Plane. Ein Zufall veranlaßte jedoch die Entdeckung noch lange bevor alles zur Ausführung reif war. Der Herzog wurde in Verhaft genommen; fünf und zwanzig Pairs hielten über ihn Gericht und verdammten ihn zum Tode. Die Königin verzögerte die Hinrichtung vier Monat lang, und erſt, nachdem das Parlament eifrig darum angeſucht hatte, gab ſie die dazu nöthigen Befehle. Er ſtarb ſtandhaft, und erkannte die Rechtmäßigkeit ſeiner Strafe. Der Biſchof von Roß, der ſich unter dem Titel eines Geſandten der Königin von Schottland am Engliſchen Hofe aufhielt, und auch Theil an dem Entwurf hatte, wurde erſt in die Tower geworfen, und hernach aus dem Königreich verbannt.

So verlor Maria abermahls zwey ihrer beſten Freunde.

Die Engliſche Nation war wegen des mit einem feindlichen Einfall verbundenen Plans zu einem Aufruhr ſo aufgebracht, daß das Parlament der Eliſabeth eine Bittſchrift übergab, worin man bat, der Maria ſchleunig den Prozeß zu machen. Die Königin hatte dieſes noch nicht beſchloſſen; ſie verwarf daher die Bitte, ließ aber der Maria von dieſer Geſinnung des Volks Nachricht geben, und ihre bisher gehabte Freyheit einſchränken. Sie nahm jetzt in Anſehung Schottlands andere Grundſätze an; denn der neue Regent Mar war auch geſtorben, und Morton, den ſie hochſchätzte und der ſich immer nach ihren Befehlen gerichtet hatte, war an ſeine Stelle gekommen. Jetzt ſchickte ſie Truppen nach Schottland, worauf alle Anhänger der Maria ſich unterwarfen, den einzigen Kirkaldy ausgenommen, der immer noch das Caſtell von Edinburg beſetzt hielt. Die Engländer belagerten es förmlich, und zwangen die Beſatzung ſich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Kirkaldy wurde ſeine Landsleuten ausgeliefert, die ihm den Proceß machten und ihn aufknüpften.

Nun war die Ruhe in Schottland völlig wieder hergeſtellt, aber mit derſelben verlor auch Maria den letzten Reſt ihres königlichen Anſehns.

Frankreich gab um dieſe Zeit der Welt das gräßliche Schauſpiel der Pariſer Bluthochzeit. Die Schandthaten dieſer bis zur Auflöſung unſers Erdballs gebrandmarkten Bartholomeus-Nacht, die ſelbſt damahls alle Rechtſchaffenen von jeder Religion und von jedem Volke mit Abſcheu betrachteten, gehören nicht hieher. Der Franzöſiſche Hof hatte kurz zuvor aus Beſorgniß wegen der wachſenden Größe Philips mit Eliſabeth ein Bündniß geſchloſſen, das dieſe Königin ſo wie alle redlich geſinnten Engländer jetzt für entehrend hielten. Der Engliſche Adel erbot ſich ſogar auf eigne Koſten eine Armee von 26000 Mann zu errichten, ſie nach Frankreich überzuſchiffen, und dort ſechs Monat lang zu unterhalten, welches jedoch Eliſabeth ausſchlug. Die gekrönten Mörder, Carl IX. und Catharina ſeine Mutter, wollten ihr dem Dämon des Fanatismus geweihetes Feſt durch eine vorgebliche Verſchwörung der Hugenotten beſchönigen, und Fenelon, der Franzöſiſche Geſandte in England erhielt Befehl unter dieſer Geſtalt das Geſchehene anzuzeigen. Fenelon war ein rechtſchaffener Mann, der die Grauſamkeit ſeines Hofes verabſcheute, und kein Bedenken trug laut zu ſagen, daß er ſich jetzt ſchämte, ein Franzoſe zu ſeyn. Er hielt um eine Audienz an, die er ſelbſt folgendermaßen beſchrieb; Die Melancholie war in jedem Geſicht zu leſen. Eine todte Stille wie in der Mitternachtsſtunde herrſchte in allen Zimmern des königlichen Pallaſts. Die Hofcavaliers, die Damen, alle in tiefe Trauer gekleidet, ſaßen in zwey Reihen, durch welche der Geſandte ging; niemand ſprach mit ihm, niemand grüßte ihn, ja man würdigte ihn nicht einmahl anzuſehn. Die Königin war jedoch nicht unfreundlich und hörte ſeine Rede gelaſſen an. Nach deren Endigung aber bezeigte ſie ihm ihr Erſtaunen über die unerhörte That, die, wenn ſie auch wirklich in einer Verſchwörung ihren Grund gehabt, doch unverzeihlich ſey, weil dadurch die Strafbaren mit den Unſchuldigen einerley grauſames Schickſal gehabt hätten. Sie erklärte ſich freymüthig über des Königs Pflichten, und ſagte, es ſey eines Monarchen unwürdig das Schwerd der Gerechtigkeit blutdürſtenden Mördern zu übergeben, und beſchloß ihre Rede mit der Aeußerung, daß ſie nach dem weitern Betragen ſeines Königs ihr Urtheil von ſeinen Geſinnungen formen würde.

Eliſabeth war gezwungen nicht ganz die Sprache ihres Herzens zu reden; denn ſie betrachtete immer noch ihren Thron als ſehr unſicher, wegen des Haſſes des Königs von Spanien, wegen der Anſchläge der Maria und der großen Menge zur Empörung bereit ſtehender Catholiken ſowohl im Innern ihres Königreichs, als in Irrland. Frankreichs Freundſchaft war ihr alſo nöthig, daher ſie auch die neuen Vermählungs-Vorſchläge mit dem Herzog von Alençon, dem dritten Bruder des Königs Carl, nicht von ſich wies. Dabey ſetzte ſie ihre Flotte in guten Stand, ließ die Miliz fleißig in den Waffen üben, befeſtigte Portsmouth, unterſtützte eifrig die ihr ergebene Regierung in Schottland, und erneuerte ihr Bündniß mit den Deutſchen Fürſten.

In den Niederlanden wurde der Krieg zwiſchen den Spaniern und den zur Verzweifung gebrachten Einwohnern lebhaft fortgeſetzt. Der Herzog von Alba, dieſer blutdürſtige Tyran, wettkeiferte gleichſam in Grauſamkeit mit Pizarro und allen unmenſchlichen Eroberern der neuen Welt, ſeinen würdigen Zeitgenoſſen. Endlich ging er nach Spanien zurück mit der ſonderbaren Selbſtbefriedigung in fünf Jahren 18000 Menſchen den Händen der Henker überliefert zu haben. Alles war jedoch vergebens; denn Spanien erſchöpfte bey dieſer unedlen Fehde ſeine Schätze, vernichtete ſeine ſieggewohnten Armeen, und verlor ſeinen National-Ruhm. Die Niederländer ſchickten jetzt fünf Abgeordnete nach England, um der Eliſabeth die Herrſchaft über alle unterdrückte Provinzen anzutragen. Die Königin hatte nie den Ehrgeitz Eroberungen zu machen; ihr einziger Wunſch war, ihre Staaten ruhig zu beherrſchen; auch liebte ſie den Krieg nicht, der jedoch nach der Annahme des Antrags unvermeidlich war. Sie ſchlug ihn daher höflich ab, dankte für das Zutrauen der Niederländer, und verſprach alle ihre Bemühungen anzuwenden, um einen Vergleich für ſie zu bewirken. Auch ſchickte ſie ſogleich den Ritter Cobham an Philip, um ihm vorzuſtellen, daß er ohnfehlbar die Niederländiſchen Provinzen verlieren würde, ſobald die innerlichen Unruhen in Frankreich geſtillt wären, und dieſe Macht Truppen zur Unterſtützung der Mißvergnügten dahin ſenden könnte. Philip ſchien dieſe Vorſtellung gut aufzunehmen, allein es wurde kein Schritt zu einem Vergleich gethan.

Requeſens, der neue Statthalter in den Niederlanden, betrug ſich beſſer wie Alba, und ſchon fingen die Einwohner an neue Hoffnungen zu ſchöpfen, als er plötzlich ſtarb. Nichts hielt nun die Spaniſchen Truppen, die in langer Zeit keinen Sold erhalten hatten, vom Aufruhr zurück. Sie wurden wüthend, plünderten das reiche Antwerpen, damahls die größte Handelsſtadt in Europa, und ermordeten viele Einwohner. Eben ſo verfuhren ſie mit Maſtricht und andern Oertern. Alle Städte wurden mit einem gleichen Schickſal bedroht. Die Provinzen vereinigten ſich und riefen den Prinzen von Oranien und die Holländer um Beyſtand an. Es kam nnn bald zu einem Vergleich, deſſen erſter Artikel die Entfernung der Spaniſchen Truppen war. Johann von Oeſterreich, natürlicher Bruder des Königs Philip, fand als neu erwählter General-Statthalter die Sachen in dieſer bedenklichen Lage. Von einem Widerſtand war nichts zu hoffen, aber alles zu fürchten; er beſtätigte daher den Vergleich, und die unglücklichen Einwohner genoſſen abermahls etwas Ruhe. Auch dieſe war von kurzer Dauer. Der Ehrgeitz des Statthalters konnte die Feſſeln nicht ertragen, die man ihm angelegt hatte. Er vernichtete den Vergleich, bemächtigte ſich der Feſtung Namur, und bewirkte bey Philip die Sendung einer Armee aus Italien. Johann, der militäriſche Talente beſaß, hoffte nicht allein alle Niederländiſche Provinzen ſelbſt Holland zu unterjochen, ſondern träumte auch von auswärtigen Eroberungen. Unter ſeinen ehrgeitzigen Entwürfen war auch der, die Königin Maria von Schottland zu heirathen, und ſich dadurch Anſprüche auf die Engliſche Krone zu erwerben.

Dieſe Abſichten blieben nicht unbekannt. Mehr bedurfte es nicht, um Eliſabeth zu nachdrücklichen Unternehmungen zu vermögen. Jetzt nahm ſie die Niederländer öffentlich in Schutz, ſandte ſogleich 20,000 Pf. St. für die dringenſten Bedürfniſſe dahin, und ſchloß einen Traktat mit ihnen, worin ſie den

Ständen 6000 Mann Hülfstruppen zu ſchicken, und 100,000 Pf. St. zu leihen verſprach. Die Niederländer bewilligten dagegen den Befehlshaber des Engliſchen Corps in den Staatsrath aufzunehmen, verſprachen ohne die Zuſtimmung der Königin weder ein Bündniß, noch Friede zu machen, und alle Kriegs-Operationen mit ihr zu verabreden; dabey verbanden ſie ſich auch, wenn England angegriffen würde, ein eben ſo ſtarkes Hülfs-Corps dahin zu ſchicken. Dieſer Tractat, dem die jetzt ſo mächtige Republik Holland ihre Exiſtenz zu verdanken hat, wurde den 7. Januar 1578. unterzeichnet. Johann nährte nicht lange die Beſorgniß der Eliſabeth; er ſtarb an Gift, das ihm wahrſcheinlich auf Philips Befehl, der ſeinen Ehrgeitz fürchtete, beygebracht war, und die verſprochenen Engliſchen Hülfstruppen wurden nicht nach Holland geſchickt.

England genoß indeß einer vollkommenen innerlichen Ruhe, des Erfolgs einer weiſen Regierung. Eliſabeth wurde von Frankreich gefürchtet, und ſelbſt der mächtige Spaniſche Monarch getraute ſich noch nicht gegen ſie loszubrechen; wegen ihrer Verbindung mit den Schottländiſchen Proteſtanten hatte ſie auch von dieſer Nation nichts zu fürchten; die Catholiken waren jetzt ſtille, und die Königin von Schottland eine Gefangene. Die Engländer benutzten dieſe Ruhe, um die Künſte des Friedens zu cultiviren. Der Patriotiſmus, der ſich mit der Religions-Wuth ſo wenig verträgt, und bisher mitten unter den Blutgerüſten und Scheiterhaufen in England nicht hatte aufkeimen können, kam jetzt im Gefolge vieler andern Tugenden vom Himmel herunter, und wurde das Erbtheil der Britten. Zahlreiche Handlungen zeigten den empor bluhenden National-Geiſt. Unter andern ließ Greſham, ein ſehr reicher Kaufmann in London, auf ſeine Koſten die Börſe, ein großes prächtig verziertes Gebäude errichten. Die Einweihung deſſelben war ein National-Feſt. Eliſabeth war mit ihrem ganzen Hofe dabey zugegen, und entſagte, um den edlen Patrioten deſto auffallender zu ehren, der Hofetiquette; ſie reichte dem Kaufmann Greſham ihren Arm, ließ ſich von ihm im Gebäude herumführen, überhäufte ihn öffentlich mit Lobſprüchen, und umarmte ihn ſodann vor den Augen des ganzen Volk, das ihr ein jauchzendes Vivat zurief.

In Schottland war die Regierung des jungen Königs nicht glücklich. Zwey unbedachtſame Jünglinge, die Grafen Lenox und Arran, waren Jacobs Günſtlinge, und da ihrem Ehrgeiz der alte Graf Morton im Wege war, ſo beſchloſſen ſie deſſen Untergang. Dieſer talentvolle Mann, vormahls Regent des Königreichs, hatte immer noch großen Einfluß in Staatsangelegenheiten, obgleich ihn der König haßte. Um ihn zu ſtürzen, wurde er als Theilnehmer am Morde des Königs Heinrich angeklagt. Morton berief ſich auf ſeine Unſchuld, und verlangte ein unpartheyiſches Gericht. Der Graf Angus, einer ſeiner Verwandten, wollte die Waffen ergreifen und ihn aus ſeinem Gefängniß befreyn, allein Morton ſchlug es aus. Eliſabeth war auch nicht müßig, um dieſen ihr ſo viele Jahre ergeben geweſenen Staatsmann zu retten; ſie ſchickte einen Geſandten nach Schottland, der auf die Entfernung des Lenox dringen mußte, und zwar wandte er ſich nicht an den König, ſondern an die damahls verſammelten Stände; er erinnerte ſie in einer nachdrücklichen Sprache an Eliſabeths Wohlthaten, an die Vortheile von Englands Freundſchaft, und verſprach ihnen, wenn Gewalt vonnöthen wäre, die Ruhe des Königreichs gegen üble Rathgeber zu ſichern, Geld und Soldaten. Dieſer Rede ein Gewicht zu geben, hatte Eliſabeth Truppen an die Gränzen Schottlands rücken laſſen. Allein die Günſtlinge Jacobs kehrten ſich nicht daran, vielmehr beſchleunigten ſie ihre gewaltſamen Maaßregeln. Alle Freunde Mortons wurden aus ihren Aemtern geſtoßen, und die ganze Nation aufgeboten die Waffen zu ergreifen. Der Engliſche Geſandte Randolph ſah ſich täglich durch Schmähſchriften gemißhandelt, ja es wurden ſogar Verſuche auf ſein Leben gemacht. Er verließ daher Edinburg in der Nacht, und eilte nach England zurück. Eliſabeth wollte keinen Krieg anfangen, ſondern nur drohen; da man aber dieſe Drohung nicht achtete, ſo ließ ſie die Truppen aus einander gehn. Nun war Morton ſeinem Schickſal überlaſſen, deſſen Entſcheidung auch bald erfolgte: er wurde als ein Mitſchuldiger am Königsmorde zum Tode verdammt und enthauptet. Er ſtarb mit großer Standhaftigkeit und

Verachtung gegen ſeine Feinde, die ihre Beleidigungen ſelbſt auf dem Blutgerüſte noch fortſetzten. Sein Kopf wurde auf einen Pfahl geſteckt, und ſein Leib auf dem Begräbnißplatz der Miſſethäter verſcharrt.

Nie war die Regierung Schottlands in ſchlechtern Händen. Die alten getreuen Diener des königlichen Hauſes wurden verſtoßen, und ihre Stellen mit unwürdigen Menſchen beſetzt; dabey bemühte man ſich dem Könige Ideen von unumſchränkter Macht beyzubringen, die bey ihm feſte Wurzel ſchlugen, und in der Folge das Unglück ganzer Generationen bewirkten. Man opferte die zarteſten Empfindungen dem Stolz auf. Maria ſchickte ihrem Sohn einige ihr ſehr werthe Kleinodien und eine Weſte, die ſie mit eigner Hand geſtickt hatte; ihr Secretär war der Ueberbringer dieſer Geſchenke und eines Briefs, in deſſen Aufſchrift Jacob nicht König, ſondern Prinz genannt wurde. Dieſes war hinreichend dem Secretär allen Zutritt beym König zu verſagen, und ihn mit Brief und Geſchenken zurück zu ſenden. Die Kirchenverſammlung ſetzte einen feyerlichen Feſttag an, und zwar wie es ausdrücklich hieß, die Gefahr abzuwenden, die dem Lande durch des Königs Umgang mit gottloſen Menſchen drohte.

Dieſe ſchändliche Adminiſtration war jedoch für jetzt von kurzer Dauer. Es entſtand eine Verſchwörung vieler Edelleute, die den auf der Jagd befindlichen König in das Schloß Ruthven lockten, das mit vielen Bewaffneten beſetzt war. Hier übergab man ihm eine ſehr ernſtliche Vorſtellung, worin man ſeine Günſtlinge als die gefährlichſten Feinde des Staats bezeichnete, und auf ihre Entfernung drang. Jacob, um ſie los zu werden, verſprach alles, und war überaus ungeduldig fortzukommen; als er ſich aber dem Schloßthor näherte, vertrat ihm Glamis, einer der Verſchwornen, den Weg, und wies ihn mit rauher Stimme zurück. Der König beklagte ſich bitterlich, bath, drohte, und da alles dies nichts helfen wollte, brach er in Thränen aus. „Nur zugeweint! ſagte Glamis, „es iſt beſſer, daß Kinder weinen, als „bärtige Männer.“ Dieſe Worte machten einen tiefen Eindruck auf Jacob, und nie konnte er ſie vergeſſen. Sein Gefolge wurde nun verabſchiedet, niemand von ſeinen Anhängern zu ihm gelaſſen, und er überdem zwar mit Reſpect behandelt, aber ſorgfältig bewacht.

Die beyden Günſtlinge waren über dieſen Vorfall außer ſich. Lenox wollte die Einwohner von Ediuburg vermögen die Waffen zu ergreifen, um ihren König zu befreyen, er fand aber kein Gehör. Der ungeſtüme Arran hingegen warf ſich aufs Pferd, von wenig Leuten begleitet, und ſprengte wie ein ſinnloſer Menſch nach dem mit ſeinen Todfeinden angefüllten Schloſſe Ruthven zu. Er wäre hier ſogleich in Stücken gehauen worden, allein der Graf Gowrie, einer von den Häuptern der Parthey, rettete ſein Leben aus Großmuth, und dieſe Großmuth führte ihn hernach ſelbſt aufs Blutgerüſt, ſeine Freunde ins Elend, und verdoppelte das Unglück ſeines Vaterlandes. Auf dieſe Weiſe entging Arran einem gewiſſen Tode; man begnügte ſich ihn nach dem Caſtell von Stirling zu bringen. Der gefangene König mußte nun in alles einwilligen was man verlangte. Er ließ eine Proclamation ergehn, worin er das Vorgefallene billigte, ſeine völlige Freyheit dem Volk meldete, alle Angriffe auf die bey dem Fang von Ruthven beſchäftigt geweſenen Perſonen unterſagte, und Lenox Schottland zu räumen befahl. Dieſer Günſtling verließ nun mit ſchwerem Herzen das Königreich, und ging nach Frankreich, wo er bald darauf aus Gram ſtarb.

Eliſabeth, deren Einfluß auf die Schottländiſchen Angelegenheiten eine Zeitlang ſehr geſchwächt worden war, ſahe dieſe Auftritte gern; ſie ſchickte Geſandten nach Schottland, unter dem Vorwand, ſich um die Sicherheit des Königs zu erkundigen, eigentlich aber in derAbſicht, die Mißvergnügten aufzumuntern. Dieſe nöthigten den König ihnen ein förmliches Begnadigungs-Document zu ertheilen; auch wandten ſie ſich an die Kirchenverſammlung, die eine Acte bekannt machte, worin es hieß: „daß die „Verbündeten Gott, dem Könige und „ihrem Vaterlande einen angenehmen „Dienſt geleiſtet hätten."

Maria erſchrak über die Lage ihres Sohnes, die der ihrigen nicht unähnlich war. Sie ſchrieb an Eliſabeth und bath ſie, den jungen König nicht ſeinen rebelliſchen Unterthanen zu überlaſſen. Der Brief aber war ſo voll von Klagen und Vorwürfen, daß der Endzweck dadurch nothwendig verfehlt wurde. Der Franzöſiſche Geſandte in London, Fenelon, erhielt Befehl von ſeinem Hofe ſich nach Schottland zu begeben, und alles anzuwenden den König zu befreyn. Eliſabeth ſchickte auch nun einen Geſandten dahin, unter dem Vorwand, Fenelon zu unterſtützen, eigentlich aber um auf ſeine Schritte aufmerkſam zu ſeyn. Der Schottländiſche Adel war gar nicht zufrieden, daß ſich Frankreich in ihre Angelegenheiten miſchen wollte; noch weniger war es die Cleriſey, die auf den Kanzeln gegen den Geſandten, gegen das Franzöſiſche Miniſterium, und gegen den König von Frankreich ſelbſt tobte. Die Pariſer Bluthochzeit gab den Predigern den herrlichſten Stoff. Man verwünſchte die Mörder; das Volk ſtimmte mit ein, und der höchſt beleidigte Geſandte eilte nach England zurück, ohne das geringſte bewirkt zu haben.

Nach einer zehnmonatlichen Gefangenſchaft fand der König Mittel zu entfliehn. Seine erſten Schritte nach erlangter Freyheit waren voller Mäßigung. Er verſammelte die Häupter beyder Factionen, den benachbarten Adel, und die Geiſtlichkeit, verſprach alles Geſchehene zu vergeſſen, und ſeine Unterthanen mit Liebe zu regieren. Zum Beweis ſeiner Aufrichtigkeit beſuchte er den Grafen von Gowrie, den Beſitzer des ihm ſo denkwürdigen Caſtells von Ruthven, und erneuerte deſſen völlige Begnadigung. Dieſer Plan der Mäßigung wurde jedoch bald abgeändert. Der König wünſchte ſeinen vorigen Günſtling den Grafen Arran zu ſehn. Die Hofleute, ja alle Rechtſchaffenen, die ihn umgaben, ſuchten ihn davon abzubringen. Jacob verſprach ſich mit einer einzigen Unterredung zu begnügen. Arran kam; das königliche Verſprechen wurde vergeſſen, und in wenig Tagen hatte dieſer unwürdige Menſch wieder alle Gewalt in Händen. Der erſte Gebrauch den er davon machte war die Begnadigung zu widerrufen, die den vormahls Verſchwornen nur nach einer demüthigen Anerkennung des Verbrechens ertheilt werden ſollte. Dieſes Eingeſtändniß, das Zuverſicht auf einen treuloſen rachgierigen Miniſter vorausſetzte, wollte niemand wagen. Alle flohen den Hof, begaben ſich auf ihre Güter, und flehten Eliſabeth um Schutz an.

Dieſe Königin ſchrieb nun an Jacob einen ſehr ſtolzen Brief, worin ſie ihm ſeinen Wortbruch, ſein unvorſichtiges Betragen, und die Zurückberufung des Arran vorwarf. Der König antwortete, daß Verſprechungen mit Gewalt erpreßt nicht länger gültig wären, als bis dieſe aufhörte, und daß es übrigens von ihm allein abhinge, ſeine Miniſter zu wählen. Dieſe ernſte unerwartete Antwort befremdete Eliſabeth nicht wenig. Es war ihr daran gelegen, den Charakter des jungen Monarchen näher zu kennen; ſie ſchickte daher ihren Staatsminiſter Walſingham als Bothſchafter nach Schottland, der mündlich die oben erwähnten Vorſtellungen beym Könige erneuerte, allein auch die nehmliche Antwort erhielt. Walſingham, der durch Arran und ſeine Creaturen täglich beleidigt wurde, kehrte bald wieder nach England zurück. Sein ſonſt ſcharfer Blick war diesmahl ſchief gefallen. Jacob, der größte Pedant, der je auf einem Thron geſeſſen, beſaß das Talent zu reden, womit er, dieſer Jüngling, den erfahrnen Engliſchen Miniſter ſo blendete, daß er von Jacobs Fähigkeiten große Begriffe bekam, und ſie auch der Eliſabeth ſo auszeichnend ſchilderte, daß ſie von nun an ihm mit größerer Achtung begegnete.

Arran ſetzte ſeine heftigen Maaßregeln fort. Alle zuvor Begnadigten wurden nun vorgeladen ſich als Gefangene zu ſtellen. Dies war das Signal zur Flucht; ſie ſuchten theils in England, theils in Frankreich Schutz. Dieſer Triumph der königlichen Parthey machte den Miniſter ſo kühn auch die Cleriſey anzugreifen. Alle Prediger in der Hauptſtadt ſo wie auch die Vornehmſten im Königreich legten daher ihre Aemter nieder, und begaben ſich nach England.

Hier dauerte die innerliche Ruhe noch immer fort, obgleich Eliſabeths Gemüth oft beunruhigt wurde. Der König Philip, deſſen Entwürfe gegen England noch nicht ausführbar ſchienen, befahl ein kleines Corps von ſiebenhundert Mann, theils Spanier, theils Italiäner nach Irrland überzuſchiffen, das voller Catholiken und Mißvergnügten war. Der Spaniſche General ließ gleich bey ſeiner Ankunft ein Fort errichten. Dieſes aber wurde bald von dem Grafen Ormond mit Engliſchen Truppen angegriffen. Die Spanier ergaben ſich auf Gnade und Ungnade, wurden aber alle niedergehauen, und 1500 Irrländer, die ihnen behülflich geweſen waren, als Rebellen aufgeknüpft. Die Klagen des Engliſchen Geſandten in Madrid wegen dieſer Invaſion wurden durch ähnliche Klagen über Drake beantwortet.

Dieſer große Seemann zog damahls die Augen der Welt auf ſich. Es war die Periode neuer Entdeckungen von Inſeln und Meeren. Drake war reich, und dieſen Reichthum wandte er zu Ausrüſtung von fünf Schiffen an, die mit hundert vier und ſechzig Mann beſetzt waren. Mit dieſen ſegelte er im Jahr 1577 aus England ab, und nahm ſeinen Lauf durch die Magellaniſche Straße ins Südmeer. Hier griff er die Spaniſchen Colonien an, denen ein Feind in dieſer Weltgegend eine unerhörte Erſcheinung war, plünderte die Städte, und nahm die Schiffe weg. Die Beſorgniß auf ſeinem Rückwege von den Spaniern angegriffen zu werden, zeichnete ihm ſeine Bahn nach Oſt-Indien. Er kam um das Vorgebürge der guten Hoffnung mit großer Beute beladen glücklich nach England zurück, und war, da der Portugieſe Magellan nicht das Ende ſeiner großen Fahrt erlebte, der erſte der die Reiſe um die Erde machte. Eliſabeth ſchlug ihn zum Ritter, und nahm ein prächtiges Banquet an, das Drake ihr auf ſeinem Hauptſchiffe gab, welches als eine Seltenheit von ganz London beſucht, und bis zur gänzlichen Vermoderung als eine Reliquie aufbehalten wurde.

Der Herzog von Alencon, der jetzt den Titel Herzog von Anjou führte, hatte ſeine Hoffnungen, die Hand der Eliſabeth zu erhalten, nicht aufgegeben, und die achtundvierzigjährige Königin, der ein zärtlicher Liebhaber von vier und zwanzig Jahren ein zu angenehmer Gegenſtand war, um ihn zu verabſchieden, hatte den verliebten Briefwechſel mit ihm fortgeſetzt. Der Herzog glaubte, daß der Franzöſiſche Geſandte in London ſeine Sache nicht eifrig genug betriebe, und ſandte daher einen eignen Agenten nach England. Dieſer Mann, Namens Simier, hatte viel Witz und beſaß alle Talente des feinen Umgangs. Er lernte ſehr bald die ſchwache Seite der Königin kennen, und ließ daher die Politik unberührt, dagegen waren immer angenehme Scherze, die ſchmachtende Liebe des Herzogs, Leidenſchaft und Galanterie, der Gegenſtand ſeiner Geſpräche. Dies gefiel ſo ſehr, daß ſelbſt die vertrauteſten Miniſter keinen ſo freyen Zutritt zu Eliſabeth hatten, als Simier.

Der Graf Leiceſter war nie zuvor bey dergleichen Heirathsanträgen beunruhigt geweſen, jetzt aber fing er an zu fürchten, daß Eliſabeths Herz von dieſem Franzoſen beſtrickt worden ſey. Um ihn verhaßt zu machen fand er kein beſſeres Mittel, als ſich der damahls herrſchenden Volksvorurtheile zu bedienen; er ſprengte aus, Simier habe die Königin bezaubert, und ihr Liebestränke gegeben. Dieſer, um ſich zu rächen, entdeckte nun der Eliſabeth ein Geheimniß, das keiner von ihren Hofleuten gewagt hatte, ihr zu ſagen, nehmlich, daß Leiceſter ſich ohne ihre Einwilligung heimlich vermählt habe. Die Königin war außer ſich und drohte ihn nach der Tower zu ſchicken. Sie ließ ſich jedoch beſänftigen. Leiceſters Wuth fiel nun auf den Franzöſiſchen Agenten, den er durch Meuchelmord aus der Welt ſchaffen wollte, wozu auch ein Mörder wirklich gedungen war. Eliſabeth wollte die ihrem ſo werthen Schmeichler drohende Gefahr dadurch abwenden, daß ſie ihn durch eine förmliche Proclamation unter ihren Schutz nahm. Dieſes hinderte doch nicht, daß, als ſie eines Tages in Begleitung des Simier und einiger Hofleute die Themſe herunter fuhr, auf ihr Boot vom Ufer gefeuert wurde. Die Kugel verwundete einen Ruderer. Bey der Unterſuchung hieß es, daß das Gewehr zufällig losgegangen ſey. Eliſabeth war damit zufrieden. Der Gedanke fiel ihr nicht ein, daß ihr wohl gar der Schuß hätte gelten ſollen; wie ſie denn überhaupt nicht leicht einem Argwohn gegen ihr Volk in ihrem Buſen Raum gab. Sie ſagte oft, „daß ſie von ihren Unterthauen nichts glauben wollte, was Eltern nicht von ihren Kindern glauben „würden."

Der Herzog von Anjou betrachtete nun den zum Tempel des Ehegottes führenden Weg gebahnt, und kam ſelbſt heimlich nach England, allein nur auf wenig Tage. Er ſprach mit der Königin einigemahl, ſodann reiſte er zufrieden wieder ab. Obgleich nicht wohl gebildet, hatte er dennoch durch dieſen Beſuch nichts verloren, vielmehr alles gewonnen; denn Eliſabeth befahl bald darauf ihren Miniſtern mit dem Franzöſiſchen Geſandten den Vermählungs-Tractat zu entwerfen. Nun ſchien alles richtig. Der Vergleich kam bald zu Stande. Die

Engländer waren jedoch mit dieſem Ehebündniß gar nicht zufrieden, das ihrer National-Größe den Untergang drohte. Sie tröſteten ſich jedoch mit der geringen Wahrſcheinlichkeit Eliſabeth als Mutter zu ſehen, da ſie jetzt ihr neunundvierzigſtes Jahr erreicht hatte. Ein Engländer ſchrieb ein Buch betitelt: Der Golph, worin England durch die Franzöſiſche Vermählung verſchlungen werden wird. Er wurde eingezogen, und ihm auf Befehl der Königin der Proceß gemacht. Das Urtheil war, daß er als ein Verläumder die rechte Hand verlieren ſollte. Der Starkmuth und Patriotismus dieſes Mannes waren ſo groß, daß er nach vollzogener Execution verſtümmelt und von Blut triefend, mit der linken Hand den Hut abnahm, ihn um den Kopf ſchwenkte und ausrief: „Gott ſegne die Königin!“ Nun wurde der Staatsminiſter Walſingham nach Frankreich geſchickt, um ſowohl den Vermählungs-Tractat völlig zu ſchließen, als auch, weil der König Philip ihr immer noch viel Beſorgniß machte, eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz mit Frankreich zu Stande zu bringen. Der Franzöſiſche Hof war zu allem bereit, und da nach

Eliſabeths Verlangen die Vermählungs-Unterhandlung zuerſt berichtigt werden ſollte, ſo fing man damit ſogleich an. Allein nun zeigte Eliſabeth ihre Unentſchloſſenheit, und ſandte Couriere über Couriere an Walſingham, bald die Sache zu beſchleunigen, bald damit einzuhalten. Da der Herzog kürzlich die Blattern gehabt hatte, erhielt der Miniſter von ihr den Auftrag ſeine Perſon wohl zu betrachten, und ihr zu melden, ob ſein Anſehn noch ſo wäre, um einem Frauenzimmer Neigung einzuflößen. Liebe, Ehrgeitz und andre Leidenſchaften kämpften unaufhörlich in ihrer Bruſt, und ſelbſt die ſcharfſichtigſten mit ihrem Charakter vertrauteſten Hofleute waren ungewiß, welche Leidenſchaft triumphiren würde.

In dieſer Zwiſchenzeit war der von den Niederländern zum General-Statthalter aufgerufene Herzog von Anjou beſchäftigt, den Feldzug in Flandern gegen die Spanier zu eröffnen, wozu der König, ſein Bruder, zwar keine Truppen, aber doch etwas Geld hergegeben hatte. Dies war aber nicht hinreichend. Der Prinz, der bereits Soldaten angeworben hatte, wandte ſich jetzt an Eliſabeth, die ihm ein Geſchenk von 100,000 Kronen machte. Nun rückte er ins Feld, entſetzte Cambray, und nachdem er ſeine Armee in die Winterquartiere geführt, kam er abermahls nach England. Es wurde eben damahls der Königin Krönungstag gefeyert; eine jährliche Hofbeluſtigung, wobey man ehedem alle Pracht des Landes aufbot. Mitten unter dieſem Pomp, nach einer langen vertrauten Unterredung zwiſchen der Königin und dem Herzog, im Verſammlungsſaal, zog ſie einen Ring vom Finger, und ſteckte ihm ſolchen an. Alle Hofleute erſtaunten und glaubten, daß ſie dadurch ihren endlich beſtimmten Willen öffentlich der Welt zeigen wollte. Der Niederländiſche Geſandte ſchickte auch ſogleich einen Courier mit dieſer großen Nachricht übers Meer. In Antwerpen und andern Städten in Flandern, wo man Eliſabeth wie eine Schutzgöttin verehrte, wurden die Canonen gelöſt und Freudenfeuer gemacht. Indeſſen war die Sache doch noch nicht zu Ende. Alle Vertraute der Königin mit dem Günſtling Leiceſter an der Spitze, alle Miniſter, alle Hofdamen, kurz jedermann, der ſich ihr näherte, machten ihr unabläſſig die ernſtlichſten Vorſtellungen wider dieſen Schritt, der ſie aus ſo vielen Gründen in den Augen ihrer Unterthanen und aller Europäiſchen Monarchen herabſetzen würde. Eliſabeth wankte und brachte ganze Nächte ſchlaflos zu. Endlich ſiegte der Ehrgeitz. Sie ließ den Herzog von Anjou rufen, meldete ihm ihren veränderten Entſchluß, und entſchuldigte ſich ſo gut ſie konnte. Anjou verließ ſie im größten Zorn. Noch im Vorzimmer warf er den von ihr erhaltenen Ring weg, und verfluchte den Unbeſtand des weiblichen Geſchlechts.

Die Beſorgniß der Eliſabeth wegen der künftigen Unternehmungen der Maria war noch immer groß; daher die Fortdauer einer Gefangenſchaft, die ſeit dem Verſuch des Herzogs von Norfolk ſehr eingeſchränkt geworden war. Die unglückliche Königin fing nach und nach an alle Hoffnung zu ihrer Befreyung aufzugeben. Ihre Wünſche wurden deßhalb ſehr gemäßigt. Sie erbot ſich alle Anſprüche auf Macht fahren zu laſſen; ihr Sohn ſollte ungeſtört auf dem Thron bleiben, nur wollte ſie mit ihm den bloßen königlichen Titel theilen. Noch mehr: ſie war zufrieden in England und zwar als eine Privatperſon, ja ſelbſt als eine

Art Gefangene zu leben, allein mit mehr Freyheit als bisher in Rückſicht auf Geſellſchaft und Leibesübungen. Eliſabeth fürchtete, daß dieſe größere Freyheit die Entweichung der Maria nach Frankreich befördern, und zahlloſe Intriguen erzeugen würde. Indeſſen ſchlug ſie dies gerechte Anſuchen, das von den Geſandten ſo vieler Höfe eifrig unterſtützt wurde, nicht geradezu ab, ſondern überließ es der Entſcheidung der Schottländiſchen Regierung, deren Antwort ſie zum voraus wußte. Jacob war gleichgültig gegen ſeine Mutter, und wollte nichts beytragen ihren Zuſtand zu erleichtern.

Nichts machte auf die unglückliche Maria einen ſolchen Eindruck, als der Undank ihres Sohnes. Sie ſchrieb an den Franzöſiſchen Geſandten: „Iſt das „dafür, daß ich ſo viel gelitten habe, um „ihm eine Erbſchaft zu ſichern, die mir „gebührte? Ich bin weit davon entfernt, „ſeine Autorität in Schottland zu beneiden. Ich würde nie wünſchen meinen Fuß in dies Land zu ſetzen, wenn „mich nicht das Vergnügen dahin führte, „nur einmahl einen Sohn zu umarmen, „den ich bis jetzt nur zu zärtlich geliebt „habe. Alles was er beſitzt und erwartet,

„kommt von mir; dagegen ich von ihm nie irgend eine Hülfe oder Wohlthat erhalten habe. Ich wünſchte, daß meine Bundsgenoſſen ihn nicht länger als einen König behandelten, denn er hat dieſe Würde nur durch meine Einwilligung. Und, wenn eine baldige Reue nicht bald meinen gerechten Zorn beſänftigt, ſo werde ich ihn mit meinem mütterlichen Fluch belaſten, und meine Krone jemand übertragen, der ſie ernſtlich zu vertheidigen wiſſen wird.“

Jacob war über dieſen gerechten Unwillen unbekümmert, und betrachtete mit großer Gleichgültigkeit ihre Lage, die nun immer trauriger wurde. Verſchiedene Vorfälle ſchienen die Strenge der Eliſabeth zu rechtfertigen. Man entdeckte in England eine Verſchwörung. Throgmorton, ein Engliſcher Edelmann, wurde eingezogen. Unter ſeinen Papieren fand man Entwürfe einer feindlichen Invaſion, und eine Liſte aller vornehmen Catholiken in England. Er geſtand auf der Tortur ſeine Correſpondenz mit Maria und alle Umſtände eines ſchrecklichen zum Untergang der Nation abzweckenden Plans, welches er jedoch alles auf dem Richtplatz widerrief. Es entſtanden bey vielen

Zweifel über die Wahrheit der durch Martern erpreßten Ausſage; allein eine neue Begebenheit hob dieſe bald. Creighton, ein Schottländiſcher Jeſuit, befand ſich auf einem Schiffe, das von Flandern nach Schottland ſegelte, unterwegs aber von Seeräubern verfolgt wurde, die damahls die Meere ſehr unſicher machten. Creighton riß in der Angſt einige Papiere entzwey und warf ſie ins Meer. Durch einen ſonderbaren Zufall wurden die Stücke vom Winde ins Schiff zurück geworfen, von einem Mitreiſenden aufgefangen, und nach geſchehener Landung zum Miniſter Walſingham gebracht, der ſie zuſammen fügte. Der Inhalt betraf einen Entwurf des Königs von Spanien und des Herzogs von Guiſe in England einzufallen. Die ganze Nation gerieth in Beſtürzung. Man verwünſchte die Maria, und um ihre Anhänger von fernern Verſuchen abzuſchrecken, ſo traten viele tauſend von allen Volksclaſſen zuſammen, um eine ſonderbare Acte zu unterzeichnen. Dieſe Verbündeten gelobten unter den feyerlichſten Eidſchwüren „die Königin Eliſabeth gegen alle ihre Feinde zu „vertheidigen, und wenn man ihrem Leben nachſtellen ſollte, um einen andern

„Kron-Prätendenten zu begünſtigen, ſo „wollte man dieſen nicht anerkennen, „ſondern alle in ſolcher abſcheulichen „Handlung verwickelte Perſonen raſtlos „bis zum Tode verfolgen.“ Dieſe Privatacte wurde nachher durchs Parlament beſtätigt, das jetzt ſtrenge Geſetze gegen die Catholiken machte, und allen Prieſtern dieſer Religion befahl innerhalb vierzig Tagen das Königreich zu räumen. Das Mitleiden mit der Maria wurde noch mehr geſchwächt, da man einen von ihr an den Ritter Inglefield geſchriebenen Brief auffing, worin ſie ihren Wunſch äußerte, die große Unternehmung bald ausgeführt zu ſehn, mit dem Beyſagen, daß man auf die Gefahr ihres Lebens keine Rückſicht nehmen ſollte, weil ſie es mit Freuden für die Unterdrückten ihrer Kirche aufopfern wollte. Der Graf Shrewsbury war funfzehn Jahr lang der Hüter der Maria geweſen. Er hatte ſie immer mit Ehrfurcht behandelt, und ihr manche nicht von der Eliſabeth erlaubte Freyheit verſtattet. Jetzt wurde er ſeines Amts entlaſſen, und die Gefangene zwey Rittern Paulet und Drury übergeben, von denen man weniger Nachſicht erwartete.

Eliſabeth konnte den Verluſt ihres ſo lange gehabten Einfluſſes in die Schottländiſchen Angelegenheiten nicht ertragen; ſie ließ ſich daher herab den unwürdigen Arran zu gewinnen, der ſich auch nicht abgeneigt zeigte, durch ihr Anſehn ſeine Macht noch feſter zu gründen. Die Folge davan war, daß den nach England geflohenen, nun aber nicht mehr von der Eliſabeth beſchützten Schottländern, jetzt der Proceß gemacht wurde. Sie verloren ihre Güter und andre Beſitzthümer, deren größten Theils ſich Arran bemächtigte.

Durch die vorbeſagten Engliſchen Geſetze gegen die Catholiken wurde der Geiſt des Fanatismus von neuem belebt. Parry, Doctor der Rechte und ein geborner Engländer, war wegen eines Verbrechens zum Tode verdammt, aber von der Königin begnadigt worden. Nun verließ er England und ging nach Italien, wo er ſich öffentlich zur catholiſchen Religion bekannte. Fanatiſche Prieſter bewieſen ihm, daß der Mord der Eliſabeth eine gottgefällige Handlung ſey. Parry beſchloß auf dieſem Wege die Gnade Gottes zu erwerben. Der päbſtliche Nuntius in Mayland, Campeggio, beſtätigte ihn in ſeinem frommen Vorhaben, welches auch der päbſtliche Nuntius in Paris, der Prälat Ragazzoni, that Der Engliſche Fanatiker ſchrieb nun ſelbſt an den Pabſt, und bath um die Abſolution und ſeinen heiligen Segen. Er erhielt alle dieſe geiſtlichen Ausrüſtungsmittel durch den Cardinal Como, und nun ſchiffte er nach England über. Sein Gewiſſen war jedoch nicht ganz ruhig, daher er beſchloß gütliche Mittel zum Beſten der Catholiken zu verſuchen. Eliſabeth ertheilte ihm eine Audienz, worin er ihr verſicherte, daß viele Verſchwörungen wider ſie gemacht wären; und ſie aufs dringenſte bath, wenn ſie ihr Leben liebte, den Catholiken freye Religionsübung zu geſtatten. Er kam oft nach Hofe, und zwar aus Beſorgniß, daß ihn der fanatiſche Paroxismus zur Unzeit anwandeln möchte, immer ohne Mordinſtrumente. Da Parry nichts durch Vorſtellungen ausrichten konnte, ſo wurde die Ausführung ſeines alten Entwurfs beſchloſſen, den er jetzt einem ihm gleichgeſinnten Freunde Nahmens Nevil mittheilte. Die Königin war gewohnt auszureiten. Auf einem ſolchen Spazierritt wollte man ſie erſchießen, und wäre es nicht möglich nach der That zu entfliehn, ſo wollten ſie ihr Leben willig für die vermeinte Sache Gottes aufopfern. Während aber, daß ſie auf eine bequeme Gelegenheit warteten, ſtarb der wegen Rebellion verbannte Graf von Weſtmoreland. Nevil war der Erbe ſeiner Würde und ſeiner jetzt ſequeſtrirten Güter. Der Ehrgeitz ſiegte nun bey ihm über die Schwärmerey. Er hoffte durch die Anzeige der Verſchwörung die Gnade der Königin und die glänzende Erbſchaft zu erhalten. Alle Umſtände wurden von ihm entdeckt. Die Miniſter erſchraken, ließen Parry in Verhaft nehmen, und vor Gericht bringen. Er wollte läugnen, allein der den Richtern vorgelegte Originalbrief des Cardinals Como machte ihn ſtumm, und bewirkte ſeine Hinrichtung. Dieſe hinderte jedoch nicht einen neuen Entwurf ſolcher Art. Sommerville, ein Edelmann aus der Grafſchaft Warwick, den die Schwärmerey faſt unſinnig gemacht hatte, glaubte durch den Mord der Königin alle ſeine Sünden büßen zu können, und reiſte deßhalb nach London. Seine Reden aber und wunderliches Betragen erregten Verdacht; man zog ihn ein, da er ſich denn im Gefängniß ſelbſt entleibte. Dieſe Verſuche geſchahen zu eben der Zeit, da der große Wilhelm von Oranien, der Stifter von Hollands Freyheit, der edelſte Patriot und Schutzgott der proteſtantiſchen Religion in dieſem Lande, zu Delft durch die Fauſt eines Meuchelmörders, den ihn anbetenden Batavern entriſſen wurde.

Dieſes Volk war jetzt auf dem Punct unterzuliegen. Der Herzog von Parma, jetzt Befehlshaber der Spaniſchen Armee in den Niederlanden und einer der größten Feldherrn ſeines Zeitalters, unterjochte eine Provinz nach der andern; alle Truppen, die wider ihn auszogen, wurden zerſtreut, und alle Feſtungen belagert oder bedroht. Der Herzog von Anjou, erwählter Statthalter dieſes bedrängten Landes, der Bräutigam der Eliſabeth, war geſtorben, und mit ihm Frankreichs Hülfe verſchwunden. Um dieſe wieder zu erlangen, trugen die Niederländer dem König Heinrich III. die Souveränität ihrer Provinzen an. Dieſer Monarch aber war wegen der bürgerlichen Kriege, die noch immer ſeine unglücklichen Staaten verheerten, genöthigt dies Anerbieten auszuſchlagen. Nun ſchickten die Niederländer eine feyerliche Geſandtſchaft an Eliſabeth, um ihr nochmahls die Herrſchaft über die Niederlande anzutragen. Die Meinungen der Engliſchen Miniſter waren ſehr getheilt. Philips Macht war damahls das Schrecken der Welt. Er hatte kürzlich Portugal nebſt allen dazu gehörigen Indiſchen Eroberungen mit der Spaniſchen Monarchie vereinigt, die jetzt in allen Welttheilen zahlreiche Colonien hatte, und den Handel unter allen Himmelsſtrichen faſt allein beſaß. Alle Italiäniſchen Fürſten, ſelbſt der Pabſt, hingen von Philips Wink ab; in Frankreich wirkte er durch den ihm ganz ergebenen Herzog von Guiſe, und in Deutſchland war der Kaiſer ſein naher Verwandter und Bundsgenoß. Eliſabeth ließ ſich dadurch nicht betäuben; ſie wählte jedoch unter den ihr ertheilten Rathſchlägen die Mittelſtraße. Der vor ſieben Jahren mit den Staaten geſchloſſene Tractat wurde mit einigen Zuſätzen erneuert, und der Graf Leiceſter ſchiffte mit 6000 Mann nach Holland über. Er hatte ein überaus glänzendes Gefolge, worunter fünf hundert Edelleute waren. Man empfing ihn mit ausgezeichneten Ehrenbezeigungen. In allen Städten ſahe man Triumphbogen und Freudenfeuer; und um noch mehr ſeine Gunſt zu erlangen, ſo gaben ihm die Staaten eine Leibwache und ernannten ihn zum General-Statthalter der vereinigten Niederlande. Man wollte dadurch Eliſabeth ſchmeicheln, verfehlte aber das Ziel gänzlich; ſie war darüber ſo aufgebracht, daß ſie ſowohl den Staaten als Leiceſter die bitterſten Vorwürfe machte, und nur mit Mühe beſänftigt wurde. Leiceſter beſaß bey ſeinem Ehrgeitz weder Muth noch Fähigkeiten, und jetzt ſtand er an der Spitze einer Armee gegen einen großen Feldherrn, der die damahls beſten Truppen in Europa anführte. Freunde und Feinde ſagten auch, daß Eliſabeth, die ſonſt ſo wohl zu wählen wußte, dieſes einzigemahl aus Zuneigung ſehr ſchlecht gewählt hätte. Nach einem elenden Feldzug, worin er den Muth ſeiner Soldaten ſehr ſchlecht genutzt, und jedermann durch ſeinen Stolz und durch ſeine Herrſchſucht wider ſich empört hatte, verließ er die Armee, und eilte nach England.

Da der Krieg mit Spanien nun einmahl angefangen war, und Amerika dieſer Monarchie die größten Hülfsquellen verſchaffte, ſo wurde der Admiral Drake mit zwanzig Kriegsſchiffen dahin geſchickt. So groß war das Vertrauen der Nation auf den heldenmüthigen Anführer, daß ſich auf dieſer Flotte außer den Seeſoldaten und Matroſen 2300 Freywillige großentheils von angeſehenen Familien einſchifften. Drake ſegelte erſt nach dem grünen Vorgebürge, wo er St. Jago überrumpelte. Hier fand er einen ungeheuern Vorrath von Proviant, aber keine Schätze. Nun nahm er den Lauf nach der Inſel Hiſpaniola, wo er St. Domingo mit Sturm eroberte, ohne jedoch die Stadt zu plündern. Die Einwohner mußten ihre Häuſer und übriges Eigenthum durch Geldſummen ranzioniren. Ein gleiches Schickſal hatte Carthagena, das nach vielem Widerſtande erobert wurde. Auf der Küſte von Florida wurden die Städte St. Antonius und St. Helena verbrannt. Drake fand auf der Küſte von Virginien, einem Lande, das der Ritter Raleigh entdeckt und dem jungfräulichen Stande ſeiner Königin zu Ehren ſo genannt hatte, die Ueberbleibſel einer von dieſem Ritter gepflanzten Colonie, die von ihrem Urſprung an immer ſinkend geweſen war. Dies war der erſte Verſuch der Engländer eine Colonie anzulegen, und er mißlang ſo ſehr, daß dieſes Volk, das ſeitdem alle Nationen von Europa in der Kunſt Colonien zu pflanzen und durch Induſtrie zu beſeelen übertroffen hat, ſich damahls nicht dabey zu benehmen wußte. Die im Elend lebenden Pflanzer in Virginien fleheten Drake um die Gunſt an, ſie mit fortzunehmen. Ihr Geſuch wurde bewilligt, und nun verließen ſie freudig ihre Hütten, und kamen mit der ſiegreichen mit Gold beladenen Flotte nach England zurück. Was dieſe Expedition verewigt, iſt, daß durch dieſelbe der erſte Tobak ins Königreich kam.

Der jetzt angefangene Krieg drohete eine lange Dauer, daher Eliſabeth vorzüglich von Seiten Schottlands Sicherheit wünſchte. Obgleich Arran ihr jetzt ergeben zu ſeyn ſchien, ſo hatte ſie doch zu dieſem Miniſter wegen ſeines ſchlechten Charakters kein Vertrauen; hiezu kam die Nachricht, daß er heimlich ſowohl mit Maria als mit dem Herzog von Guiſe correſpondirte. Sie bemühete ſich deßhalb ihn durch allerhand Mittel zu ſtürzen. Ihr Geſandter Wotton, ein ganz für Jacobs Charakter ausgeſuchter Mann, ſchmeichelte ſich ſo ſehr in des Königs Gunſt ein, daß Arran als ein Gefangener ins Caſtell von St. Andreas geſetzt wurde. Doch blieb er hier nicht lange; in kurzer Zeit ſtand er wieder in ſeinem mächtigen Poſten. Nun machte Wotton den Entwurf, ſich der Perſon des Königs zu bemächtigen und ihn mit Gewalt nach England zu führen. Dies Vorhaben aber wurde entdeckt, und der Geſandte zur ſchleunigen Flucht genöthigt. Eliſabeth hatte jetzt alles von Arrans Haß zu fürchten; ſie unterſtützte daher die zahlreichen Verbannten, die in Schottland eindrangen, und ſich wegen des allgemeinen Mißvergnügens mit der Regierung in wenig Tagen an der Spitze von 10,000 Mann ſahen. Man empfing ſie allenthalben als Retter ihres Vaterlandes, und flehte den Himmel öffentlich an, ihre Waffen zu ſegnen. Der König rückte ihnen zwar mit einer ſtärkern Armee entgegen, allein er vermied ein Treffen, weil ſeine Soldaten ſo mißvergnügt wie die ganze Nation waren. Die andre Parthey zeigte dagegen mehr Thätigkeit. Stirling und andre feſten Plätze wurden eingenommen; Arran rettete ſich durch die Flucht, und dem betäubten Jacob blieb nun nichts als ein Vergleich übrig. Die Forderungen der bewaffneten Lords waren ſehr gemäßigt. Eine völlige Begnadigung in beſter Form, die Entfernung der Unwürdigen von der Perſon des Königs, und ein neues Parlament. Zur Sicherheit dieſer Zuſage, die Jacob ohne Bedenken machte, mußten ihnen aber die vornehmſten Forts des Königreichs eingeräumt werden. Die erſte Handlung des neuen unabhängigen Senats war, den Grafen Arran aller ſeiner Aemter und Würden zu entſetzen, und ihn durch eine öffentliche Proclamation für einen Feind des Landes zu erklären. Er behielt zwar ſeine Freyheit, ſank aber ganz zu ſeinem urſprünglichen Stand herab, und führte wieder den Titel, Hauptmann Stewart. Alle Volksclaſſen gewannen bey dieſer Revolution, nur nicht die Cleriſey, deren Forderungen unbefriedigt blieben. Die Prediger ſchoben nun alle Schuld auf den König, nannten ihn auf den Kanzeln den Verfolger der Kirche, den großen Sünder; ja einer, Namens Gibſon, belegte ihn an heiliger Stätte mit dem Fluch der auf Jerobeam fiel, daß er kinderlos ſterben und der letzte ſeines Geſchlechts ſeyn möchte.

Eliſabeth benutzte den Umſtand der ihr jetzt ganz ergebenen Schottländiſchen Regierung mit Jacob ein Bündniß zu ſchließen, der hiezu ſelbſt die Hand both.

Die Hauptartikel dieſes Tractats waren, daß beyde Theile ſich verbanden, die evangeliſche Religion aus allen Kräften zu beſchützen, und im Fall einer feindlichen Landung in England oder Schottland, ſollte der nicht ſelbſt bedrohte Theil dem andern nach Beſchaffenheit der Gefahr entweder eine Anzahl Hülfstruppen ſenden, oder mit der ganzen Macht zu Hülfe kommen.

Der Fanatismus brütete in dieſem unglücklichen Zeitalter immerfort; allenthalben ſahe man deſſen ungeheure Geburten: raſtloſe Verfolgung der Proteſtanten, martervolle Hinrichtungen, Meuchelmord und Verſchwörungen. Die nach dem Blut der Ketzer lechzenden Schwärmer kannten kein beſſeres Ziel als die Königin Eliſabeth. Der Tempel, wo dieſes hölliſche, dem Dämon des Fanatismus geweihete Feuer vorzüglich genährt wurde, war das kürzlich angelegte Engliſche Seminarium zu Rheims, wo Frankreichs Könige gekrönt werden. Hier lehrten die Prieſter ihre Zöglinge, daß die vom Pabſt Pius V. gegen Eliſabeth erlaſſene Bulle vom Heiligen Geiſt ſelbſt dictirt worden ſey. Viele Jünglinge ſeufzten nun nach der Märterkrone.

Savage, ein junger Officier, that ein feyerliches Gelübde, Eliſabeth zu ermorden, und kam in Geſellſchaft eines gleich geſtimmten Prieſters, Namens Ballard, nach England. Babington, ein junger, reicher, der Maria ſehr ergebener Edelmann in Derbyſhire, verſprach ihnen allen Beyſtand, und unter andern auch eilf durch Freundſchaft und Religionseifer verbundene Perſonen, ſämmtlich von guten Familien und bekannter Treue, als Theilnehmer zu verſchaffen. Babington unternahm mit hundert Reitern die Königin von Schottland zu befreyen; andre ſollten in verſchiedenen Grafſchaften Aufruhr erregen, während daß Savage mit fünf andern die Königin ermorden wollte. Man hoffte alle Catholiken würden ſodann zu den Waffen greifen, da denn Maria den Thron von England beſteigen, ihre Macht durch auswärtige Hülfe befeſtigen, und die alte Religion wieder herſtellen würde. Die Verſchwornen ſchmeichelten ſich, daß ihr Vorhaben ein tiefes Geheimniß ſey, allein ſie betrogen ſich ſtark. Einer von dem Bunde war längſt ein Spion der Regierung, gegen welche er immer heftig loszog, um ſein Spiel zu verbergen. Dieſer alſo gab den Miniſtern von allem Nachricht. Ein andrer von den Verſchwornen, Gifford, ein geldſüchtiger Prieſter, beſtätigte dieſelbe. Er ſteckte der Maria immer heimlich Briefe zu, und empfing ihre Antworten. Alles kam in Walſinghams Hände. Man ließ ſie ruhig fortarbeiten, bis man glaubte der Gefahr nicht länger trotzen zu dürfen. Nun wurden ſie ſämmtlich in Verhaft genommen, und da ſie alles vor Gericht geſtanden, hingerichtet. Maria, die keine Entdeckung ahndete, wollte eben in Begleitung ihrer Hüter ausreiten, als man ihr ſagte, daß alles verrathen ſey. Sie ſank faſt in Ohnmacht, und wollte wieder nach ihrem Zimmer zurück kehren allein es wurde ihr nicht geſtattet. Man eröffnete ihr Cabinet, und bemächtigte ſich aller Papiere, die nach Hofe geſandt wurden; auch ihre vornehmſten Bedienten nebſt ihren beyden Secretären wurden in Verhaft genommen. Man fand ſechzig verſchiedene Schlüſſel zu Chiffern und in ihrer Chatulle 2000 Pf. St. an baarem Gelde; auch dieſes nahm man ihr weg, und ſie ſelbſt wurde nach Fotheringay, einem feſten Caſtell in Northamptonſhire gebracht.

Es waren im Tribunal Briefe zum Vorſchein gekommen, die Maria an die Verſchwornen geſchrieben hatte. Das Engliſche Volk war über alle dieſe wiederhohlten Nachſtellungen ihrer Monarchin äußerſt aufgebracht. Man ſagte, es ſey jetzt augenſcheinlich, daß das Wohl beyder Königinnen nicht neben einander beſtehn könne, und daß es ungereimt wäre, die Ruhe Englands einer fremden Perſon aufzuopfern. Es hieß, die beleidigte Nation habe die gerechte Rache in Händen, und müßte ſie daher vollziehn. Nichts als der Tod der einen Königin könne das Leben der andern Königin und mit demſelben die fortdauernde Wohlfahrt des Reichs ſichern. Dies war der Gegenſtand aller Volksgeſpräche, ſo wie der ernſtlichſten Berathſchlagungen im königlichen Cabinet. Die Miniſter behaupteten, daß wenn es gleich nicht ſchwer ſey, Maria ſelbſt genau zu verwahren, ſo ſey es doch unmöglich den Rebellionen, den Verſchwörungen, den Mordverſuchen, kurz allen den Unternehmungen vorzubeugen, die, durch Eigennutz, Politik oder Fanatismus erzeugt, zum Beſten der gefangenen Königin von ihren in- und ausländiſchen Freunden unaufhörlich verſucht werden würden. Leiceſter rieth zur Vergiftung, und ſchickte einen Geiſtlichen zu Walſingham, um ihm das Unſündliche dieſes Mittels zu erklären; der Miniſter aber verwarf es mit Abſcheu. Ein öffentlicher, zwar nicht geſetzwidriger, aber doch beyſpielloſer Proceß wurde endlich für die ſchicklichſte Verfahrungsart gehalten.

Der Tempel der Themis wurde jezt mit großem Pomp geöffnet. Man wollte die Würde der hohen Beklagten ehren. Die vierzig vornehmſten Perſonen des Königreichs, ſowohl durch ihre Geburt als durch ihre Staatsämter, und fünf Oberrichter, oder Präſidenten der Tribunäle, ſollten die große Sache unterſuchen und entſcheiden. Der Titel der Maria machte den Rechtsgelehrten viele Schwierigkeiten. Es war ſonderbar, daß zu eben der Zeit, da man das Weſen der Juſtiz verlezte, man für die leeren Formalitäten ſich ſo beſorgt zeigte. Endlich kam man überein, daß ſie in den Gerichtsacten genannt werden ſollte: Maria, Tochter und Erbin des verſtorbenen Königs von Schottland Jacob V. gemeiniglich genannt, Königin von Schottland und verwitwete Königin von Frankreich.

Dieſe unglückliche Dame war längſt überzeugt, daß man ihren Tod ſuchte; ſie erwartete alle Tage vergiftet zu werden, allein nie fiel ihr der Gedanke der Möglichkeit ein, daß ſie öffentlich als eine Verbrecherin vor Gericht gezogen werden könnte. Ihr Erſtaunen war daher über alle Beſchreibung, als die königlichen Commiſſarien zu ihr kamen, und ihr einen Brief von der Eliſabeth brachten, worin ſie ihr unter den bitterſten Vorwürfen Nachricht gab, daß ihre Verbrechen unterſucht werden ſollten; ſie wurde dabey erinnert, da ſie ſo lange unter dem Schutz der Engliſchen Geſetze gelebt hätte, ſich dem Tribunal zu unterwerfen. Maria betrug ſich bey dieſer Bothſchaft mit vieler Würde. Sie betheuerte ihre Unſchuld, ſchlug es aber ab die Commiſſarien als Richter in ihrer Sache zu erkennen. „Ich kam in dies Königreich, „ſagte ſie, als eine unabhängige Fürſtin, „die Königin um Hülfe zu erſuchen, aber „nicht mich ihrer Authorität zu unterwerfen. Mein Geiſt iſt durch meine „Unglücksfälle noch nicht ſo herab geſunken, daß ich vor Gefahr zittern, oder „etwas einer gekrönten Monarchin unwürdiges thun ſollte. Wenn mir der

„Proceß gemacht werden ſoll, ſo können „nur Fürſten allein meine Richter ſeyn. „Die Unterthanen der Königin von England, ſo edel ihre Geburt auch immer „ſeyn mag, ſind unter meinem Range. „Von dem Augenblick an, da ich dies „Königreich betrat, bin ich wie eine „Gefangene behandelt worden, die Engliſchen Geſetze haben mir keinen Schutz „gewährt, und nun will man ſie verletzen, „um mir das Leben zu nehmen.“

Alle Vorſtellungen und Bitten der Commiſſarien waren vergeblich. Endlich droheten ſie nach der Gerichtsordnung zu verfahren, und auch ohne ihre Vertheidigung ein Urtheil zu ſprechen, das ſodann nach der Form Rechtens nicht günſtig für ſie ausfallen könnte. Maria blieb zwey Tage lang unbeweglich. Das wohl ausgeſonnene Argument eines Richters aber gab der Sache den Ausſchlag. Er ſagte, daß ſie durch ihre Weigerung vor dem Tribunal zu erſcheinen, ihrer Ehre den empfindlichſten Stoß gäbe, allen Verdacht rechtfertigte, alle Beſchuldigungen beſtätigte, und ſich des einzigen Mittels beraubte ihre Unſchuld zu beweiſen. Nun gab Maria nach, die keinen Freund um Rath fragen konnte, und trat den folgenden Tag vor Gericht, jedoch mit der Proteſtation, daß, ob ſie gleich auf die Beſchuldigungen Antwort geben wollte, ſie doch das gegenwärtige Tribunal nicht für das ihrige anerkenne.

Der Proceß war ſehr feyerlich. Die Richter ſaßen in der großen Halle des Caſtells mit bedecktem Haupt und Maria ſaß gegen ihnen über. Der Grund der Anklage, wobey der General-Advocat als Kläger auftrat, war die letzte Verſchwörung. Man las die Abſchriften von Mariens Briefen, die Bekenntniſſe der Verſchwornen vor ihrer Hinrichtung, und die freywilligen Ausſagen ihrer eignen Secretäre. Die Briefe bewieſen ihr Mitwiſſen um alles. Viele bezogen ſich auf Verſchwörungen und Rebellionen; andre hatten zum Gegenſtand, die Spanier zu einer Invaſion in England zu vermögen. Dieſe Documente wurden mit großer Beredſamkeit zergliedert. Maria ohne Advocaten und Rathgeber befand ſich in einer traurigen Lage; ſie hörte alles aufmerkſam an, bis die Klage völlig vorgetragen war, ſodann erhob ſie ſich von ihrem Stuhl, und machte mit majeſtätiſcher Würde ihre Vertheidigung. Einige Puncte der Anklage läugnete ſie durchaus, worunter auch die Theilnahme an den Mordverſuchen war; dagegen räumte ſie ein, daß ſie verſprochen dem Könige von Spanien die Krone von England abzutreten, wenn ihr Sohn die catholiſche Religion nicht annehmen würde. Das Verhör dauerte zwey Tage, ſodann reiſeten die Commiſſarien nach Weſtminſter. Die beyden Secretäre der Maria, die man ungeachtet ihres Anſuchens mit ihr nicht hatte confrontiren wollen, wurden nochmahls vor die Sternkammer gefordert, und da ſie ihre vorige Ausſage mit einem Eide beſtätigten, ſo wurde Maria förmlich einer Verſchwörung wider Eliſabeths Leben ſchuldig erklärt, worauf nach den Engliſchen Geſetzen die Todesſtrafe ſtand. Beyde Parlamentshäuſer beſtätigten dies Urtheil; ja ſie gingen ſo weit, die Königin in einer Addreſſe zu erſuchen, ſo lieb als ihr ihre eigne Sicherheit, die Erhaltung der proteſtantiſchen Religion, und die Wohlfahrt ihres Volks wäre, die Vollziehung des Urtheils nicht länger zu verſchieben. Dieſe Addreſſe war der Eliſabeth ſehr angenehm; indeſſen verbarg ſie ihre Gedanken, und bath das Parlament ein Mittel auszuſinnen, wodurch ſie, ohne die öffentliche Sicherheit in Gefahr zu ſetzen, entübrigt ſeyn könnte, eine Königin und eine nahe Blutsverwandte hinrichten zu laſſen. Das Parlament verdoppelte ſeine Vorſtellungen und behauptete, daß Güte gegen Maria Grauſamkeit gegen Eliſabeths Unterthanen wäre: es hieß es ſey Ungerechtigkeit die Vollziehung des Geſetzes einem einzelnen Menſchen zu verſagen, aber noch mehr einem ganzen Volke, das einmüthig dieſe National-Gerechtigkeit als ein Pfand ihrer mütterlichen Liebe erwarte.

Alle Europäiſche Monarchen waren über dies Verfahren erſtaunt, das die den Herrſchern geheiligte Ehrfurcht in den Augen aller Völker verletzte, und ihre Diademe entweihete. Man betrachtete es als eine unerhörte Herabwürdigung der Königsrechte. Faſt alle Geſandten am Engliſchen Hofe machten die ernſtlichſten Vorſtellungen; ſie bathen, ſie drohten; auch der König von Frankreich Heinrich III. ein Feind des Guiſe, verwandte ſich für die unglückliche Königin. Eliſabeth blieb unbeweglich und verachtete ſelbſt Jacobs Zorn. Dieſer Monarch, ſo gleichgültig ihm auch bisher das Schickſal ſeiner Mutter geweſen war, fing jetzt an ſich als Sohn zu zeigen. Vergebens bemühte man ſich ihn durch eine öffentliche Erklärung zu beſänftigen, worin es hieß, daß das Urtheil weder ſeine Ehre, noch ſeine Anſprüche auf die Engliſche Krone ſchwächen könnte. Der Gedanke, ſeine Mutter unter des Henkers Händen ſterben zu laſſen, vertilgte bey ihm für jetzt alle andre Betrachtungen. Auch der Stolz der Schottländiſchen Nation wurde rege. Die Großen verſammelten ſich und drangen in den König dieſe Schmach ſeines Bluts nicht zu leiden, und den Tod der Königin Maria entweder aus allen Kräften zu hindern, oder zu rächen. Da Douglas, ſein Geſandter in London, nichts ausrichten konnte, ſo ſchickte er ihm den Ritter Keith zu Hülfe, und als auch deſſen Vorſtellungen unbeantwortet blieben, ſchrieb Jacob eigenhändig an Eliſabeth, drohete ihrer Freundſchaft zu entſagen und als ein Sohn zu handeln, der das ſeiner Mutter angethane Unrecht mit Gefahr ſeiner Krone und ſeines Lebens ahnden müßte. Dieſer Brief erregte den Zorn der Eliſabeth ſo ſehr, daß ſie die Schottländiſchen Geſandten ſogleich aus dem Lande ſchaffen wollte. Ihre Miniſter aber, denen

Jacobs große Kriegsrüſtungen nicht gefielen, vermochten ſie jedoch zu einer ſanften Antwort. Sie verſprach Vorſchläge von ihm anzuhören, und indeß die Vollziehung des Urtheils aufzuſchieben.

Dies Urtheil aber wurde jetzt öffentlich bekannt gemacht, wobey Eliſabeth nicht vergaß anzuzeigen, daß das Parlament ſolches von ihr erzwungen habe. Zwey Abgeordnete mußten nun Maria davon Nachricht geben. Sie hörte ſie mit einer triumphirenden Miene an, und ſagte: „Nach ſo vielem Leiden iſt mir der Tod „ein willkommner Befreyer. Ich bin „ſtolz darauf, daß die Proteſtanten mein „Blut verlangen, und ſterbe alſo als eine „Märtererin der catholiſchen Religion.“

Von dieſem Augenblick an hörte man auf ihr wie einer Königin zu begegnen. Der Thron in ihrem Staatszimmer wurde weggenommen, ja ihr Hüter Paulet ſetzte alle Ceremonien beyſeite, und bedeckte ſich ſogar in ihrem Cabinet. Maria ſchrieb nun an Eliſabeth ihren letzten Brief, worin ſie jedoch mit keinem Wort ihr Urtheil abzuwenden ſuchte. Er enthielt einige Gunſtbezeigungen, die ſie von Englands Königin erflehte. Sie bath, daß ihr Leichnam nach Frankreich geſchickt werden möchte, um daſelbſt in geweiheter Erde bey der Aſche ihrer Mutter begraben zu werden; ferner wünſchte ſie die Gegenwart ihrer Bedienten bey ihrem Tode, als Zeugen, daß ſie als eine catholiſche Chriſtin ſtürbe, und daß ſodann dieſe Bedienten mit den kleinen ihnen zugetheilten Vermächtniſſen ungehindert nach Frankreich reiſen könnten; endlich bath ſie um einen catholiſchen Prieſter ſie zur Ewigkeit vorzubereiten. Sie beſchwor die Eliſabeth bey der Seele ihres gemeinſchaftlichen Ahnherrn Heinrich VII. bey ihrer Blutsfreundſchaft, ja bey dem Namen Jeſus, ihre Bitten nicht abzuſchlagen, und ihr deren Gewährung durch einige Zeilen von ihrer königlichen Hand zu melden. Dieſer Brief blieb unbeantwortet, weil Eliſabeth glaubte, das Anſuchen aus vielen Urſachen nicht geſtatten zu können. Man trug der Maria einen proteſtantiſchen Geiſtlichen an, den ſie jedoch nicht annahm, und ſich nun allein zum Tode bereitete.

Jacob ſchickte neue Geſandten nach London, erboth ſich für alle künftige mit Mariens Wiſſen unternommenen Verſchwörungen zu haften, und dafür Geiſel zu geben. Vielleicht hätte man dies angenommen, allein Gray, einer der Geſandten, betrog ſeinen König, und rieth ſelbſt unter der Hand das Urtheil geſchwind zu vollziehn, wobey er es auf ſich nahm Jacobs Zorn zu beſänftigen, und oft das alte Sprüchwort anführte: „Die Todten beißen nicht.“ Man ſprengte Gerüchte aus von neuen Verſchwörungen, von der Ankunft einer Spaniſchen Flotte, von der Landung einer Franzöſiſchen Armee unter dem Herzog von Guiſe, und von einem Einfall der Schottländer in England. Das betäubte Volk verlangte nun laut die Hinrichtung der Maria, als das einzige Mittel dem Königreich Ruhe zu verſchaffen. Nun wurde das Todesurtheil von Eliſabeth unterzeichnet, und auf ihren ausdrücklichen Befehl auch mit dem großen Reichsſiegel bekräftigt. Die Vollziehung wurde zwar nicht anbefohlen, allein die verſammelten Geheimen Räthe glaubten jetzt genugſam authoriſirt zu ſeyn, den geheimen Wunſch der Königin zu erfüllen, und die Scene eigenmächtig anzuordnen. Dieſe Handlung geſchah im königlichen Pallaſt, gleichſam vor Eliſabeths Augen, und Eliſabeth ſchwieg. Ein von ihnen allen unterſchriebener Befehl zur Hinrichtung wurde an den Ober-Sheriff der Grafſchaft geſandt, und dabey den Grafen von Shrewsbury und von Kent Vollmacht ertheilt, auf die Vollziehung des Urtheils zu ſehen.

Es war am 7ten Februar 1587 als dieſe Commiſſarien auf dem Schloß Fotheringay anlangten, und Maria erinnerten, ſich den folgenden Morgen zum Tode bereit zu halten. Die unglückliche Königin zeigte ſich ganz gelaſſen, betheuerte aber nochmahls, indem ſie mit der Hand eine nahe liegende Bibel berührte, ihre Unſchuld an Babingtons Verſchwörung. Sie fragte nun, ob Eliſabeth ihre Bitten gewährt habe, worauf ſie jedoch keine befriedigende Antwort erhielt. Nun bath ſie dringend ihrem Beichtvater den Zutritt zu geſtatten, damit er ihr wenigſtens in den letzten Stunden ihres Lebens beyſtehn möchte. Man war ſo grauſam ihr auch dieſe Gunſt abzuſchlagen; dagegen trug man ihr den Doctor Fletcher, einen proteſtantiſchen Geiſtlichen an. Maria ſchlug es ab ihn zu ſehn, worauf der Graf von Kent ergrimmte, und ihr ins Geſicht ſagte, daß ihr Tod der proteſtantiſchen Religion ein neues Leben geben würde.

Sie hatte die Schwierigkeit den Gebräuchen ihrer Kirche gemäß zu ſterben vorhergeſehn, und daher die Vorſicht gehabt, ſich von dem Pabſt Pius eine geweihete Hoſtie ſenden zu laſſen, die ſie für die letzten Stunden ihres Lebens heilig aufbewahrt hatte. Ihre Bedienten, die dieſe Unterredung angehört hatten, jammerten laut, und ſtürzten in Thränen zerfließend zu Mariens Füßen, die ihnen jedoch Troſt einſprach.

Sobald die Todesbothen ſich entfernt hatten, fiel die Königin, umringt von den auf der Erde liegenden Bedienten, auf ihre Knie und dankte Gott, daß das Ende ihrer Leiden ſo nahe ſey, wobey ſie den Himmel um Stärke anflehte den kleinen Reſt des Leidens ſtandhaft zu ertragen. Sie brachte den größten Theil des Abends zu mit Anordnung ihrer weltlichen Angelegenheiten, und ſchrieb ihr Teſtament eigenhändig. Ihr Geld, ihre Kleinodien und ihre Kleider vertheilte ſie unter ihre Bedienten, nach ihrem Rang oder Verdienſten; ſodann ſchrieb ſie zwey Briefe, einen an den König von Frankreich und einen an den Herzog von Guiſe, beyde voll erhabener Geſinnungen; ſie empfahl ihre abſcheidende Seele ihrem

Gebet, und ihre troſtloſe Bedienten ihrem Schutz. Ihr Abendeſſen war wie gewöhnlich mäßig; ſie ſprach nicht allein ohne alle Unruhe, ſondern ſogar mit Freudigkeit des Gemüths, trank die Geſundheit eines jeden Bedienten, und bath ihn um Verzeihung, wenn ſie ihn beleidigt haben ſollte. Alle tranken ihr nun wieder zu auf ihren Knien, und flehten ſchluchzend auch ihre gütige Königin um Vergebung ihrer Fehler an. Sie legte ſich zu ihrer gewöhnlichen Zeit zur Ruhe, und ſchlief ſanft einige Stunden lang. Des Morgens ſtand ſie ſehr zeitig auf um zu beten, und fuhr mit dieſem heiligen Geſchäft ununterbrochen fort, ſo daß ſie noch am Altar kniete, als der Sherif um acht Uhr in ihr Zimmer trat. Er meldete ihr die Stunde ſey gekommen. Sie ſprang auf und ſagte ſie wäre fertig. Nun nahm ſie von ihren Dienern Abſchied, und ging mit unverändertem Geſicht, geſtützt auf zwey Männer, zu dem beſtimmten Richtplatz. Ihre Kleidung war ſchwarzer Sammt prächtig verziert; nur an hohen Feſttagen hatte ſie ſolche getragen. Ein Agnus Dei hing an einer Kette um ihren Hals; ihr Roſenkranz war an ihrem Gürtel befeſtigt, und ihrer Hand trug ſie ein elfenbeinernes Cruciſix. Unten an der Treppe empfingen ſie die beyden Grafen im Gefolge vieler benachbarten Edelleute. Hier fand ſie auch den Ritter Melvil, ihren Haushofmeiſter, der ſeit einigen Wochen von ihr entfernt geweſen war, jetzt aber Erlaubniß erhalten hatte, ihr das letzte Lebewohl zu ſagen. Er ſtürzte zu ihren Füßen, rang die Hände, und bejammerte ihr ſchreckliches Unglück, und ſein Loos die traurige Bothſchaft nach Schottland bringen zu müſſen. „Weine nicht, guter „Melvil, ſagte ſie, du haſt vielmehr Urſache dich zu freuen; denn noch heute „wirſt du Maria Stuart von allen Bekümmerniſſen befreyt ſehn, und zwar „durch ein ſolches Ende ihrer Leiden, als „ſie lange erwartete. Sey ein Zeuge, „daß ich ſterbe, unverändert in meiner „Religion, feſt in meiner Treue gegen „Schottland, und unwandelbar in meiner Neigung gegen Frankreich. Grüße „meinen Sohn, und ſage ihm, daß ich „nichts nachtheiliges gethan habe, weder „gegen ſein Königreich, noch gegen ſeine „Ehre und ſeine Rechte. Möge Gott „es allen denen vergeben, die ohne Urſache nach meinem Blute gedürſtet ha-

„ben.“ Nach dieſen Worten küßte ſie, ihr Geſicht in Thränen gebadet, den knienden Melvil, und ſagte: „Noch ein„mahl lebe wohl, guter Melvil, und ſtehe „deiner Königin mit deinem Gebete bey.“

Nur mit großer Mühe und nach wiederholten dringenden Bitten erlangte ſie die Einwilligung der beyden Grafen, daß Melvil nebſt drey männlichen und zwey weiblichen Bedienten ſie zum Schaffot begleiten könnten, weil man deren Geſchrey und abergläubige Ceremonien fürchtete. Der Graf von Kent wollte dieſe Bitte der Maria durchaus nicht geſtatten, ob ſie ſich gleich auf das Anſtändige berief, Bedienten von ihrem Geſchlechte bey ihrem Tode um ſich zu haben, und auf die Unwahrſcheinlichkeit, daß Eliſabeth ſo ſtrenge Befehle gegeben haben ſollte. Maria, die ſich gegen die Schrecken des Todes geſtählt hatte, wurde durch dieſe unwürdige Behandlung ſo gerührt, daß ſie ihrer Würde eingedenk ausrief: „Ich bin nahe verwandt mit eurer Kö„nigin, und ſtamme aus dem königlichen „Blut Heinrichs VII. Ich bin eine ver„mählte Königin von Frankreich und eine „geſalbte Königin von Schottland.“ Dieſer königliche Trotz wirkte, und nun wurde ihre Bitte bewilligt.

Das Blutgerüſt war in der mit Zuſchauern ganz angefüllten Halle errichtet, wo man ſie verhört hatte. Es war ſo wie der dazu gehörige Stuhl, Küſſen und Block ganz mit ſchwarzem Tuch bedeckt. Maria beſtieg es mit heiterem Geſicht, machte das Zeichen des Kreuzes und ſetzte ſich auf den Stuhl. Nun wurde der Befehl zu ihrer Hinrichtung laut vorgeleſen, worauf ſie jedoch nicht die geringſte Aufmerkſamkeit hatte, ſondern mit ſorgloſer Miene da ſaß. Nach Vollendung dieſer Ceremonie näherte ſich der Dechant von Peterborough, Doctor Fletcher, um mit ihr zu beten. Maria erklärte aber gleich, daß ſie nach ihrem Gewiſſen weder ſeine Gebete anhören, noch mit einſtimmen könnte, worauf ſie niederknieete, und ein Lateiniſches Gebet herſagte. Der Dechant fuhr indeſſen immer mit ſeinem Beten fort, obgleich ihn die Königin beſtändig an deſſen Nutzloſigkeit erinnerte, und ihm zu Gemüth führte, daß ſie hier ſey ihr Blut zur Vertheidigung ihres Glaubens hinzugeben.

Die Gebete des Dechanten waren außer ihrer Zweckloſigkeit für die unglückliche Maria kränkende Beleidigungen, die man alſo noch am Rande des Grabes fortſetzte. Er ſagte ihr, daß Eliſabeth bey dieſer Gelegenheit ihre zärtliche Sorgfalt für ſie gezeigt hätte, und ohngeachtet ihrer ſo wohl verdienten Beſtraſung die Rettung ihrer Seele wünſchte; daß ſie ihn deßhalb abgeſchickt habe, um ſie zur Bekehrung zu ermahnen. Die Hand des Todes, fügte er hinzu, ſey gegen ſie ausgeſtreckt, die Axt läge an der Wurzel des Baums, der Thron des Weltrichters ſey erbaut, und das Buch ihres Lebens weit aufgeſchlagen; ohne ſchleunige Bekehrung würde ſie alſo in wenig Augenblicken in den Abgrund der dickſten Finſterniß ſinken, wo da ſeyn wird Heulen und Zähnklappen. Maria verſuchte ihn wiederholt zu unterbrechen, aber vergebens; er hörte nicht eher auf, bis ihn die Grafen befohlen einzuhalten. Sie hatte jedoch dieſe Zeit genutzt, um nach ihrer Art zu beten, wobey ſie das Crucifix nicht aus der Hand legte. Der Graf von Kent ſpottete dieſer Andacht und ermahnte ſie, Chriſtum nicht in den Händen, ſondern im Herzen zu haben. Maria verſicherte, daß ihr Herz von ihm durchdrungen ſey. Ihr letztes Gebet war in Engliſcher Sprache. Sie flehete Gott um Schutz an für die bedrängte catholiſche Kirche. Sie betete für die Glückſeligkeit ihres Sohnes, und bath den Himmel, der Eliſabeth ein langes Leben und eine ruhige Regierung zu verleihen. Sodann küßte ſie das Crucifix, hob es in die Höhe und rief aus: „O Jeſus! „ſo wie deine Arme am Kreuz ausgeſtreckt „waren, ſo ſtrecke die Arme deiner Barmherzigkeit aus. Nimm mich auf, und „vergib mir meine Sünden!“

Nun fing ſie an mit Hülfe ihrer beyden Kammerfrauen ihre Oberkleider abzuziehn. Einer von den Henkern wollte auch Hand anlegen, ſie bath ihn aber zurück zu treten. Jetzt fiel ihr, einer Königin, die auf zwey Thronen geherrſcht, die durch ihre außerordentliche Schönheit alle Herzen gefeſſelt hatte, und von ganz Europa bewundert worden war, ihre gegenwärtige Lage ein, ſie lächelte und ſagte, ſie wäre nicht gewohnt ſich in ſo großer Geſellſchaft auszukleiden, noch ſolche Diener zu haben. Entblößt ſtand ſie nun da. Dieſer Anblick war zu ſtark für ihre Bedienten, die in ein lautes Geſchrey ausbrachen. Maria aber wandte ſich um, und legte ihren Finger auf ihre Lippen als ein Zeichen des Schweigens; ſodann gab ſie ihnen ihren Segen mit der Erinnerung für ſie zu beten. Eine Kammerfrau verband ihr die Augen. Nun kniete ſie nieder, legte ihren Kopf auf den Block, und während daß ein Henker ihre beyden Hände hielt, hieb ihr ein andrer mit zwey Streichen den Kopf ab, und hob ihn von Blut ſtrömend und von Zukungen noch zitternd in die Höhe. Der Dechant rief dabey aus: „So mögen alle Feinde der Königin „Eliſabeth umkommen!“ Der Graf von Kent war von den zahlreichen Zuſchauern der einzige, der dazu Amen ſagte. Niemand von ihren weiblichen Bedienten wurde zu ihrem Leichnam gelaſſen, den man in ein benachbartes Zimmer brachte, wo er einige Tage lang bedeckt mit einem alten von einer Billiard-Tafel zerriſſenen Tuche lag. Hernach wurde er auf Eliſabeths Befehl mit königlichem Pomp in der Cathedral-Kirche von Peterborough beerdigt, nach Jacobs Thronbeſteigung in England aber nach der Weſtminſter Abtey gebracht, und allda am Begräbnißort der Engliſchen Monarchen beygeſetzt. Der Block, worauf man ſie enthauptet hatte, ſo wie das ganze Blutgerüſte nebſt allen mit ihrem Blut befleckten Sachen, wurde in Aſche verwandelt.

So ſtarb Maria im fünf und vierzigſten Jahr ihres Alters und im neunzehnten ihrer Gefangenſchaft. Die Menſchenliebe macht uns geneigt einen Schleyer über ihre Vergehungen zu werfen, und ihre Handlungen mehr ihrer Lage, als ihrer Gemüthsneigung zuzuſchreiben. Ihre Leiden überſtiegen ſowohl nach deren Grad als deren Dauer jene tragiſche Unglücksfälle, die die Phantaſie dichtet, um auf Theatern Mitleiden zu erregen. Wenn wir dieſe Leiden mit allen Umſtänden erwägen, ſo werden wir geſtimmt die Fehler der unglücklichen Königin zu vergeſſen, und unſern Thränen freyen Lauf zu laſſen.

Mariens körperliche Bildung iſt ein Umſtand der Aufzeichnung würdig; denn alle Geſchichtſchreiber der damahligen Zeit kommen überein, die große Schönheit ihres Geſichts und die Eleganz ihrer ganzen Geſtalt als ein Meiſterſtück der menſchlichen Form zu ſchildern. Ihre Haare waren ſchwarz, obgleich ſie der Mode ihres Zeitalters zufolge oft falſche Locken und dieſe von verſchiedenen Farben trug. Sie hatte dunkelgraue Augen, einen außerordentlich ſchönen Teint, ſehr weiße und zarte Hände, vortrefflich geformte Arme und kleine Füße. Ihre Statur war mehr als mittelmäßig und majeſtätiſch. Sie bewegte ſich mit vieler Grazie, ſie mochte gehen, tanzen oder reiten. Sie war eine Virtuoſin auf der Laute, und ſang vortrefflich. Gegen das Ende ihres Lebens wurde ſie etwas fett. Ihr langes Gefängniß und die Näſſe der Häuſer, wo man ſie aufbewahrte, zog ihr eine Lähmung ihrer Glieder zu. Der Gram hatte ſo an ihrem Herzen genagt, daß ihre Haare zuletzt grau wurden. Brantome ſagt von ihr: „Niemand ſahe „ie ihre Perſon ohne Bewunderung und „Liebe, ſo wie niemand ihre Geſchichte „ohne Mitleiden leſen wird.“

Eliſabeth ſtellte ſich bey der Nachricht der vollzogenen Hinrichtung ſo erſtaunt, daß ſie in vielen Minuten kein Wort hervor bringen konnte. Sie weinte, ſie wehklagte, ſie legte Trauerkleider an, und um dieſe Farce vollkommen zu machen, ſo wollte ſie die Welt überreden, es ſey alles ohne ihr Wiſſen und wider ihren Willen geſchehen. Einige ihrer vertrauteſten Miniſter wurden vom Hofe verkannt, Burleigh von ihr äußerſt mißhandelt, und Daviſon, ein Mann von großen Talenten und edler Denkungsart, der die Abſendung des Urtheils beſorgt hatte, nach der Tower geſchickt, wo er mehrere Jahre elend ſchmachten mußte. Endlich erhielt er ſeine Freyheit, nachdem er eine ungeheure Geldſtrafe hatte bezahlen müſſen, die ihn zum Bettler machte. Sie ſpielte dieſe unwürdige Rolle, um Jacob und die Schottländiſche Nation zu beſänftigen; allein hier war die Wuth des Königs und des Volks aufs höchſte geſtiegen. Dem Engliſchen Geſandten, der von der Eliſabeth mit einem Bedaurungsſchreiben an Jacob abgeſchickt war, wurde bedeutet, nicht das Königreich Schottland zu betreten. Alles athmete hier Rache, und da einige Hofleute tiefe Trauer anlegten, erſchien Lord Sinclair in völliger Rüſtung bey Hofe, und ſagte, ſo müſſe man die Königin betrauern. Jacob war taub gegen alle Entſchuldigungen, bis er einen Brief von Leiceſter empfing, während daß Walſingham an den Schottländiſchen Miniſter Maitland ſchrieb. Alle Bewegungsgründe von Furcht und Hoffnung wurden jetzt entwickelt. Man ſtellte beyden den Untergang des Königs vor, wenn

Schottland allein das ſo ungleich mächtigere England angreifen ſollte; wie unwahrſcheinlich Franzöſiſche Hülfe, und wie gefährlich Spaniſche ſeyn würde, da Philip ſelbſt ſchon öffentliche Anſprüche auf die Engliſche Krone gemacht hätte, und überdem würde der feindliche Angriff eines Landes, deſſen Thron ihm beſtimmt ſey, alle ſeine Rechte darauf vernichten, da der Tod ſeiner Mutter die Stimme der Nation geweſen wäre. Dieſe Vorſtellungen hielten das Schwerd der Schottländer in der Scheide, und ihre Freundſchaft mit England wurde nach und nach erneuert.

Eliſabeth war ihrer jetzt benöthigt; denn Philip hatte ſeit drey Jahren mit Aufopferung aller ſeiner Indiſchen Schätze die fürchterlichſten Kriegsrüſtungen gemacht. Obgleich er ſeine Abſicht nicht erklärt hatte, ſo war doch ganz Europa überzeugt, daß über England das Gewitter losbrechen ſollte. In der That hätte ſich dieſer Monarch nicht ſowohl eine Invaſion in dies Königreich, als vielmehr deſſen gänzliche Eroberung vorgeſetzt. Er ſahe ein, wie ſehr ein Bündniß mit Schottland ſeine Unternehmung befördern würde, und ſchmeichelte daher

Jacob außerordentlich, reitzte ihn an, den Tod der Maria zu rächen, erbot ſich die eroberten Länder mit ihm zu theilen, und ihm ſeine Tochter die Infantin Iſabella zur Gemahlin zu geben. Auch kamen eine Menge catholiſcher Prieſter und Spaniſcher Emiſſarien in Schottland an, um ihre Glaubensgenoſſen aufzuwiegeln, und theils durchs Crucifix, theils durch Geld, theils durch Verſprechungen Anhänger anzuwerben. Es formirte ſich auch bald eine ſtarke Parthey, die ſich öffentlich für Spanien erklärte, und einige Große, an deren Spitze der Lord Maxwell war, verſammelten auch ſchon ihre bewaffneten Haufen. Eliſabeth arbeitete ihnen jedoch mit aller Macht entgegen. Sie verſprach Jacobs Recht zur Engliſchen Krone durchs Parlament feyerlich anerkennen zu laſſen, ihm eine große jährliche Penſion aus den Engliſchen Einkünften zu verſchaffen, ja ihm einen Theil der Regierungsgeſchäfte ihres Königreichs zu übertragen. Jacob, ohne ſehr auf die Verſprechungen zu bauen, glaubte jedoch, daß ſein Intereſſe es durchaus erforderte, ſich gegen Spanien zu erklären. Er wollte den angekommenen päbſtlichen Nuntius nicht vor ſich laſſen, ließ den Agenten des Herzogs von Parma in Verhaft nehmen, trieb die herumſchleichenden Prieſter aus dem Königreich, und marſchirte in eigner Perſon gegen Lord Maxwell, deſſen Schaaren er zerſtreute und ihn ſelbſt gefangen nahm. Nun verſammelte er den Adel, erklärte ſein Bündniß mit Eliſabeth, und ſeinen feſten Entſchluß mit ihr dem Feind des proteſtantiſchen Glaubens aus allen Kräften Widerſtand zu thun. Er ſagte, er habe keine andre Gunſt von Philip zu erwarten, als die Polyphem dem Ulyß erzeigen wollte, nehmlich wenn er alle ſeine Gefährten verzehrt haben würde, ihn zuletzt zu verſchlingen.

Eliſabeth ließ es nicht bey bloßen Vertheidigungsanſtalten bewenden. Drake wurde, um den Spaniern auf alle mögliche Art Schaden zu thun, mit einer Flotte von dreißig Kriegsſchiffen abgeſchickt. Es waren dabey nur vier königliche, die andern waren von Londner Kaufleuten in Hoffnung auf Beute ausgerüſtet. Der Engliſche Admiral nahm ſeinen Lauf nach Cadix, und verbrannte hier über hundert mit Munition und Seegeräthe beladene Schiffe, die eben im Begriff waren nach Liſſabon zu ſegeln, wobey er noch zwey große reich beladene

Gallionen wegnahm. Sodann wandte ſich Drake nach dem Vorgebürge St. Vincent, und eroberte das daſelbſt befindliche Caſtell mit Sturm. Hiernächſt bedrohete er Liſſabon, die damahls wichtigſte Stadt der Spaniſchen Monarchie. So nachtheilig dieſe Operationen auch dem Feinde waren, ſo fanden doch die mercantiliſchen Abentheurer, die nach Beute dürſteten, nicht ihre Rechnung dabey; Drake ſegelte daher nach den Azoriſchen Inſeln, wo ihm noch ein groſes mit Reichthümern angefülltes Schiff in die Hände fiel. In eben dieſer Zeit wehete die Engliſche Flagge ſiegreich auf der andern Seite des Weltmeers. Cavendiſh, ein Engliſcher Edelmann, hatte auf eigne Koſten drey Schiffe ausgerüſtet; mit dieſen beſuchte er die Küſten von Peru, Chili und Mexico, brandſchatzte viele Städte, und nahm neunzehn feindliche Schiffe weg; ſodann ging er nach England zurück, nachdem er die Erde umſegelt hatte. Er fuhr wie im Triumph von Muſik und dem Jubel des Volks begleitet die Themſe herauf; ſeine Soldaten und Matroſen waren alle in koſtbare Seide gekleidet, die untern Segel auf ſeinen Schiffen waren von Damaſt, und die obern von Goldſtoff. Die Priſen würden für die reichſten gehalten, die man je in England erbeutet hatte. Durch dieſe Thaten wurde der Muth der Engliſchen Matroſen belebt, und die Ausführung von Philips Entwurf ein ganzes Jahr verſchoben.

Dieſer Monarch war weit entfernt ihn aufzugeben. Er konnte die Unterjochung der Niederländer nicht hoffen, bevor er das ſie ſo thätig unterſtützende England erobert hatte. Dieſe Eroberung eines durch keine Feſtungen gedeckten, und von wenig erfahrnen Soldaten beſchützten Landes, ſchien bey der ſo gewaltigen Spaniſchen Seemacht in Verbindung der beſten Land-Armee von Europa ein leichtes zu ſeyn. Eine einzige Seeſchlacht gewonnen, ſodann gelandet, und die ungeübten Engliſchen Truppen zerſtreut; dies gethan, und das ganze Königreich war in Philips Händen, ſeine Rache gegen Eliſabeth vollzogen, ſein Ehrgeitz befriedigt, und ſeine Religions-Wuth geſtillt; denn die Ausrottung der Proteſtanten war ſein höchſter irdiſcher Wunſch, und dieſer ſchien nach und nach in Erfüllung zu gehn. In Spanien und Portugal hatte es die Inquiſition, in Frankreich die Pariſer Bluthochzeit und deren

Folgen bewirkt; auch in Deutſchland war der Zuſtand dieſer Religions-Verwandten wegen der überwiegenden Macht der Catholiken ſehr bedenklich. Das Schickſal der proteſtantiſchen Religion, die die Aufklärung der Welt, ſelbſt der catholiſchen Nationen bewirken ſollte, hing alſo ganz von dieſer großen Unternehmung ab. England erobert, ſo mußten die Niederländer fallen, und nichts hielt ſodann die weitern Entwürfe tyranniſcher von fanatiſchen Prieſtern beherrſchter Könige auf. Die Zeitumſtände waren dazu überaus günſtig. Man hatte mit den Türken einen Waffenſtillſtand geſchloſſen; Frankreich war in einen bürgerlichen Krieg verwickelt; der Pabſt begünſtigte mit ſeinem mächtigen Einfluß jede Unternehmung gegen die Proteſtanten aus allen Kräften, und ein naher Blutsfreund Philips ſaß auf dem Kaiſerthron des Deutſchen Reichs.

In allen Seeſtädten von Spanien, Portugal, Neapel und Sicilien war man geſchäftig, Schiffsgeräthe in ungeheurer Menge zu kaufen, Proviant zuſammen zu bringen, und außerordentlich große Schiffe zu bauen. So kam eine Seerüſtung zu Stande, die noch nie in Europa geſehn worden war; auch gab man der Flotte den Beynamen der unüberwindlichen. Sie beſtand aus hundert und dreyßig Kriegsſchiffen und dreyßig Transport-Schiffen. Am Bord hatte ſie 20,000 Landſoldaten, 8456 Seeleute, 2088 Galeeren-Sklaven und 2630 große metallene Kanonen; dabey war ſie auf ſechs Monat mit Proviant verſehn. Der Kern des Spaniſchen und Italiäniſchen Adels ſchiffte ſich entweder auf dieſer Flotte ein, oder ging nach den Niederlanden, um unter dem Herzog von Parma zu dienen. Dieſer erfahrne Feldherr ließ unabläſſig an flachen Böten arbeiten, auf welche er ſeine ſiegreiche 34000 Mann ſtarke Armee, die mit einer vom Pabſt geweiheten Fahne prangte, nach England überſetzen wollte.

Dies entſetzliche Ungewitter abzuwenden, wurden in England alle Kräfte des Reichs aufgeboten, die damahls in Rückſicht auf das Seeweſen noch ſehr eingeſchränkt waren. Man hatte hier überhaupt nur acht und zwanzig große und kleine Kriegsſchiffe. Die größten derſelben waren den heutigen Fregatten ähnlich. Die Zahl aller Matroſen im ganzen Königreich überſtieg nicht 14000. Alle Seeſtädte wurden nun zur Vertheidigung ihrer Freyheit und Religion aufgefordert die königliche Marine zu verſtärken. Der Eifer womit dieſes geſchah übertraf alle Erwartung. Die Bürger von London ſollten nach der Eintheilung funfzehn Schiffe ſtellen, allein ſie rüſteten dreyßig aus. Der Adel ſchoß große Summen zuſammen, und bewaffnete allein drey und vierzig Schiffe. Alle Gelder, die die Königin als Anlehn brauchte, wurden mit Bereitwilligkeit gegeben. Die Landtruppen aber, obgleich zahlreicher wie der Feind, waren ihm doch an Kriegserfahrung und Kriegszucht gar nicht gleich. Eine Armee 20,000 Mann ſtark wurde in Haufen auf die ſüdlichen Küſten vertheilt, mit dem Befehl, wenn ſie die Landung der Spanier nicht hindern könnten, ſich zurück zu ziehn und das Land zu verwüſten. Eine andre Armee von 23,000 Mann ſollte die Hauptſtadt beſchützen, und die Hauptarmee von 36,000 Mann, bey welcher ſich die Königin ſelbſt befand, war beſtimmt dahin zu marſchiren, wo die Gefahr es erforderte. Die Deutſchen proteſtantiſchen Fürſten, ſo wie der König von Schweden, waren unfähig etwas anders als gute Wünſche für Englands Schickſal zu thun. Dänemarks Hülfe beſtand darin, daß man die hier für Spanien gemietheten und gekauften Schiffe zurück hielt; ſo wie auch die Hanſe-Städte, ob ſie gleich damahls nicht in gutem Vernehmen mit der Eliſabeth ſtanden, die Ausrüſtung der für Philips Armee beſtimmten Transport-Schiffe ſo lange verzögerten, bis ſie zum Endzweck unnütz waren. Die größte Hoffnung ſetzte jedoch Eliſabeth auf ihre eigne Nation, deren Eifer anzuflammen nichts unterlaſſen wurde, was nur Vernunſt und Liſt vermochte. Man ſtellte den Engländern die ſchrecklichſten Ausſichten dar: den Untergang ihrer Religion, Philips Tyranney, die Grauſamkeiten der Spanier in Amerika, die Wuth ihrer fanatiſchen Prieſter, und die Greuel der Inquiſition. Es wurde ein Verzeichniß von den Ketten und den mannigfaltigen Tortur-Inſtrumenten ausgeſtreut, womit, wie es hieß, die Flotte beladen wäre, ja man verkaufte häufig Bilder, wodurch die Scheiterhaufen der Ketzergerichte, und die gräßlichen Martern der Folterbank ſinnlich gemacht wurden. Die Königin ſelbſt begab ſich zu Pferde ins Lager bey Tilbury, ritt durch die Linien und erinnerte die Soldaten an ihre Pflichten gegen ihre Religion und ihr Vaterland; ſie erklärte dabey ihre Abſicht ſie ſelbſt gegen den Feind zu führen, und lieber auf dem Schlachtfelde umzukommen, als die Sklaverey ihres Volks zu überleben. Die Truppen verſprachen für eine ſo heldenmüthige Prinzeſſin und eine ſo glorreiche Sache mit Freuden zu ſterben. Eliſabeths Betragen gegen die Catholiken war in dieſer critiſchen Lage ſehr gemäßigt. Sie verwarf den Rath ſie jetzt als erklärte Feinde ihrer Perſon zu behandeln, und die Anführer aus dem Wege zu räumen, wozu ſie leicht einen Vorwand finden konnte. Dieſe Mäßigung in Verbindung mit der Vaterlandsliebe bekämpften den Fanatismus, und überall ſahe man den thätigen Eifer der Catholiken ihr Land zu vertheidigen. Viele Edelleute dieſer Religion gingen zur Armee oder zur Flotte als Freywillige; andre bewegten ihre Pächter, Vaſallen und Nachbarn, die Waffen zu ergreifen; noch andre rüſteten auf eigne Koſten Schiffe aus, und übergaben die Befehlshaberſtellen an Proteſtanten.

Die Spaniſche Armada wollte eben auslaufen, als der zum Commando beſtimmte Groß-Admiral Santa Croce, ein ſehr erfahrner und talentvoller Seemann, ſtarb. Durch einen ſonderbaren Zufall hatte der nächſtfolgende Admiral, der Herzog von Pallano, wenig Tage darauf ein gleiches Schickſal. Nun ernannte der König den Herzog von Medina Sidonia, einen im Seeweſen ganz unerfahrnen Mann, zum oberſten Befehlshaber der Flotte, deren Auslaufen durch dieſe Unfälle noch verzögert wurde. Endlich ſegelte ſie den 20ſten May aus dem Hafen von Liſſabon. Gleich aber den folgenden Tag überfiel ſie ein entſetzlicher Sturm, der die Schiffe auf einander warf; einige ſanken in den Abgrund des Meers, viele aber wurden beſchädigt. Die Flotte mußte nun zurück um ausgebeſſert zu werden. Nach ſechs Wochen lief ſie abermahls aus. Philips Befehl war, daß ſie längſt den Franzöſiſchen Küſten ſegeln, alle kleine, ſelbſt anſehnliche, Vortheile verachten, ein Treffen mit den Engländern vermeiden, und nur auf den Hauptzweck bedacht ſeyn ſollte. Dieſer war: ſich an den Küſten von Flandern mit dem Herzog von Parma zu vereinigen, und ſodann mit der ganzen Macht nach der Themſe zu ſegeln. Eine Menge Zufälle zerſtörten dieſen wohl ausgeſonnenen

Plan." Die Engliſche Flotte unter dem Befehl des Lord Effingham lag im Hafen zu Plymouth. Eliſabeth, die von dem erlittenen Schaden der Armada zu viel hoffte, und die Unternehmung für dieſes Jahr nicht wahrſcheinlich hielt, hatte Befehl gegeben die Schiffe abzutakeln, und die Seeleute zu verabſchieden. Effingham voller Beſorgniß zögerte dieſen Befehl zu vollziehen. Indeſſen näherte ſich die Armada den Engliſchen Küſten. Durch ein aufgefangenes Fiſcherſchiff getäuſcht, glaubte der Spaniſche Admiral von ſeiner Vorſchrift abgehn, und die Engliſche Flotte im Hafen zu Plymouth vernichten zu können. Er richtete nun ſeinen Lauf dahin, und war nahe am Lande als die Sonne unterging.

Der Ruin der ganzen Engliſchen Marine ſchien unvermeidlich, da man keinen Feind ahndete. Ein Schottländiſcher Seeräuber aber entdeckte die Armada beym Einbruch der Nacht, und gab Effingham ſogleich davon Nachricht. Dieſer Admiral nutzte die koſtbare Zeit ſeine Flotte aus dem Hafen heraus zu bringen und zu ordnen. Kaum war er damit fertig, als er die Armada in der Form eines halben Mondes, der eine Meeresſtrecke von ſieben Engliſchen Meilen einnahm, auf ſich los kommen ſah. Effingham rückte ihr in Schlachtordnung entgegen, befahl aber wegen der großen Schiffe der Spanier das nahe Gefecht mit ihnen zu vermeiden, ſie bloß in einer gewiſſen Entfernung zu kanoniren, und das übrige vom Winde und von Zufällen zu erwarten. Dieſe Vortheile zeigten ſich bald. Ein großes Spaniſches Schiff, worauf ein Theil der Kriegscaſſe war, gerieth in Flammen, und die große Gallione von Andaluſien verlor ihren Hauptmaſt. Drake, der Weltumſegler, der als Vice-Admiral eine Abtheilung der Engliſchen Flotte commandirte, griff nun beyde an und eroberte ſie. Der Spaniſche Admiral gab jetzt ſeinen Vorſatz auf, und nahm den Lauf längſt den Franzöſiſchen Küſten nach Flandern zu. Die Engländer aber waren ihm immer im Rücken, und beſchoſſen die Spaniſchen Schiffe unaufhörlich, deren Größe nicht länger Schrecken erregte. Dies ſieghafte Verfolgen wurde kaum an den Engliſchen Küſten bemerkt, ſo ſtürzte alles in die ausgerüſteten Privat-Schiffe, die eiligſt aus allen Häfen ausliefen, und die Engliſche Flotte ſo ſehr verſtärkten, daß ſie endlich hundert und vierzig Segel ſtark wurde.

Indeß hatte die forteilende Armada Calais erreicht, wo ſie Anker warf, in der Hoffnung, daß der Herzog von Parma, der ihre Annäherung wußte, mit ſeiner eingeſchifften Landmacht bald ankommen würde. Der Engliſche Admiral ließ, um ſie hier zu vertreiben, acht kleine Schiffe mit brennbaren Materialien beladen, und ſchickte ſie unter die Spaniſche Flotte, die in Schrecken gerieth, unter einem gräßlichen Geſchrey ihre Ankertaue entzwey hieb, und ſich in größter Unordnung mit der Flucht rettete. Nun griffen ſie die Engländer an, die den Vortheil des Windes und der Fluth hatten, und überdem die Küſten genau kannten; eine Menge feindlicher Schiffe wurden beſchädigt, und zwölf theils genommen, theils in Grund gebohrt. Die Spanier wehrten ſich jedoch tapfer. Der Befehlshaber eines halb zertrümmerten Spaniſchen Schiffes wollte ſich ergeben, ſogleich wurde er von einem andern Officier niedergeſtoßen. Dieſen Mord rächte der Bruder des Capitains mit einem Dolche. Mitten unter dieſer Blutſcene ſank das Schiff in den Abgrund, und die Geretteten erzählten die Geſchichte. Der muthige Drake beging durch ſeine Ruhmſucht angeſpornt einen großen Fehler. Er war der vorderſte beym nächtlichen Angriff, und ſollte daher Effinghams Befehl zufolge von der ganzen Flotte nur allein auf ſeinem Schiffe die Laternen anzünden. Er vernachläſſigte aber dieſen Befehl in der Hoffnung, durch die Dunkelheit begünſtigt, das Schiff des Spaniſchen Groß-Admirals zu überrumpeln. Hier brannten die Laternen, und verleiteten Effingham, der es für Drakes Schiff hielt, ſich ſorglos zu nähern. Auf einmahl befand ſich der Engliſche Admiral ohne Unterſtützung mitten unter der feindlichen Flotte. Er entkam noch mit großer Mühe, allein es ging viel Zeit verloren ſich der Gefahr zu entziehn; ein Umſtand, der die Thätigkeit der Engländer in dieſer denkwürdigen zum Untergang der Spanier beſtimmten Nacht nicht wenig hemmte. Die gejagten Spanier waren in der größten Gefahr an den Sandbänken von Seeland zu ſcheitern; ein eben aufſteigender Gegenwind aber rettete die herumirrenden Schiffe. Alles bekam jetzt eine andre Geſtalt. Der Herzog von Parma, deſſen Schiffe zum Tranſportiren aber nicht zum

Fechten beſtimmt waren, ſchlug es rund ab, nunmehr, da die Engländer zur See die Oberhand hatten, und in Verbindung mit der Holländiſchen Flotte die Flanderiſchen Häfen blokirt hielten, ſeine ſchöne Armee der augenſcheinlichſten Gefahr auszuſetzen. Ein großer Theil der Spaniſchen Flotte war vernichtet, während daß ſie nicht mehr als ein einziges kleines Schiff den Engländern abgenommen hatte.

Alle Hoffnung zu Unternehmungen war nun zu Ende, und nichts blieb übrig als ein ſchleuniger Rückzug. Widrige Winde und die Furcht mit noch größerm Nachtheil wie zuvor mit den Engländern zu fechten, bewogen den Herzog von Medina Sidonia nicht durch den Canal, ſondern um Schottland herum zu ſegeln. Die Engliſche Flotte theilte ſich nun. Der Admiral Seymour in Verbindung mit der Holländiſchen Flotte blieb zurück den Herzog von Parma zu beobachten; Effingham hingegen ließ den fliehenden Feind nicht aus den Augen, folgte ihm beſtändig und griff ihn unabläſſig an. Schon wollte ſich der Spaniſche Groß-Admiral mit der unüberwindlichen Armada ergeben, allein ſein Beichtvater verhinderte es. Die Engländer würden ihn dazu gezwungen haben, wenn es ihnen nicht zuletzt an Munition gefehlt hätte, womit ſie von der Regierung nicht überflüſſig verſehn worden waren. Dieſer Mangel nöthigte ſie die Jagd aufzugeben. Die Spaniſche Flotte ſegelte nun immer nordwärts, bis ſie bey den Orkney-Inſeln ein erſchrecklicher Sturm befiel. Die Schiffe hatten ihre Anker verloren, und mußten ſich deßhalb vom Lande entfernt halten. Sie bemühten ſich beyſammen zu bleiben, allein dieſe Maaßregel vergrößerte ihr Unglück. Ein Schiff wurde von den Wellen aufs andre geſchleudert, da denn oft das ſchwächſte in den Abgrund ſank. Andre wollten ihre Ladung erleichtern und warfen alles nur irgend entbehrliche, ſelbſt Mauleſel und Pferde, lebendig über Bord. Die Spaniſchen Seeleute befanden ſich in einem unbekannten Meer; überdem waren ſie ungewohnt ſo große unbehülfliche Schiffe zu regieren; ſie überließen ſich daher der Gnade des wüthenden Elements, das ihre Schiffe an die weſtlichen Inſeln von Schottland oder an die Küſte von Irrland warf, wo ſie zertrümmert wurden. Die Unglücklichen, die ſich ans Land retteten, wurden von den Irrländern todt geſchlagen. Der Groß-Admiral hatte jedoch das Glück mit einem Theil der Flotte zu entkommen. Dieſe Schiffe erreichten endlich Biſcaja in dem elendeſten Zuſtande. Nach der Einfahrt in den Hafen gingen noch zwey der größten im Rauch auf, und die meiſten hohen und niedern Officiere, die glücklich in Spanien landeten, ſtarben bald nachher an den erlittenen Drangſalen.

Dies war das jämmerliche Ende einer Unternehmung, die drey Jahre lang die Kräfte eines mächtigen Reichs erſchöpft, und ganz Europa mit Beſorgniß erfüllt hatte. Man ſchlug in England Schaumünzen auf dieſen Sieg, worin eine fliehende Flotte abgebildet war, mit der Inſchrift: „Sie kam, ſie ſah, und floh.“ Andre hatten die Inſchrift: „Ein Frauenzimmer bewirkte es.“

Philip hörte dieſe kränkende Nachricht, die alle ſeine großen Hoffnungen vernichtete, mit ſcheinbarer Gelaſſenheit an. Noch mehr! In der Kunſt zu heucheln geübt, fiel er auf ſeine Knie um Gott zu danken, daß das Unglück nicht größer ſey; auch wurde dieſerhalb auf ſeinen Befehl in ganz Spanien ein Dankfeſt gehalten. Das Wehklagen war jedoch groß. Faſt alle angeſehene Familien im Königreich hatten Verwandte verloren. Man trauerte überall. Philip wollte dieſer Betrübniß Gränzen ſetzen, und verordnete, daß die Trauer einer jeden Familie nicht länger als dreyßig Tage dauern ſollte. Die Spaniſchen Prieſter, die dieſen heiligen Kreuzzug mit ihrem Segen beladen, und den glücklichſten Erfolg prophezeiht hatten, fanden einen Sieg der Ketzer über einen ſo eifrig catholiſchen Monarchen unerklärbar, und um fernere Strafen des Himmels abzuwenden, vermehrten ſie ihre Bußübungen durch Geißelungen und Inquiſitions-Martern.

Die Engländer brannten vor Begierde den Krieg gegen Spanien fortzuſetzen. Die Gelegenheit ſchien dazu günſtig. Don Antonio, ein natürlicher Sohn des königlichen Hauſes von Portugal, machte Anſprüche auf die Krone dieſes Landes, und floh nach England, um hier Hülfe zu ſuchen. Eine Anzahl Privat-Perſonen traten gleich zuſammen, und rüſteten eine Flotte aus, zu deren Dienſt ſich 20,000 Freywillige erboten. Die Königin aber gab dazu nicht mehr als ſechs von ihren Kriegsſchiffen und 60,000 Pf. St. her, ob ſie gleich den Plan weder bewilligte, noch ordnete. Die Ritter Drake und Norris waren die Anführer bey dieſer etwas romanhaften übel entworfenen Unternehmung, deren Ziel war, ein entferntes Königreich für einen Abentheurer zu erobern. Der Entwurf zeigte mehr Muth als Klugheit. Man hatte für die vielen Menſchen zu wenig Schiffe, und zu wenig Lebensmittel. Ferner, anſtatt gerade nach Portugal zu ſegeln, landeten die Engländer erſt in Spanien, in der Bay von Ferrol, plünderten einige Städte und Dörfer, verbrannten eine Anzahl Kriegsſchiffe, und ſchlugen ein Corps von 8000 Mann, das ſich ihnen widerſetzen wollte. Sodann ging der Zug nach Portugal, wo ſie zwölf Meilen von Liſſabon landeten. Norris übernahm die Landtruppen dahin zu führen, Drake aber wollte indeß den Tagus herauf fahren, und ſo wollte man die Hauptſtadt mit vereinigter Macht angreifen. Die Spaniſche Regierung aber hatte die Friſt genutzt, Gegenanſtalten zu treffen. Liſſabon war mit Truppen verſtärkt, die Portugieſen entwaffnet, und die Häupter der Mißvergnügten in Verhaft genommen worden. Indeſſen eroberten die Engländer doch die Vorſtädte von Liſſabon, die, obgleich mit Reichthümern verſehn, doch nicht von den nach Beute durſtenden Soldaten berührt wurden, weil man die Einwohner als Freunde betrachtete, die man vom Spaniſchen Joche befreyen wollte. Dieſe Vorſtädte aber waren auch die Gränzen der Sieger. Es fehlte ihnen an Munition; ja ſie hatten nicht eine einzige Kanone bey ſich, denn es war Drake unmöglich geweſen den Fluß herauf zu fahren; auch war kein Anſchein zu dem gehofften Beyſtand der Portugieſen. Hiezu kam, daß die Engländer durch Krankheiten, Strapazen und Unmäßigkeit in dieſem heißen Clima aufgerieben wurden. Man beſchloß daher einen ſchleunigen Rückzug.

Die letzte Unternehmung der Flotte war, daß ſie Vigo eroberte, verbrannte, und das Land rund umher verheerte; ſodann ſegelte ſie nach England zurück. Der Hunger wüthete am Bord aller Schiffe. Dieſer elende Zuſtand aber erhielt mitten auf dem Meer einige Erleichterung. Man begegnete dem Grafen von Cumberland mit einer auf eigne Koſten ausgerüſteten Flotte von ſieben Schiffen. Drake erhielt von ihm Proviant und erreichte bald darauf die Engliſchen Küſten. Cumberland ſegelte indeß nach den Terceras-

Inſeln, und nahm eine Anzahl Spaniſcher Schiffe weg, worunter aber das reichſte, über 100,000 Pf. St. werth, nach vollendeter Reiſe nahe am Engliſchen Ufer mit der ganzen Ladung unterging. Eine tödtliche Seuche räumte unter den Siegern ſo auf, daß die übrigen kaum im Stande wären die Schiffe nach Hauſe zu führen, auch Drake hatte bey ſeiner Expedition über die Hälfte ſeiner Soldaten und Seeleute verloren.

Eine andre Engliſche Flotte von ſieben Kriegsſchiffen unter Lord Howard wurde abgeſchickt, um auf die Amerikaniſchen Schätze zu lauern, die jährlich nach Spanien kamen und Philip ſo furchtbar machten. Dieſer Monarch erfuhr es zeitig, und ſchickte ſeinen Gold-Gallionen fünf und funfzig große und kleine Kriegsſchiffe entgegen, um ſie ſicher nach Spanien zu begleiten. Dieſe große Flotte traf auf die kleine Engliſche, die jetzt alle Segel zur Flucht ausſpannte. Nur allein der Vice-Admiral Greenville wollte nicht fliehen. Er ſchlug ſich ſo lange herum, bis ſein Schiff genommen wurde, das einzige Kriegsſchiff, das noch je in der Spanier Hände gefallen war. Dieſe mißlungene Expedition war jedoch nicht fruchtlos für das Engliſche Intereſſe. Die aus Furcht in der Havanah ſo lange zurück gehaltene Weſtindiſche Flotte ſegelte in einer üblen Jahreszeit ab, da denn der größte Theil der Schiffe zu Grunde ging.

Eliſabeth verlor jezt ihren Günſtling den Grafen von Leiceſter. Ihre Neigung gegen ihn dauerte bis ans Ende ſeines Lebens, aber auch nicht länger; denn ſie ließ alle von ihm hinterlaſſene Güter, Häuſer, und Effecten öffentlich verkaufen, um davon ſeine Schulden zu bezahlen, wobey ſie ſelbſt als Gläubiger wegen einer anſehnlichen ihm vorgeſchoſſenen Summe auftrat. Leiceſter war ein Mann ohne Talente und von ſchlechtem Charakter, ein großer Heuchler, Stifter von Hoſpitälern, und Beſchützer der Puritaner.

Der König Jacob von Schottland dachte jezt an ſeine Vermählung, und warb um die Tochter des Königs Friedrichs II. von Dänemark. Eliſabeth war ihren alten Grundſäzen gemäß mit dieſem Entwurf ſehr übel zufrieden, und wußte durch die von ihr gewonnenen Schottländiſchen Miniſter der Unterhandlung ſo viel Hinderniſſe in den Weg zu legen, daß der König von Dänemark unwillig wurde, und ſeine Tochter dem Herzog von Braunſchweig gab. Jacob warb nun um die Prinzeſſin Anna, die andre Tochter des Königs, vernichtete ſtandhaft alle Gegenmaaßregeln der Eliſabeth, und brachte die Vermählung zu Stande. Die junge Königin ſegelte aus Dänemark ab, wurde aber durch widrige Winde nach Norwegen getrieben. Kaum hörte dies der ungeduldige Jacob, ſo ſchiffte er ſich mit einem Gefolge von dreyhundert Perſonen ein, ſuchte ſeine Braut auf, überwinterte in Copenhagen, und führte ſie ſodann der Eliſabeth und ſeinen eignen Miniſtern zum Troz im Triumph nach Schottland.

Die Geldbedürfniſſe der Engliſchen Regierung machten ein Parlament nothwendig. Es wurde eins zuſammen berufen, allein gleich bey deſſen Eröffnung verbot die Königin vom Thron den Mitgliedern ſich durchaus nicht mit Neuerungen die Kirche oder den Staat betreffend zu befaſſen. Sie ſagte das Vorrecht der Glieder ſchränke ſich bloß darauf ein, Ja oder Nein zu ſagen. Deſſen ungeachtet wagten es einige den wichtigen Punct der Thronfolge wieder zu berühren. Es war von einer ehrerbietigen das Wohl des Reichs betreffenden Bittſchrift die Rede, die der Ritter Wentworth mit Beyſtimmung mehrerer Mitglieder vorſchlug. Dieſe vermeinte Kühnheit wurde mit dem Gefängniß beſtraft. Man brachte Wentworth nach der Tower, und drey ändre nach der Fleet. Das Parlament wollte eine Bittſchrift wegen ihrer Loslaſſung überreichen, allein die Geheimen Räthe verhinderten es, mit der Aeußerung, daß die Königin wohl wüßte was ſie thäte, und eine Bittſchrift die Freyheit der Gefangenen eher verzögern als befördern würde. Dieſer deſpotiſchen Handlung folgten noch andre, und wenn gleich einzelne Glieder aller Gefahr trozten und laut ſprachen, ſo zeigte doch das Parlament ſelbſt lauter Unterwerfung, und da Eliſabeth ungewöhnlich ſtarke Subſidien forderte, ſo wurden auch dieſe bewilligt.

Der Krieg mit Spanien wurde indeß muthig fortgeſetzt. Der Ritter Walter Raleigh, der Entdecker von Virginien, der Eliſabeths Gunſt in einem hohen Grade genoß, jetzt aber vernachläſſigt wurde, beſchloß durch eine wichtige Unternehmung wieder das vorige Maaß der königlichen Achtung zu erlangen. Die Spaniſchen Beſitzungen in Amerika waren jezt das beſtändige Ziel der Engländer. Es wurde daher eine Flotte ausgerüſtet, und durch Raleighs großen Ruf bald bemannt. Allein widrige Winde hielten die Flotte ſo lange im Canal zurück, bis die gute Jahreszeit vorüber war. Die Königin rief den ſchuldloſen Raleigh zurück, und gab dem Ritter Frobiſher das Commando, der den Landungsentwurf aufgab, und ſich mit dem Kapern feindlicher Schiffe begnügte. Er machte ſehr reiche Priſen, ſo wie auch ein Londner Kaufmann Namens White, der unter andern zwey Spaniſche Schiffe nahm, die 1400 Kiſten mit Queckſilber, und zwey Millionen päbſtliche Indulgenzen am Bord hatten; eine für die Engländer ganz nutzloſe Waare, die aber dem König von Spanien 300,000 Gulden gekoſtet hatte, und in Amerika für fünf Millionen verkauft worden wäre.

Eine Geſellſchaft Londner Kaufleute übertrug das Commando von vier Schiffen an Lyncaſter, einen kühnen Seemann. Dieſer nahm neun und dreyßig feindliche Schiffe weg. Nicht befriedigt durch dieſe ungeheure Beute, griff er Fernambuck in

Braſilien an, weil er wußte, daß hier große Schätze aufbehalten waren. Das Ufer war bey ſeiner Annäherung mit Feinden bedeckt, die ihn jedoch gar nicht ſchreckten. Um ihnen ſeinen Muth zu zeigen, und ſeinen eignen Leuten alle andre Hoffnungen als im Siege zu rauben, ſo ließ er alle Boote zertrümmern. Nun landete er, ſchlug den Feind, und kehrte mit Reichthümern beladen nach England zurück.

Eliſabeth hatte jetzt einen neuen Günſtling. Dies war der junge Graf von Eſſex, ein Menn von ſchöner Bildung, feinen Sitten, und großmüthiger Denkungsart, aber aufbrauſend, unbiegſam, und voller Ehrgeiz. Er hatte durch eine artige Galanterie der Königin Herz gewonnen. Sie war an einem regnigen Tage ſpazieren gegangen, und traf auf eine Pfütze. Sie konnte nicht wohl durchwaten, und wollte ſchon zurück, um einen Umweg zu nehmen, als Eſſex herbeyſprang, ſeinen koſtbaren mit Gold geſtickten Mantel abwarf, und ihn in den Koth zu den Füßen der Eliſabeth legte, die nun auf dieſem Teppich über den Schlamm ging. Jetzt wurde ſie aufmerkſam auf ſeine ſcheinenden Eigenſchaften, und in kurzer Zeit war er ihr Vertrauter und Rathgeber; ja er hätte alle Miniſter verdrängt, wenn er ſich nach der Gemüthsart der Königin bequemt hätte. Allein dies litte ſein ſtolzer Sinn nicht. Er übertrat ſogar eines Tages im königlichen Conſeil in der Hitze des Streits nicht allein alle ihr gebührende Ehrfurcht, ſondern vergaß ſich ſo ſehr, daß er ihr verächtlich den Rücken zukehrte. Eliſabeths von Natur raſcher Zorn ſtieg nun bey ihr zu der Höhe, daß ſie ihm mit Ausſtoßung eines Schimpfworts eine Ohrfeige gab. Eſſex gerieth darüber außer ſich, legte die Hand an den Degen, und ſchwur, daß ſelbſt Heinrich VIII. ihm eine ſolche Beleidigung nicht ungeahndet hätte anthun ſollen. Er entfernte ſich vom Hof und war lange Zeit taub gegen die Vorſtellungen ſeiner Freunde, weil er ſich für entehrt hielt. Endlich wurde der Zwiſt beygelegt, und er erlangte Eliſabeths Gunſt wieder.

Die ausſchweifendſten Schmeicheleyen wegen ihrer körperlichen Reitze waren gleichſam ein Bedürfniß dieſer Königin, daher ſich ſo viele von ihren Hofleuten in ſie verliebt ſtellten. Der Ritter Raleigh ſagte in einem Briefe an Cecil, der abſichtlich zu ihrer Lektüre geſchrieben war: „ſie (die damahls über ſechzig Jahr alte „Eliſabeth) ritte wie Alexander, jagte „wie Diana, und bewegte ſich wie Venus; „wenn der Wind ihre ſchöne Haare um „ihre zarten Wangen wehete, ſo gliche „ſie einer Nymphe, bald ſäße ſie im „Schatten wie eine Göttin, bald ſänge „ſie wie ein Engel, bald ſpielte ſie wie „Orpheus.“ Ihr Geſandter in Frankreich, Unton, verſicherte ihr nicht allein, ſie habe unendlich mehr Reitze als die ſchöne Gabriele, Maitreſſe Heinrich IV. ſondern erzählte auch umſtändlich in ſeinen Depeſchen, daß dieſer Monarch bey Erblickung ihres Portraits voll Bewunderung geweſen ſey, es wiederholt geküßt, ſeine Gabriele für verdunkelt erklärt, und ausgerufen habe, daß er nie etwas vollkommneres geſehn hätte. Alles dieſes wurde von ihr als Wahrheit angenommen, auch verlangte ſie, daß ihre Bildniſſe ohne Schatten gemahlt werden ſollten. Bey dieſer faſt unglaublichen Eitelkeit war Eliſabeth dennoch durch viele andere Eigenſchaften ein Muſter ihres Geſchlechts. Ihr Hof war eine Schule der Mäßigkeit und der Arbeitſamkeit. Ihre Damen mußten leſen, nähen und ſpinnen. Sie ſelbſt hatte ihre Zeit vortrefflich eingetheilt, und einen großen Theil des Tages den Büchern gewidmet; auch waren ihre Kenntniſſe und Gelehrſamkeit für ihr Zeitalter ſehr ausgebreitet; dabey verſtand ſie die Franzöſiſche, Italieniſche, Spaniſche, Lateiniſche, ja ſelbſt die Griechiſche Sprache. Dieſer ſo ausnehmend gebildete Verſtand machte ſie geſchickt zu der Auswahl ihrer Miniſter, die ſich ſämmtlich durch große Fähigkeiten auszeichneten; ihre Günſtlinge aber, die kein Lob verdienten, wählte ihr Herz.

Man hatte das Vorurtheil, daß im Innern von Süd-Amerika ein Goldland läge. Dieſes aufzuſuchen wurden von den Engländern ſo viele Verſuche gemacht; auch der Ritter Raleigh ſegelte dahin, konnte es aber nicht finden. Da der Krieg mit Spanien immer fortdauerte, ſo verband man daher mit dem Entwurf der Eroberungen beſtändig Plane zu Entdeckungen. Im Jahr 1597 unternahmen die Ritter Drake und Hawkins abermahls eine Expedition nach Amerika mit ſechs und zwanzig Schiffen, unter denen nur ſechs königliche waren. Sie wollten Porto Rico angreifen. Dieſe

Abſicht aber wurde vor der Zeit verrathen, und die Engländer von den Spaniern ſehr übel empfangen. Was das Unglück vermehrte, ſo ſtarb Hawkins, und bald darauf auch der tapfere Drake. Die Flotte kam in ſchlechtem Zuſtande zurück. Nun gab man die Indiſchen Unternehmungen auf, und ſchränkte ſich auf Europa ein, allein mit verdoppelten Kräften, da man die Nachricht von Philips großen Zurüſtungen zu einer neuen Landung in England hörte. Eine Engliſche Flotte von 170 Schiffen allerhand Arten, worunter ſiebenzehn große Kriegsſchiffe waren, ſegelte aus Plymouth. Sie wurde von dem Groß-Admiral Effingham commandirt, und hatte 14,000 Mann See- und Land-Truppen am Bord. Der Graf von Eſſex war der Anführer der letztern. Beyde Befehlshaber hatten, durch den unter dieſer Regierung ſo herrſchenden National-Geiſt beſeelt, einen großen Theil ihres eignen Vermögens auf die Ausrüſtung verwandt. Zu dieſer Flotte ſtießen noch zwanzig Holländiſche Schiffe, und nun nahm man den Lauf gerade nach Cadix. Der Hafen dieſer reichen Stadt, der Mittelpunkt der Spaniſchen Seemacht und des Indiſchen Handels, lag voller Schiffe, die eine unſägliche Beute verſprachen. Sechs und dreyßig derſelben ſehr reich beladen, ſollten eben nach Indien abſegeln, und drey mit Gold belaſtete Gallionen waren kurz zuvor aus Amerika angekommen. Hiezu kamen neun große für die Flotte in Liſſabon mit Geſchütz und Munition beladene Schiffe, und dreyßig Gallionen jede von 40 bis 50 Kanonen, zwey große Galeaſſen, zwanzig Galeren, und viele andre Schiffe. Durch dieſen Preſpect von Reichthümern und Truppen angefeuert wurde die Stadt mit Wuth beſtürmt, in wenig Stunden mit dem Degen in der Fauſt erobert, und ſodann geplündert. Der Spaniſche Admiral Medina befand ſich gegenwärtig, und befahl jetzt alle Schiffe im Hafen zu verbrennen, damit ſie den Engländern nicht in die Hände fielen. Der Verluſt für die Spanier war dabey ſo ungeheuer, daß man ihn auf zwanzig Millionen Ducaten ſchätzte. Eſſex beſtand darauf Cadix im Beſitz zu behalten, und erbot ſich die Stadt mit 400 Mann zu vertheidigen, bis man ihm Hülfe ſenden würde, allein ſein Vorſchlag ſchien nicht ausführbar; zudem wünſchten die Engländer groß und klein ihre ungeheure Beute in Sicherheit zu bringen. Die Flotte kam auch glücklich nach Hauſe, und Effingham wurde für dieſe glorreiche Expedition zum Grafen von Nottingham ſo wie Eſſex zum Marſchal von England ernannt.

Philip gab ungeachtet dieſes außerordentlichen Verluſts ſeinen Vorſatz nicht auf. Die Landung ſollte nun in Irrland geſchehn, wozu man in Ferrol die Zurüſtungen machte. Eliſabeth übertrug jetzt Eſſex das Commando einer Flotte von hundert und zwanzig Schiffen, um in Ferrol die Scenen von Cadix zu erneuern. Ein gewaltiger Sturm aber, der von dieſen Schiffen viele zertrümmerte und andre zerſtreute, vereitelte das Vorhaben. Eſſex machte nun den Plan die Silberflotte aufzufangen; ein Zufall rettete dieſelbe, doch fielen drey reich beladene Gallionen den Engländern in die Hände. Der wüthende Philip befahl nun, daß alle noch übrigen Kriegsſchiffe den Verſuch auf Irrland machen ſollten. Der Admiral Padilla ſegelte auch mit einer anſehnlichen Flotte aus, allein die Elemente ſtritten abermahls für Eliſabeth und die Britten. Ein grauſamer Sturm überfiel die Spanier bey dem Vorgebürge Finisterre; vierzig Schiffe wurden an den Felſen zerſchmettert und die übrigen zerſtreut. Nur wenige erreichten den Hafen von Liſſabon. Philip, der von ſeinen Entwürfen ſo leicht nicht abzubringen war, rüſtete eine neue Flotte aus, die ebenfalls von den Wellen bekämpft wurde, und halb zertrümmert nach Spanien zurück eilen mußte. Er verließ ſich jedoch nicht auf ſeine Waffen, ſondern nahm Mörder zu Hälfe. York und Williams, zwey Engländer, kamen in dieſer Abſicht aus Flandern nach England. Die dortige Spaniſche Regierung hatte ihnen 40,000 Ducaten für den Mord der Königin verſprochen. Ihr Vorhaben aber wurde entdeckt, und der Galgen war ihr Loos. Die größte Hoffnung aber ſetzte Philip auf Rodrigo Lopez, einen Portugieſiſchen Juden, Leibarzt der Eliſabeth, der für eine Belohnung von 50,000 Ducaten die Königin zu vergiften verſprochen hatte. Auch dieſer Entwurf, der gefährlichſte von allen, blieb nicht verborgen. Lopez geſtand vor Gericht ſeine Einwilligung, betheuerte aber, daß ſeine Abſicht nur geweſen vom König von Spanien Geld zu locken. Er wurde aber dennoch hingerichtet. Philip ſchwieg zu dieſen gräßlichen Anklagen. Bald darauf wurde die

Welt durch den Tod von dieſem grauſamen Tyrannen befreyt.

Irrland befand ſich damahls noch im Stande der Barbarey. Die Einwohner, die in elenden Hütten wohnten, und deren ganzer Reichthum in etwas Hornvieh beſtand, waren fühllos gegen die Vortheile der Cultur, und zeichneten ſich durch wilde Sitten und Gebräuche aus. Dieſe mit einem ſtumpfen Aberglauben verbunden, waren die Charakteriſtik der Irrländer. Sie haßten die Engländer, deren Regierung ſtrenge, oft tyranniſch war. Daher entſtanden unaufhörliche Rebellionen, die immer mit vieler Mühe gedämpft wurden. Die Engliſchen Truppen in Irrland, obgleich nicht zahlreich, erforderten doch weit mehr Koſten, als das ganze Königreich einbrachte. Dieſer Umſtand war den Rebellen vortheilhaft, die oft mit den Waffen in der Hand die Friedensbedingungen vorſchrieben. Der Graf von Tyrone war der mächtigſte derſelben; er hatte viele Scharmützel mit den Engländern gehabt, und obgleich oft geſchlagen, war er doch nie völlig überwunden worden, weil die häufigen Wälder und Moräſte immer die Flucht der Seinigen ſicherten. Endlich glückte es ihm die Engliſchen Truppen in einem Haupttreffen faſt ganz aufzureiben. Der Ritter Bagnal, der ſie commandirte, blieb mit 1500 Mann todt auf dem Schlachtfelde. Dieſer Sieg verſchaffte Tyrone Waffen und Munition, und nun nahm er den Titel Befreyer ſeines Landes an.

Dieſe Vorfälle machten von Seiten Eliſabeths die ernſtlichſten Maaßregeln nothwendig. Es wurde eine große Expedition gegen die Rebellen beſchloſſen, und da Eſſex, der mehr ſeinem Ehrgeitz als politiſchen Bedenklichkeiten Gehör gab, das Commando wünſchte, erhielt er ſolches nebſt der Würde eines Vice-Königs von Irrland, und einer ſehr ausgedehnten Vollmacht. Er konnte nach Gutbefinden ſeine Kriegs-Operationen einrichten, Friede machen, die Rebellen begnadigen oder beſtrafen. Um die Ehre der Krone zu behaupten und den Günſtling Eſſex ſchleunig mit Lorbeern gekrönt wiederkommen zu ſehen, ließ Eliſabeth 22,000 Mann, eine für die damahligen Zeiten ſehr ſtarke Armee, nach Irrland überſchiffen. Die Miniſter, alle Eſſex Feinde, die ſeine Entfernung wünſchten, und überdem von ſeinem übereilten Betragen nicht viel Gutes erwarteten, befoderten alles zur Ausrüſtung gehörige. Eſſex rechtfertigte auch dieſes Erwarten gleich nach ſeiner Ankunſt in Irrland. Er ernannte den Grafen Southhampton, der bey Hofe in Ungnade war, zum Befehlshaber der Cavallerie, obgleich es ihm Eliſabeth ausdrücklich verboten hatte. Die erzürnte Königin befahl ihm den Poſten wieder zu nehmen. Eſſex gehorchte noch nicht; er that es erſt nachdem der Befehl nochmahls wiederholt wurde. Gegen die Rebellen machte er auch ſehr unüberlegte Entwürfe; anſtatt Tyrone den Hauptfeind in Ulſter anzugreifen, marſchirte er nach Munſter, wo ſich alles unterwarf oder davon floh. Kaum aber entfernten ſich die Engliſchen Truppen, ſchwar die Rebellion hier ſtärker als zuvor; auch in andern Provinzen rüſtete man ſich zum Widerſtand, beſonders war der noch unangefochtene Tyrone längſt dazu bereit. Die Armee des Eſſex hatte indeſſen durch die Strapazen und den Mangel an Bedürfniſſen bey ihren langen Märſchen ſo ſehr gelitten, daß ſie über die Hälfte eingeſchmolzen war; auch hatten die Soldaten ihren Muth verloren. Eſſex verlangte nun eine ſchleunige Verſtärkung aus England von 2000 Mann.

So unzufrieden die Königin auch war, ſo wurden doch dieſe gleich abgeſchickt. Es herrſchten aber bey den Truppen ſo große Vorurtheile von der Macht des Tyrone und den Schwierigkeiten eines Feldzugs gegen ihn, daß ſie zu Hunderten austriſſen, oder ſich krank ſtellten, ſo daß Eſſex kaum 4000 Mann im Felde behielt, und froh war mit Tyrone Frieden zu ſchließen.

Alles dies war in dem Zeitraum von wenig Monathen geſchehn. Eſſex entſchuldigte ſich ſo gut er konnte. Eliſabeth, die ihre Hoffnungen bey einer ſo viel Geld koſtenden Unternehmung getäuſcht ſahe, verbarg ihm jedoch ihre außerordentliche Unzufriedenheit nicht, befahl ihm aber bis auf weitere Befehle in Irrland zu bleiben. Eſſex, der ſeinen Feinden ſo reichhaltigen Stoff ihn zu ſchaden gegeben hatte, fürchtete nun alles von den Folgen der königlichen Ungnade; er ergriff daher ſchleunig den Entſchluß nach England zu gehen. Seine Reiſe dahin wurde auch ſo geſchwind vollbracht, daß er bey Hofe eintraf, ehe man das geringſte davon erfuhr. Noch ganz ſchmutzig von der Reiſe eilte er ins Schlafzimmer der Königin, die eben aufgeſtanden war, und an ihrer Toilette ſaß. Er warf ſich auf die Knie, küßte ihre Hände, und hatte eine geheime Unterredung mit ihr, womit er ſo wohl zufrieden war, daß er beym Weggehn Gott laut dafür dankte. Die Scene aber änderte ſich bald. Eliſabeth glaubte ſeine Vergehungen beſtrafen und ſeinen ſtolzen Sinn beugen zu müſſen. Sie war bey ſeinem unvermutheten Anblick überraſcht worden, daher zeigte ſie bey ſeiner nächſten Erſcheinung am Hofe überdachten Ernſt, gab ihm Hausarreſt, und ließ ihn zweymahl durchs Conſeil verhören. Sein Verhaft wurde hernach enger; er durfte niemand ſehen, ſelbſt nicht ſeine Gemahlin, ja er durfte nicht einmahl Briefe mit ihr wechſeln.

Dieſer Triumph ſeiner Feinde wirkte auf Eſſex ſo ſehr, daß er krank wurde. Eliſabeth voller Unruhe, verſtattete ihm jetzt Beſuche von ſeiner Gemahlin und Freunden; auch ſchickte ſie zu ihm acht der berühmteſten Aerzte, die das Urtheil fällten, daß ſein Leben in Gefahr ſey. Nach dieſer Nachricht ſandte ſie ihren Leibarzt, James, ihm eine Suppe nebſt der Bothſchaft zu überbringen, daß wenn es ihre Ehre erlaubte, ſie ihn gerne ſelbſt beſuchen würde. Dies war das kräftigſte

Arzney-Mittel, und Eſſex war bald wieder geſund. Seine Feinde machten nun die Königin glauben, daß die Krankheit verſtellt geweſen ſey. Dies erneuerte ihren Zorn, der noch durch die häufigen Nachrichten aus Irrland von ſeiner üblen Regierung vermehrt wurde. Tyrone hatte den Frieden gebrochen und die Rebellen überzogen das ganze Königreich. Lord Mountjoy wurde jetzt zum Vice-König ernannt, der durch Muth und Klugheit in wenig Monathen die Rebellen unterjochte und die Ruhe im Lande wieder herſtellte. Seine ruhmvolle Adminiſtration diente noch mehr Eſſex Vergehungen auffallend zu machen. Eliſabeth wollte ihn nicht vor Augen ſehn, und da er nach damahliger Landesſitte ihr ein prächtiges Neujahrs-Geſchenk mit einem Briefe ſchickte, ſo las ſie den Brief, allein das Geſchenk wollte ſie nicht annehmen.

So wenig Freunde er jedoch bey Hofe hatte; ſo ſehr liebte ihn das Volk, das in lautes Murren ausbrach, Schmähſchriften ausbreitete, und über Ungerechtigkeit ſchrie. Eliſabeth, um ihr Betragen zu rechtfertigen, ließ ihm nun den Proceß machen. Das Urtheil war, daß er die Vorrechte ſeiner Würden jetzt nicht genießen, und bis zur Begnadigung der Königin Haus-Arreſt haben ſollte. Bacon, ein alter Freund des Eſſex, der ſich nachher als Philoſoph unſterblich machte, war genöthigt worden als Advocat gegen ſeinen Freund aufzutreten, deſſen Vertheidigung er jedoch gegen die Königin mit großem Eifer geltend zu machen wußte, als er ihr das Protocoll vorlas. Sie lächelte und ſagte, ſie ſähe, daß alte Liebe nicht roſtete. Bacon erwiederte, er hoffe ſie empfände das bey ſich ſelbſt.

Eſſex erhielt bald darauf ſeine Freyheit, und obgleich ihm noch der Hof verboten war, ſo blieb er doch in ſeinem Poſten als Oberſtallmeiſter. Er ſchrieb nun an Eliſabeth, daß er ihre Hände und die Ruthe küßte, womit ſie ihn züchtigte, nur möchte ſie ihm bald ihr Angeſicht ſehn laſſen, die Hauptquelle ſeiner Glückſeligkeit. Die Königin antwortete, daß ſie erſt von ſeiner Beſſerung Proben ſehen wollte. Sie hoffte ſolche jedoch vergebens. Eſſex hatte ein Wein-Monopolium. Der Termin des Freyheitsbriefes ging zu Ende; er bath um deſſen Erneuerung. Eliſabeth aber ſchlug es ab mit verächtlichen Ausdrücken.

Dieſe Härte hatte die ſchrecklichſten Folgen. Die Geduld des herabgewürdigten Günſtlings war erſchöpft, und ſein ſtolzer bisher mit Mühe gezügelter Geiſt brach durch alle Schranken der Klugheit. Sein Haus wurde von jetzt an ein offenbarer Tempel der Gaſtfreyheit für Militär-Perſonen und entſchloſſene Abentheurer. Den Catholiken ſchmeichelte er heimlich, den Puritanern aber öffentlich. Die berühmteſten Prediger dieſer Secte waren immer in ſeinem Hauſe, wo täglich feyerliche Betſtunden gehalten wurden. Jedermann, ſelbſt Perſonen vom Pöbel hatten dabey Zutritt. Eſſex hielt auch ſeine Zunge nicht länger im Zaume. Er ſagte öffentlich, Eliſabeth ſey ein altes Weib, abgenutzt an Leib und Geiſt. Die Königin erfuhr dies ſehr bald, und ihre Eitelkeit wurde tödtlich verwundet, da ſie gewohnt war, noch jetzt in ihrem acht und ſechzigſten Jahr, von ihren Hofleuten, ja ſelbſt von den fremden Geſandten, wegen ihrer verführeriſchen Schönheit geprieſen zu werden. Endlich wandte ſich Eſſex an den König Jacob, und wollte ihn bewegen mit einer Armee in England einzufallen, und den Thron zu beſteigen, welche Unternehmung er durch eine Rebellion erleichtern wollte. Jacobs Recht zur Engliſchen Krone war noch nicht von Eliſabeth anerkannt worden, indeſſen wollte dieſer Monarch ſeine Anſprüche nicht unzeitig in Gefahr ſetzen, ſondern lieber das heran nahende Ende der Königin abwarten. Er ſetzte jedoch ſeinen Briefwechſel mit Eſſex fort, um ihn zum Freunde zu behalten. Die Entwürfe des Grafen wurden immer verwegener. Er wollte ſeinen Freund Mountjoy, den jetzigen Vice-König von Irrland, bewegen mit ſeinen Truppen nach England überzuſchiffen, und ſo mit ihm in Verbindung die Revolution zu bewirken. Da Mountjoy dazu nicht die Hand bieten wollte, beſchloß Eſſex es allein auszuführen. Eine Menge Perſonen waren ihm ergeben, und überdem verließ er ſich auf das Volk, das ganz für ihn eingenommen ſchien. Der Abrede nach wollte man ſich des königlichen Pallaſtes bemächtigen, und ſodann die Königin zu einem neuen Regierungsplan zwingen.

Eliſabeth und ihre Miniſter ſchöpften Verdacht, und forderten ihn vors Geheime Conſeil. Nun glaubte Eſſex alles ſey entdeckt; und verſammelte eiligſt die Verſchwornen. Es fanden ſich deren über drey hundert in ſeinem Hauſe ein; hiezu kam ein zahlreiches Gefolge; alle waren bewaffnet. Dieſe Menge Menſchen erregten Aufſehn. Sie berathſchlagten eben was zu thun ſey, als der Groß-Siegelbewahrer in Begleitung des Lord-Oberrichters und andrer Großen ſich zeigten, und bey Strafe des Hochverraths allen Anweſenden die Waffen niederzulegen befahlen. Eſſex ſahe ſeine Freunde wanken, verließ ſie daher, und nachdem er die hohen Abgeordneten eingeſperrt hatte, ſtürzte er in Begleitung von zwey hundert bloß mit Degen verſehenen Leuten zum Hauſe heraus, wobey er dem erſtaunten Volke, das ſich haufenweiſe verſammelte, beſtändig zurief: „Mein „Leben iſt in Gefahr!“ Da er ſahe, daß ſich niemand ungeachtet ſeines Bittens bewaffnen wollte, ſo nahm er den Rückweg, fand aber die Zugänge zu ſeinem Hauſe verſperrt und beſetzt, doch glückte es ihm, nachdem einige das Leben eingebüßt, zu Waſſer durch eine Hinterthüre hereinzuſchlüpfen. Er fand das Haus leer und von allen ſeinen Freunden verlaſſen. Indeſſen beſchloß er doch ſich hier aufs äußerſte zu vertheidigen, obgleich die ihn umringenden mit Kanonen verſehenen Truppen keine Rettung hoffen ließen. Da man ſeiner Gemahlin und ſeiner Schweſter nebſt ihren Frauensperſonen, deren ſchreckliches Geſchrey die Luft erfüllte, den freyen Abzug verſtattet hatte, war Eſſex geneigt alles zu verſuchen. Bald aber ſank ihm der Muth und er ergab ſich.

Unter den Gefangenen war auch der Graf Southampton, der ſo wie Eſſex von dem verſammelten Pairs gerichtet wurde. Er entging dem Todesurtheil, das aber zum Loos ſeines Freundes fiel. In Eliſabeths Bruſt kämpften jetzt die ſtärkſten Leidenſchaften. Sie unterzeichnete das Urtheil; bald aber widerrief ſie es, und bald befahl ſie wieder es zu vollziehn. Man beredte die Königin, Eſſex ſelbſt wünſchte den Tod. Was aber ihren Entſchluß beſtimmte, war ſeine vermeinte Halsſtarrigkeit, nicht um Gnade zu bitten. Endlich geſchah die Hinrichtung, und der mit ſo viel Edelmuth begabte, aber von unbändigen Leidenſchaften beherrſchte Eſſex wurde im vier und dreyßigſten Jahr ſeines Lebens enthauptet.

Der große Heinrich IV. war damahls auf dem Franzöſiſchen Thron. Er ſchätzte

Eliſabeth hoch, die ihn ihrerſeits eben ſo ſehr verehrte. Sie ſchrieb ihm eigenhändig ihren Wunſch, wegen einer höchſt wichtigen Sache eine Unterredung mit einem ſeiner vertrauteſten Miniſter zu haben. Heinrich ſchickte ihr ſeinen getreuen Rosny, der herhach als Herzog von Sully unſterblich geworden iſt. Dieſer große Mann, der kein Höfling war, und freymüthig ſeine Urtheile der Nachwelt überliefert hat, bewunderte den Verſtand der Königin, ihre außerordentlichen Kenntniſſe, und erklärte ſie des ſo allgemein erworbenen hohen Ruhms vollkommen würdig. Ihr geheimer Entwurf war die künftige Ruhe Europens vermöge eines neuen Syſtems zu ſichern, womit Heinrich völlig übereinſtimmte. Der Tod hinderte jedoch deſſen Ausführung.

In Irrland hatten die Rebellen indeſſen neue Verſuche gemacht. Ihr Haß gegen die Engländer und die Regierung war ſtärker als jemahls. Ihre Beſchwerden waren mancherley, worunter die wohlthätige auf Freyheit und Gleichheit gegründete Proceßart durch Geſchworne eine der größten war. 4000 Spanier, die den Irrländiſchen Hafen Kinſale eroberten, kamen ihnen zu Hülfe. Aquila, der Spaniſche Befehlshaber, nannte es einen heiligen zur Beſchützung des Glaubens in Irrland unternommenen Krieg. Er bemühte ſich die Einwohner zu überreden, daß ihr geleiſteter Huldigungseid nichtig ſey, da Eliſabeth durch die päbſtlichen Bullen ihrer Krone beraubt wäre, und das Land folglich unter der Herrſchaft des Teufels ſtände. Mountjoy machte dieſen Auftritten bald ein Ende. Die Producte zum Unterhalt jeder Jahreszeit wurden vernichtet, die Rebellen zerſtreut, in Wälder und Moräſte getrieben, wo ſie für Hunger umkamen. Der ſtolze Tyrone wurde gezwungen ſich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Den Spaniern, die auch im Felde geſchlagen jetzt alle Bedingungen unterſchrieben, bewilligte man einen freyen Abzug, und nun war die Ruhe in Irrland völlig wieder hergeſtellt.

Obgleich Eliſabeth mit großer Mäßigkeit lebte, und mit den öffentlichen Geldern geitzte, ſo hatten dennoch die Irrländiſchen Feldzüge den Schatz ſo ſehr erſchöpft, daß ſie die königlichen Landgüter, ja die Kronjuwelen verkaufen mußte. Sie war daher genöthigt ein Parlament zuſammen zu rufen. Hier wurden viel Beſchwerden geführt, beſonders über die zahlloſen Monopolien, die die Königin aus mißverſtandener Oekonomie zur Belohnung geleiſteter Dienſte an Geldesſtatt ertheilt hatte. Es wurde damit ein greulicher Unfug getrieben, und Eliſabeth, die von den Vorrechten der Krone ſehr ausgedehnte Begriffe hatte, war immer taub gegen die deßhalb geführten Klagen geweſen. Jetzt aber erbot ſie ſich von ſelbſt die läſtigſten dieſer Monopolien aufzuheben. Das Parlament war ſo ſehr von dieſer unerwarteten Handlung gerührt, daß der Sprecher nebſt vielen Mitgliedern des Unterhauſes ſich zur Königin begab, ihr zu danken. Sie warfen ſich ſämmtlich vor ihr auf die Knie, und blieben in dieſer Stellung, bis Eliſabeth ſie zum Aufſtehn nöthigte. Die Königin, die ihr heran nahendes Ende fühlte, brachte ihrem Stolz ein großes Opfer. Sie ſagte: „Eure Reden, Ihr Edlen, „haben mich meinen Irrthum einſehn gelehrt; ich habe jedoch nicht mit Willen, „ſondern durch unrichtige Urtheile gefehlt. Meine Pflicht iſt das öffentliche Wohl, und nicht das meinige vor „Augen zu haben. Ich werde bald vor

„einem großen Tribunal davon Rechenſchaft ablegen müſſen. Ich bitte Euch „die von mir begangenen Fehler nicht „mir, ſondern andern zuzuſchreiben; denn „Ihr wißt ſelbſt, wie ſehr die Diener der „Fürſten geneigt ſind, ihre tadelhaften „Handlungen den Herrſchern zu verbergen.“

Da die Spanier in Irrland ſo thätig geweſen waren, wollte Eliſabeth auch ihre fortdauernde Thätigkeit zeigen; ſie ſchickte daher den Admiral Leviſon mit neun Kriegsſchiffen nach der Spaniſchen Küſte. Dieſe Flotte traf auf die mit Geld beladenen Gallionen, da aber deren Bedeckung zu ſtark war, ſo unterließ er den Angriff, ſegelte aber nach dem Hafen Cerimbra in Portugal, wo ein großes Goldſchiff lag. Ein Caſtell beſchützte den Hafen; worin ſich noch neun Galeeren befanden, und die 20,000 Mann ſtarke Landmiliz war am Ufer poſtirt. Dieſer Hinderniſſe ungeachtet brach die Flotte in den Hafen, brachte die Kanonen des Caſtells zum Schweigen, verbrannte oder verſenkte die Galeeren, und eroberte das ungeheure Goldſchiff, deſſen Werth eine Million Ducaten betrug.

Dies war die letzte Begebenheit unter Eliſabeths Regierung, die nach einer Dauer von fünf und vierzig Jahren ihr Ziel erreicht hatte. Die Königin war jetzt ſiebenzig Jahr alt, und hatte beſtändig einer guten Geſundheit genoſſen. Seit Eſſex Tode aber folterte eine ſchwarze Melancholie ihre Seele. Alle Freuden des Lebens waren für ſie dahin; ſelbſt die Erinnerung an den großen durch ſie erzeugten Wohlſtand ihres Reichs und den Segen ihres Volks, belebte nur ſchwach ihr zerriſſenes Herz. Ein Vorfall verurſachte endlich, daß dieſe Schwermuth den höchſten Grad erreichte.

Der wegen ſeiner vielen Feinde bey Hofe beſorgte Eſſex hatte von der Eliſabeth in einer zärtlichen Stunde als Pfand ihrer ewigen Zuneigung einen Ring erhalten, der bey einer entſtehenden Ungnade oder bey einem ſonſtigen Unfall, ſo wie Oberons Zauberring, die gewiſſeſte Rettung gewähren ſollte. Der ſtolze Eſſex machte in dem ganzen Zeitraum ſeiner Leiden keinen Gebrauch von dieſem Talisman. Erſt da er zum Tode verdammt war, ſuchte er den Ring hervor, und ſandte ihn der Lady Scroop, um ihn der Königin zu überliefern. Durch einen

Zufall aber kam er in die Hände der Gräfin Nottingham. Dieſe Dame, Gemahlin eines Todfeindes des unglücklichen Eſſex, verſchwieg ſeinen Wunſch und behielt den Ring; und Eliſabeth, von der vermeinten Hartnäckigkeit ihres Geliebten überzeugt, ließ das Bluturtheil vollziehn. Jetzt lag die Gräfin, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, auf ihrem Todbette und wünſchte die Königin zu ſprechen. Sie kam, und nun erfuhr ſie das ſchreckliche Geheimniß von der Abſcheidenden, die um ihre Verzeihung flehte. Eliſabeth, der das Bild des Enthaupteten ohnehin beſtändig vor Augen ſchwebte, wurde jetzt einer Furie ähnlich; ſie griff mit den Händen die ſterbende Gräfin in ihrem Bette an, und ſchrie: „Gott mag dir es vergeben, ich „aber kann nicht!“ Und ſo eilte ſie weg um ſich dem tödtlichſten Gram zu überlaſſen. Sie entſagte von Stund an allem Troſt, aller Nahrung, aller Hülfe, warf ſich auf den Boden nieder, und erklärte, daß ihr das Leben eine unerträgliche Laſt ſey. Die Geſchichte des Ringes aber blieb in ihrer Bruſt verſchloſſen, aus welcher unaufhörliche Seufzer drangen. Nur dann und wann tönte ein Wort von ihren Lippen. Zehn Tage und zehn Nächte lag ſie völlig angekleidet auf der Erde, unter ſich einen Fußteppich, und auf Stuhlküſſen geſtützt; ſtillſchweigend, ihren Finger immer in dem Mund haltend, und ihre Augen auf den Boden geheftet. Alles Zureden ſie in ein Bette zu bringen ſo wie Arzney zu nehmen war umſonſt. Die Miniſter näherten ſich ihrem Lager, und baten ſie den Thronfolger zu beſtimmen. Sie gab keine Antwort; nur allein auf des Erzbiſchofs von Canterbury Erinnerung an Gott zu denken, ſagte ſie, daß er ihrem Geiſte beſtändig gegenwärtig ſey. Bald nachher verlor ſie die Sprache und entſchlief im Jahr 1603.

Die Pythagoriſchen Frauen.

I.

Pythagoras iſt einer von dieſen ehrwürdigen Namen des Alterthums, die wie die Namen Hermes, Orpheus, Zoroaſter, Confucius, u. a. kaum den allerunwiſſendſten gänzlich unbekannt ſind; Namen, die aus den Fluthen der Zeit, während ſie von einer Generation zur andern das Gedächtniß ſo vieler Myriaden Menſchen vom Erdboden hinweg ſchwemmt, immer in einerley Höhe empor ragen, und, gleich jenen unzerſtörbaren Pyramiden des alten Aegyptens mit Ehrfurcht angeſtaunt werden, wiewohl ſie längſt aufgehört haben zu einigem gemeinnützlichen Gebrauch zu dienen, und die hohe Weisheit, die ihnen einen ſo allgemeinen und dauernden Ruf verſchafft hat, ſogar für die gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Neuern zur Hieroglyphe geworden iſt.

Wie viel man auch immer hievon auf die bekannte Eigenſchaft der Zeit — gewiſſe Gegenſtände deſto mehr in unſrer Einbildung zu vergrößern, je weiter ſie aus unſern Augen rücken — ſchreiben will: ſo bleibt doch gewiß, daß ein Ruhm, der ſich durch mehr als zwey tauſend Jahre an den Namen eines Mannes, von welchem beynahe nichts in die Augen fallendes übrig iſt, ſo feſt angehängt hat, einen großen Charakter, ungewöhnliche Verdienſte, und einen beträchtlichen Einfluß in ſeine eigene und die nächſt folgende Zeiten vorausſetzt.

Daß dies auf eine ſehr vorzügliche Art von Pythagoras gelte, läßt ſich meines Erachtens mit hinlänglichem Grunde behaupten, wiewohl wenige berühmte Perſonen des Alterthums genannt werden können, deren Geſchichte ungewiſſer, durch Tradition und Volksſagen mehr entſtellt, und in ſpätern Zeiten durch abſichtliche Beymiſchung einer Menge unächter Zuſätze und legendenmäßiger Mährchen ärger verfälſcht worden wäre als die ſeinige.

In dieſem Stücke hat Pythagoras mit mehr als Einem außerordentlichen Manne vor und nach ihm einerley Schickſal gehabt: man hat, um ihn zum Werkzeug von Abſichten, die er nie gehabt hatte, zu machen, ein ſo zweydeutiges, wunderbares und geheimnißvolles Weſen aus ihm gemacht, daß es, bey dem Abgang hinlänglicher und zuverläſſiger Urkunden, beynahe unmöglich iſt zu ſagen, was er war.

Das gewiſſeſte indeſſen iſt, daß er, über vierzig Jahre lang, in dem unterſten Theile von Italien, welchen die Griechen die große Hellas nannten, eine wichtige Rolle geſpielt hat, und der Stifter einer Schule theoretiſcher und praktiſcher Weisheit, oder vielmehr einer merkwürdigen geheimen Geſellſchaft geweſen iſt, die ſich durch alle Republiken dieſes ſchönen Landes verbreitet, und ihrer kurzen Dauer ungeachtet, noch Jahrhunderte nach ihrer Ausrottung wohlthätige Spuren ihres ehmahligen Daſeyns in Italien und Griechenland zurück gelaſſen hat.

2.

Dieſe Geſellſchaft, von welcher Pythagoras die Seele war, ſcheint ſich keinen geringern Zweck, als die ſittliche und politiſche Reformation, oder Regeneration (wenn ich den dermahlen zu gleichem Vorhaben verſammelten Repräſentanten der Franzöſiſchen Nation dieſes Wort abborgen darf) jener größtentheils ſehr verderbter Republiken, vorgeſteckt gehabt, und, zu gewiſſerer Erzielung eines ſo großen Zwecks den Anfang damit gemacht zu haben, ſich ſelbſt zu der höchſten moraliſchen Vollkommenheit auszubilden, deren die menſchliche Natur fähig ſcheint.

Man kann der Idee, die man ſich von dieſer erſten Pythagoriſchen Geſellſchaft oder Ordensverbindung und ihrem Einfluß auf die freyen Städte in Groß-Griechenland zu machen hat, vielleicht keine beſſere Grundlage geben, als dieſe: daß, ſelbſt lange nachdem ſie in ihrer urſprünglichen Geſtalt nicht mehr vorhanden war, ein ſo ungemein vortrefflicher Mann wie Archytas von Tarent gleichſam aus ihrer Aſche hervorging; und daß einer der größten Staatsmänner und Kriegshelden und unſtreitig der tugendhafteſte und vollkommenſte Menſch, den Griechenland aufzuweiſen hat, Epaminondas, die Ausbildung, die ihn dazu machte, von einem unmittelbaren Schüler des Pythagoras, dem Lyſis von Tarent, empfangen hatte.

Sogar die fabelhafte Sage, die ſich in ſpätern Zeiten entſpann und zu einem gemeinen Volksglauben wurde, daß einige berühmte Geſetzgeber, Zaleukus von Locri, Charondas von Catana, und ſogar der Römiſche König Numa, die Weisheit die ihnen einen ſo großen Namen gemacht, aus dem Unterricht des (erſt lange nach ihrem Tode gebornen) Pythagoras geſchöpft haben ſollten, beſtätigt die Wahrheit deſſen was ich von der großen Einwirkung des Pythagoriſchen Ordens auf ſeine Zeitgenoſſen behauptet habe; denn ſie beweiſet, nach einer ſehr richtigen Bemerkung des Cicero, wie groß der Name der Pythagoräer und der Ruf ihres Inſtituts in Italien geweſen ſeyn müſſe, da die ſpätern Römer, die aus den Erzählungen ihrer Voreltern ſich von der Weisheit und den Tugenden ihres Königs Numa den größten Begriff machten, bey ihrer Unwiſſenheit in der Zeitrechnung nicht anders denken konnten, als ein Mann, der alle ſeine Zeitgenoſſen an Weisheit übertraf, müſſe ein Schüler des Pythagoras geweſen ſeyn.

5.

Pythagoras war der erſte öffentliche Volkslehrer und Sittenprediger unter den Griechen, und man ſchreibt ſeinen Predigten Wirkungen zu, deren ſich ſchwerlich irgend ein neuerer Bußprediger rühmen kann. Als er nach Kroton *) kam,

---

*) Kroton, oder Krotos, (jetzt Cotrone, eine kleine Stadt in Calabria Ultra) war damahls eine der größten, ſchönſten und volkreichſten Städte in ganz Italien. Vorzüglich rühmte man die Geſundheit ihrer Lage und Luft (die zu dem Sprüchwort, Geſunder als Kroton, Anlaß gab,) und die Vorzüge ihrer Einwohner an körperlicher Stärke und Geſchicklichkeit in den gymnaſtiſchen Uebungen. Wenig Städte konnten eine

ſagt Juſtinus *), fand er die Einwohner in Ueppigkeit, Wolluſt und Hoffart ver-

---

ſo große Menge Sieger in den öffentlichen Kampfſpielen zu Olympia, u. ſ. w. aufweiſen, und man pflegte daher zu ſagen (doch vermuthlich nur zu Kroton ſelbſt) der letzte unter den Krotonern iſt noch immer der erſte unter den übrigen Griechen.

*) Im 4ten Kap des XXſten Buchs ſeiner Auszüge aus einem großen hiſtoriſchen Werke des Trogus Pompejus, der zu Cäſar Auguſtus Zeiten lebte. Porphyrius in ſeinem Roman von Pythagoras beruft ſich, dieſer faſt unglaublichen Sittenverbeſſerung der Krotoniaten wegen, auf das Zeugniß des Dicäarchus von Meſſina, eines berühmten Schriftſtellers aus der Ariſtoteliſchen Schule, welchen Cicero ſeinen Lieblingsautor (Delicias ſuas) nennt.

ſunken. — Ein gewöhnlicher Menſch, wie ſchön er auch immer ſprechen könnte, würde ſolchen Leuten die Frugalität lange vergebens anpreiſen: aber Pythagoras, dem zu ſeiner hohen Weisheit und allen ſeinen übrigen Gaben noch eine ſeltne Schönheit und eine majeſtätiſche Geſtalt zu Statten kam, wußte ſich Eingang zu verſchaffen, und kurz, er ließ nicht nach, bis er eine ſo große und allgemeine moraliſche Bekehrung in dieſer reichen und üppigen Stadt zuwege brachte, daß „man „ſich gar nicht vorſtellen konnte, die Krotoniaten, die man jetzt ſah, hätten jemahls die Wollüſtlinge ſeyn können, die „ſie ehemahls waren." — Der Apoſtel der Weisheit erleichterte ſich dieſes große Werk nicht wenig dadurch, daß er ſowohl die männliche Jugend als die jungen Frauen beſonders in die Cur nahm, und jedem Theile ſeine eigenen Tugenden und Pflichten ſo nachdrücklich ans Herz legte, daß ein wahrer Wetteifer unter ihnen entſtand, wer es dem andern darin zuvor thun möchte. Die Jünglinge wurden Muſter der Sittſamkeit, und legten ſich mit einem zu Kroton nie erhörten Fleiß auf Philoſophie und ſchöne Wiſſenſchaften: und die jungen Frauen (wird man es auch dem ehrlichen Trogus glauben?) „trugen alle ihre goldgeſtickten „Kleider, Juwelen, Halsketten, Armbänder, u. ſ. w. in den Tempel der „Juno, legten ſie der Göttin als ein „Opfer der häuslichen Tugend zu Füßen, „und gaben zu erkennen, daß Zucht und „Keuſchheit, nicht ſchimmernder Putz, „die wahre Zierde ihres Geſchlechtes ſey.“

Wenn wir auch, wie billig, der Obermacht des Pythagoriſchen Genius über die Seelen der Krotoniaten nicht die ganze ausgedehnte Wirkung zutrauen, die ihr Juſtins Erzählung zu geben ſcheint; wenn wir annehmen, daß die jungen Frauen und edeln Matronen, die er gewonnen habe ihren Mitbürgerinnen ein ſo ſchönes Beyſpiel zu geben, bey weitem den kleinern Theil des ſchönen Gſchlechtes zu Kroton ausgemacht haben dürften: ſo bleibt dieſe Anekdote noch immer eines der rühmlichſten Denkmähler deſſen was die Weisheit über die zarten Seelen der ſanftern Hälfte des Menſchengeſchlechtes vermag, und die Geſchichte hat einige ähnliche, aber wenig größere Triumphe der weiblichen Tugend aufzuweiſen.

4.

Pythagoras hatte alſo auch Jüngerinnen, und unter dieſen ſogar mehrere, die zu ſeinem geheimen Unterricht zugelaſſen wurden, und als Pythagoräerinnen in der engern Bedeutung des Wortes, hier und da von den Alten erwähnt werden. Ich weiß nicht wie viel wir an des Athenienſiſchen Geſchichtſchreibers Philochorus Verzeichniß der Heroiden oder Pythagoriſchen Frauen verloren haben; wenig, wenn er ſich auf einen bloßen Katalogen eingeſchränkt hätte, viel, wenn er (wie aus der Benennung Heldinnen zu vermuthen iſt) Züge und Anekdoten aus ihrem Leben angeführt hat, welche dieſen erhabenen Namen rechtfertigen. Jamblichus, ein anderer romantiſcher Biograph des Pythagoras, der uns funfzehn Philoſophinnen aus der Schule dieſes Weiſen vorzählt, meldet nur von einer einzigen, die er Timycha nennt, einen ſolchen heroiſchen Zug; aber das ganze ſieht einem übel zuſammenhangenden Mährchen zu ähnlich, um ſelbſt in dem Munde eines weit zuverläſſigern Erzählers als Jamblichus iſt, Glauben zu verdienen *).

---

*) Damit unſere Leſerinnen nicht etwa den Verdacht ſchöpfen, als ob ich ihr Geſchlecht vielleicht ohne zureichende Urſache einer Heldin berauben wolle, will ich das Geſchichtchen dem wundervollen Jamblichus (aus dem 31ſten Kap. ſeines Lebens des Pythagoras) nur, wo möglich, nicht ſo gar langweilig wie ers vorträgt, nacherzählen. Der Tyrann Dionyſius von Syrakus (ſagt er, aber nicht ob der ältere oder jüngere?) kam auf den Einfall, einigen in den Pythagoriſchen Myſterien eingeweihten Perſonen, die zu gewiſſen Zeiten von Tarent nach Megapontum zu reiſen pflegten, durch eine überlegene Anzahl Syrakuſaner aufpaſſen und die guten Leute mit Gewalt entführen zu laſſen. Sein eigener Schwager Eurymenes ſchämte ſich nicht, ſich zu dieſer häßlichen Commiſſion gebrauchen

Auf alle Fälle würden Beyſpiele einer weniger ungewöhnlichen Stärke der Seele, Beyſpiele der Mäßigung, der Selbſtver-

zu laſſen, legte ſich mit dreyßig wohlbewaffneten Kriegsknechten in einen Hohlweg, den die Pythagoräer nothwendig paſſieren mußten, und als dieſe, ungefähr zehen Perſonen ſtark, in ihrer Unſchuld dahergezogen kamen, fiel er unverſehens mit großem Geſchrey über ſie her. Die guten Leute, wiewohl ſie unbewaffnet waren, ſchlugen ſich dennoch, um ihren Pythagoriſchen Ordensmuth zu erproben, eine gute Weile mit den dreyßig Soldaten herum; endlich aber, wie ſie zu merken anfingen, daß die Partie gar zu ungleich ſey, glaubten ſie der Tugend nichts zu vergeben, wenn ſie ſich mit der Flucht zu retten ſuchten, und fingen an auszureißen. Denn, ſagt der weiſe Jamblichus, die geſunde Vernunft lehrt, daß die Tapferkeit darin beſteht, daß man wiſſe wenn und wo läugnung, der Geduld, und der Standhaftigkeit in Gelegenheiten, die im gemeinen und häuslichen Leben häufig

man fliehen, und wenn und wo man ausdauern ſoll. Sie würden auch, da ſie leicht zu Fuß, die ihnen nachſetzenden Feinde hingegen ſchwer bewaffnet waren, glücklich entkommen ſeyn, wenn ſie nicht auf der Flucht an ein großes Bohnenfeld, das bereits voller Schoten war, gerathen wären. Da ihnen nun das Pythagoriſche Dogma nicht erlaubte eine Bohne auch nur anzurühren, ſo blieben ſie auf einmahl ſtehen, wehrten ſich noch mit Steinen und Knitteln und allem was ihnen vor die Hand kam, ſo lange ſie konnten, und ließen ſich zuletzt alle zuſammen lieber todtſchlagen, als daß ſie ſich ergeben hätten. Eurymenes, ſehr mißmuthig darüber, daß er auch nicht mit einem einzigen lebendigen Pythagoräer vor dem Tyrannen erſcheinen ſollte, ließ die Erſchlagenen begraben, genug vorkommen, den Pythagoriſchen Frauen eben ſo viel Ehre gemacht haben, und für den größern Theil ihres Geſchlech-

richtete ihnen ein Heldendenkmahl auf, und zog mit geſenkten Ohren wieder nach Hauſe. Unterwegs ſtießen ſie auf einen andern Pythagoräer, Myllias von Kroton, der mit ſeiner im zehnten Monath ſchwanger gehenden Ehegattin Timycha von den übrigen zurück gelaſſen worden war, weil die gute Frau, ihrer Bürde wegen, nicht gleichen Schritt mit ihnen halten konnte. Sogleich läßt ſie der edle Eurymenes lebendig gefangen nehmen, trägt unterwegs große Sorge daß ihnen nichts abgehe, und langt endlich wohlbehalten bey dem Tyrannen an. Was hat nun dieſer zu thun? Er läßt ſich den ganzen Hergang erzählen, bezeigt ſich ſehr betrübt darüber, und verſpricht dem Pythagoriſchen Ehepaar, daß er ſie vor allen andern in hohen Ehren halten würde, wenn ſie es zur Aufmunterung und Nachfolge dienlicher geweſen ſeyn. Manche der Welt unbekannte Frau übt in dem engen

mit ihm regieren wollten. Da aber Myllias und Timycha ſich zu nichts verſtehen wollten, fuhr Dionyſius fort: Antwortet mir wenigſtens nur auf eine einzige Frage, ſo will ich euch unverſehrt und mit einer ehrenvollen Begleitung wieder nach Hauſe ſchicken. Was war die Urſache, Myllias, warum deine Freunde lieber ſterben als durch ein Bohnenfeld entfliehen wollten? Sie, verſetzte Myllias, wollten lieber ſterben als auf Bohnen treten: und ich will lieber ſterben, als dir die Urſache ſagen, warum wir auf keine Bohnen treten. Dionyſius, deſſen Neugier durch dieſe Antwort aufs höchſte ſtieg, ließ den Pythagoräer ſogleich mit Gewalt wegführen, und befahl Tortur-Inſtrumente herbey zu bringen, und die Timycha zu foltern, in Hoffnung, eine ſchwangere und der Unterſtützung

Kreiſe ihres häuslichen Lebens unſcheinbare Tugenden aus, zu welchen oft ein höherer Grad von Stärke des Gemüths erfodert wird, als derjenige iſt, womit auf dem großen Schauplatz der Welt die Thaten gethan werden, welche die Bewunderung der Menge erregen und die

---

ihres Manns beraubte Frau würde durch die Furcht der Marter leicht dahin zu bringen ſeyn, ihm das Geheimniß zu entdecken. Aber die heldenmüthige Frau, ohne ſich lange zu bedenken, biß ſich ſelbſt die Zunge ab und ſpie ſie dem Tyrannen ins Geſicht, um ihm zu zeigen, wenn auch die zärtere weibliche Natur durch die Folter gezwungen werden könnte, etwas, ſo ſie zu verſchweigen ſchuldig ſey, zu verrathen, ſo habe ſie doch Muth genug, ſich ſelbſt des dazu erfoderlichen Organs zu berauben, und ihr Geheimniß dadurch in Sicherheit zu ſetzen. — Mich dünkt dieſes Mährchen bedürfe keiner nähern Unterſuchung, um für das was es iſt erkannt zu werden.

Federn der Geſchichtſchreiber beſchäftigen! Und beruht nicht größtentheils auf dieſen unſcheinbaren Tugenden das Wohl der Familien, ſo wie auf dieſem der Wohlſtand des Staats? Pythagoras ſcheint mir — ſo viel ich aus den wenigen ächten Ueberbleibſeln ſeiner Philoſophie und den beynahe ganz verloſchnen Spuren ſeiner Lebensgeſchichte ſchließen kann — über alles dieſes gedacht zu haben, wie derjenige denken muß, der ſich zum ſittlichen Arzt verderbter Menſchen und Staaten berufen fühlt; und wenn auch das Wenige, das uns Juſtinus von ſeiner zu Kroton bewirkten Sittenverbeſſerung erzählt, das Einzige wäre was wir von ihm wüßten, ſo wäre es genug uns zu überzeugen, daß ſeine Philoſophie nicht auf Schwärmerey, oder täuſchende Gaukelkünſte (wie viele, die ihre Meinung von ihm auf die Autorität eines Porphyrius, Jamblichus und ihres gleichen ſtützen, von ihm urtheilen) ſondern auf richtige und wahre Schätzung der menſchlichen Dinge gegründet war.

5.

Unter den Pythagoriſchen Frauen ſcheint Theano, die Gemahlin des Pythagoras, noch mehr durch ihre perſönliche Vorzüge, als das Anſehen, ſo ihr dieſe Verbindung mit dem Haupte des Ordens gab, die erſte und merkwürdigſte geweſen zu ſeyn. Aber eben das Schickſal, das die ganze Pythagoriſche Geſellſchaft nebſt ihrem Stifter betroffen hat, hat uns der Mittel beraubt, auch mit dieſer merkwürdigen Frau genauer bekannt zu werden: etliche Briefe an Freundinnen, die unter ihrem Namen gehen, und einige einzelne Züge, die uns von verſchiedenen alten Schriftſtellern aufbehalten worden, ſind alles, was den Menſchenkenner in den Stand ſetzen kann, ſich einige Vorſtellung von ihrem Geiſt und Charakter zu machen.

Theano war, der wahrſcheinlichſten Meinung zu Folge, die Tochter eines Krotoniaten: und ich glaube mich nicht irren zu können, wenn ich ihre Verbindung mit dem liebenswürdigen Weiſen für eine Folge der enthuſiaſtiſchen Hochachtung halte, die er ſich unter den Einwohnern von Kroton erworben hatte. Denn es iſt auf keine Weiſe wahrſcheinlich, daß er vor ſeiner Niederlaſſung in Groß-Griechenland, d. i. in der erſten Hälfte ſeines Lebens, die er größtentheils auf ſeine

Reiſen und ſeinen Aufenthalt in Aegypten verwendet hatte, ſchon vermählt geweſen ſeyn ſollte. Die Perſon, in welcher ein Pythagoras ſeine Hälfte erkannte, und die er ſo ſehr liebte, daß er von einem gewiſſen erotiſchen Dichter Hermeſianax, aus deſſen verliebten Elegien an die berühmte Hetäre Leontium uns Athenäus ein ziemlich großes Stück aufbehalten hat, beſchuldigt wird, raſend in ſie verliebt geweſen zu ſeyn, — dieſe Perſon muß um ſo gewiſſer alle Vorzüge und Tugenden ihres Geſchlechtes in ſich vereiniget haben, als es, ſelbſt für den Erfolg ſeines ganzen Inſtituts weſentlich war, daß die Gemahlin desjenigen, der die Sitten einer ganzen Nation verbeſſern wollte, würdig wäre, im Charakter einer Ehegattin und Mutter allen Frauen zum Vorbild aufgeſtellt zu werden, ja ſelbſt ſowohl die Theilnehmerin ſeiner geheimſten Gedanken und Entwürfe als die Gehülfin ihrer Ausführung zu ſeyn.

Wir befinden uns, wie geſagt, mit dieſer Frau, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach eine der vorzüglichſten Perſonen ihres Geſchlechts geweſen iſt, in dem Falle eines Künſtlers, der aus dem Bruchſtück eines Arms oder Fußes, einem Finger, und einem zerſtümmelten Kopfe, die Bildſäule der Juno oder Venus eines Polykletus wieder herſtellen ſollte. Und dennoch würden die wenigen Trümmer, die uns von der ſchönen und weiſen Theano übrig ſind, zu dieſem Endzweck hinreichen, wenn es um ihre Darſtellung in einem *Schauſpiel*, oder in einem Werke aus der Claſſe der *Reiſen des jungen Anacharſis* zu thun wär'. Da aber weder das eine noch das andere dieſes Ortes iſt, ſo begnüge ich mich meinen Leſerinnen dieſe Bruchſtücke vorzulegen wie ſie ſind; und traue ihnen billig zu, daß *ihre angeborne Divinationskraft* ſie daraus eben ſo gut, und vielleicht noch ſicherer, auf die urſprüngliche Schönheit des durch die Zeit zerſtörten Götterbildes ſchließen laſſen werde, als das Auge der Liebe aus dem zufällig entdeckten Anfang eines zierlichen Fußes oder der leiſen Verrätherey einer unvermerkt geſprungnen Stecknadel die ſchönen Formen ahndet, woraus Gewohnheit und conventioneller Wohlſtand unter geſitteten Völkern weislich ein Geheimniß macht.

6.

Ich fange mit den größern Stücken, und alſo mit den Briefen der Theano an, welche der berühmte Aldus Manuzius, in ſeiner mit Hülfe des gelehrten Griechen Markus Muſurus zu Stande gebrachten Sammlung von Briefen verſchiedener Griechiſchen Philoſophen, Redner, Dichter, und anderer berühmter Perſonen, zu Venedig im Jahr 1499 zuerſt durch den Druck bekannt gemacht hat.

Die Frage, was von der Aechtheit dieſer Briefe zu halten ſey (worüber die Meynungen der Gelehrten vermuthlich immer getheilt bleiben werden) kann, bey gänzlicher Ermanglung aller andern Entſcheidungsgründe, durch keine andere als innere Kennzeichen ausgemacht werden; und am Ende wird wohl immer bey jedem gelehrten Leſer ein gewiſſes Gefühl, das ſich ſchwerlich ganz in deutliche Begriffe auflöſen läßt, den Ausſchlag geben müſſen. Wenn ich dem meinigen trauen darf, ſo finde ich in den drey Briefen, die ich unſern Leſerinnen vorlege, nichts, was Verdacht bey mir erweckte, daß ſie nicht von einer Frau, und von einer Frau, wie ich mir die Gemahlin des Pythagoras vorſtelle, geſchrieben ſeyn konnten: im Gegentheil ich finde in ihnen einen ſo ſichtbaren Charakter von kunſtloſer weiblicher Simplicität im Styl, und von Pythagoriſchem Geiſte in Gedanken und Vorſtellungsart eingedrückt, daß ich — ungeachtet aller Vermuthungen, welche die Aldiniſche Briefſammlung gegen ſich hat — an ihrer Aechtheit nicht zweifeln kann. — Ueber die Frage, ob dieſe Briefe nicht einer andern jüngern Theano zuzuſchreiben ſeyen, werde ich meine Meynung in der Folge ſagen. Zuerſt alſo die Briefe ſelbſt *).

---

*) Eine Rechtfertigung der Art, wie ich dieſe Briefe überſetzt habe, könnte für eine gewiſſe Gattung von Gelehrten vielleicht nöthig ſeyn, iſt aber für meine Leſerinnen, bey denen ich mir ſchmeichle einiges Zutrauen zu mir vorausſetzen zu dürfen, ganz überflüſſig. Außer dem, daß der Griechiſche Text noch auf die heilende Hand eines künftigen Hemſter-

Theano an Eubula.

Ich höre zu zieheſt deine Kinder gar zu zärtlich auf. Dein Wille iſt eine gute Mutter zu ſeyn: aber, meine Freundin, die erſte Pflicht einer guten Mutter iſt, nicht ſowohl dafür zu ſorgen, daß ſie ihren Kindern angenehme Empfindungen verſchaffe, als ſie ſo früh als möglich an das was die Grundlage jeder Tugend iſt, an Mäßigung und Bezähmung der ſinnlichen Begierden, zu gewöhnen. Du haſt dich alſo wohl vorzuſehen, daß die

huys wartet, liegt eine ſehr große Schwierigkeit. oder vielmehr die pure Unmöglichkeit, alle Grazien des Originals in die Ueberſetzung überzutragen, darin, daß Theano in ihrer Sprache ſehr oft mit Einem Worte ſagen kann, was dem Ueberſetzer, der ihren Sinn und Geiſt nicht verfehlen will, nur durch Wendungen und Umſchreibungen auszudrücken möglich iſt.

liebende Mutter nicht die Rolle einer Schmeichlerin bey ihnen ſpiele. Kinder, die von ihrem zarteſten Alter an wollüſtig erzogen ſind, müſſen nothwendig unfähig werden, dem Reitz der Sinnenluſt, der ſo mächtig auf ſie wirkt, jemahls widerſtehen zu können. Es iſt alſo Pflicht, meine Liebe, ſie ſo zu erziehen, daß ihre Natur keine verkehrte Richtung bekomme; welches geſchieht, wenn die Liebe zum Vergnügen in ihrer Seele die Oberhand gewinnt, und ihr Körper gewöhnt wird immer angenehme Gefühle zu verlangen, folglich dieſer übermäßig weichlich und reitzbar, jene eine Feindin aller Arbeit und Anſtrengung werden muß. Daher iſt nichts nöthiger, als daß wir unſre Zöglinge in demjenigen am meiſten üben, wovor ſie ſich am meiſten ſcheuen, wenn ſie gleich traurige Geſichter dazu machen und ihnen wehe dabey geſchieht: es giebt kein beſſeres Mittel, zu machen, daß ſie, anſtatt Sclaven dieſer Leidenſchaften und eben ſo verdroſſen zur Arbeit als nach Wolluſt gierig zu werden, eine frühzeitige Hochachtung für das was ſchön und edel iſt bekommen, und jener ſich enthalten, dieſem hingegen ſich ergeben lernen. Alſo, liebe

Freundin, wenn du deine Kinder gar zu überflüßig und köſtlich nährſt; vielen Aufwand machſt, um ihnen bald dieſes bald jenes Vergnügen zu verſchaffen; ſie immer ſpielen und Muthwillen treiben läſſeſt; ihnen geſtatteſt alles zu ſagen und zu beginnen, was ihnen einfällt; immer befürchteſt das liebe Kind möchte weinen, und dir Mühe giebſt es lachen zu machen; lachſt und deine Freude daran haſt, wenn es nach ſeiner Wärterin ſchlägt oder dir ſelbſt garſtige Namen gibt; ferner, wenn du ſo große Sorge trägſt, die Kinder im Sommer immer kühl, im Winter immer recht warm und weich zugedeckt zu halten: ſo erlaube mir zu ſagen, daß du ſehr unrecht daran thuſt. Siehſt du nicht, daß armer Leute Kinder, die von dieſem allem nichts wiſſen, demungeachtet leichter aufkommen, wachſen und gedeihen, und ſich überhaupt weit beſſer befinden? Du hingegen ziehſt deine Söhne wie lauter kleine Sardanapalen auf, und giebſt ihrer männlichen Natur durch dieſe Verzärtelung einen Knick, wovon ſie ſich nie wieder erholen kann. Ich bitte dich, was ſoll aus einem Knaben werden, der, wenn er nicht den Moment zu eſſen kriegt, weint? wenn er eſſen ſoll, immer nur das Leckerhafteſte verlangt? wenns heiß iſt, gleich vergehen will, wenns kalt iſt, ſchlottert? wenn ihm etwas verwieſen wird, wiederbellt und recht haben will? wenn man ihm nicht alles giebt was er verlangt, das Maul hängen läßt? wenn er nicht immer geätzt wird, ſich erboßt? kurz keine andere Beſchäftigung kennt als dem Vergnügen nachzulaufen, und in ſchnöden Wollüſten ſich herum zu wälzen? Was kann aus ſolchen verzärtelten Kindern, wenn ſie zu männlichen Jahren kommen, anders werden, als elende Sclaven ihrer eigenen und fremder Leidenſchaften? Mache dir alſo eine ernſtliche Angelegenheit daraus, liebe Freundin, eine gänzliche Reform mit deiner Kinderzucht vorzunehmen, und anſtatt dieſer weichlichen, eine ſtrenge Erziehung in deinem Hauſe einzuführen; laß ſie Hunger und Durſt, Hitze und Kälte ausſtehen lernen, und gewöhne ſie mit Geduld zu ertragen, wenn ſie von andern ihres Alters oder von ihren Vorgeſetzten beſchämt werden *). Denn Abhärtung,

---

*) Hier fehlen ein paar Zeilen des Originals, die aus Schuld der Abſchreiber

Arbeit und Erduldung körperlichen Ungemachs ſind für junge Gemüther, was das Alaunwaſſer für die Zeuge, die man in Purpur färben will: je ſtärker ſie damit getränkt worden ſind, deſto tiefer dringt die Farbe der Tugend ein, deſto ſchöner, feuriger und dauerhafter wird ſie *). Siehe alſo zu, meine Liebe, daß es deinen Kindern nicht ergehe, wie den Reben, die von ſchlechten Säften genährt, nothwendig ſchlechte Trauben tragen; oder, wie ſollte eine üppige und weichliche Erziehung beſſere Früchte bringen können, als Leichtfertigkeit, Uebermuth, und das Gegentheil von jeder Eigenſchaft, wodurch ein Menſch ſich ſelbſt und andern nützlich iſt?

---

keinen rechten Sinn zu haben ſcheinen. Eine nähere Erklärung hierüber würde hier am unrechten Orte ſtehen.

*) Die Schicklichkeit dieſes Gleichnißbildes im Munde der Theano fällt deſto mehr in die Augen, wenn man weiß, daß das Färben bey den Griechen unter die weiblichen häuslichen Geſchäfte gehörte.

Theano an Nikoſtrata.

Auch mir, liebe Freundin, iſt zu Ohren gekommen was von deinem Manne verlautet, der, wie es heißt, die Thorheit hat ſich eine Hetäre *) zu halten: aber mir iſt leid, daß ich zugleich hören muß, Du ſeyeſt ſchwach genug eiferſüchtig darüber zu ſeyn. Was deinen Gemahl betrift, ſo kenne ich der Männer

---

*) Ich bin genöthiget, dieſes gewiſſermaßen unüberſetzbaren Wortes wegen, mich auf meine erſte Anmerkung zu den Hetärengeſprächen im 3ten Theile Lucians zu beziehen. Zwar hätte ich hier ſtatt Hetäre das Wort Maitreſſe gebrauchen können: aber iſt das eine nicht eben ſo wenig Teutſch als das andre? Die Hetären ſind eigentlich ſo gut auf Griechiſchem Boden gewachſen wie die Philoſophen: warum ſoll man alſo jenen ihren urſprünglichen und eigenen Namen nicht eben ſo wohl laſſen als dieſen?

nur zu viele, die mit ſeiner Krankheit behaftet ſind. Die armen Leute laſſen ſich, wie dumme Vögel, durch die Lockungen dieſer Geſchöpfe fangen; ſie ſcheinen von dem Augenblick an, da ſie ins Garn eingegangen ſind, alle Beſinnung verloren zu haben, und verdienen in dieſer Rückſicht mehr Mitleiden als Unwillen. Du hingegen überläſſeſt dich Tag und Nacht einer unmäßigen Traurigkeit und Verzweiflung, und beſchäftigſt dich mit Nichts, als wie du ihn beunruhigen und ihm den Genuß ſeiner neuen Liebſchaft verkümmern wolleſt. Das ſollteſt du nicht thun, meine Liebe! Die Tugend einer Ehfrau iſt nicht, ihren Mann zu belauern und zu hüten, ſondern ſich in ihn zu ſchicken; und dies thut ſie, wenn ſie ſeine Thorheiten mit Geduld erträgt. Zudem ſieht er in ſeiner Hetäre bloß eine Perſon bey der er Vergnügen ſucht, in ſeiner Frau hingegen eine Gattin die einerley Intereſſe mit ihm hat. Euer gemeinſchaftliches Intereſſe aber iſt, Uebel nicht mit Uebeln zu häufen, und wenn Er ein Thor iſt, ſo iſt dies kein Grund, daß Du darum eine Thörin ſeyn mußt. Es giebt Leidenſchaften, meine Freundin, die durch Vorwürfe nur mehr gereitzt, durch Schweigen und Geduld hingegen deſto bälder gehoben werden: wie man zu ſagen pflegt, ein Feuer das man ruhig brennen laſſe, erlöſche von ſich ſelbſt *). Eine Frau, die ihrem Manne, wenn er ſeine Untreue vor ihr zu verbergen ſucht, Vorwürfe macht, zieht die Decke weg, hinter welcher er heimlich zu ſündigen hoffte; und was gewinnt ſie damit? Er ſündigt fort und läßt ſie zuſehen. Wenn du dir von mir rathen laſſen willſt, Liebe, ſo denke nicht, ſeine Zuneigung zu dir ſey nothwendig an die Unſträflichkeit ſeiner Sitten gebunden. Betrachte die Sache in einem andern Lichte. Denke, daß deine Verbindung mit ihm eine Gemeinſchaft für das ganze Leben iſt — daß er zu ſeiner Hetäre nur geht, weil er gerade nichts klügeres zu

---

*) Die Griechen in den Aſiatiſchen Städten waren von dieſem Axiom ſo überzeugt, daß ſie gar keine Feueranſtalten hatten, ſondern ganz gelaſſen zuſahen, wenn ihre Häuſer und ihre vornehmſten Gebäude gelegenheitlich abbrannten. *Recherch. Phil. ſur les Grecs*, Part. III. p. 58.

thun weiß und ſich die Langeweile bey ihr zu vertreiben hofft, — und daß er doch immer wieder zu dir zurück kommt, weil er mit keiner andern als dir zu leben wünſcht. Dich liebt er wenn die Vernunft Herr über ihn iſt, jene aus Leidenſchaft; aber die Leidenſchaft dauert eine kurze Zeit, man wird ihrer bald ſatt, und ſie vergeht eben ſo ſchnell wieder als ſie entſtanden iſt. Ein Mann müßte ein ausgemachter Taugenichts ſeyn, den eine Hetäre auf lange feſſeln könnte. Denn was iſt thörichter als ein Genuß, wodurch wir uns ſelbſt Unrecht thun? Es wird nicht lange anſtehen, ſo wird er merken, welchen Schaden er ſeinem Vermögen und guten Namen dadurch zufügt. Kein Menſch, der ſeinen Verſtand nicht gänzlich verloren hat, läuft mit ſehenden Augen in ſein Verderben. Sey alſo verſichert, das Recht, das du an ihn haſt, wird ihn dir zurück bringen; er wird einſehen, wie nachtheilig eine ſolche Lebensart ſeinem Hausweſen iſt, er wird die Schmach der allgemeinen Mißbilligung nicht länger ertragen können, ſein Gefühl für dich wird wieder erwachen, und er wird bald wieder anderes Sinnes werden. Du hingegen, liebe Freundin, anſtatt dich mit einer Hetäre meſſen zu wollen, zeige den großen Unterſchied zwiſchen dir und einem ſolchen Geſchöpfe durch anſtändiges Betragen gegen deinen Mann, ſorgfältige Führung deines Hausweſens, gutes Vernehmen mit deinen Bekannten, und wahre Mutterliebe zu deinen Kindern. Erweiſe dieſem Geſchöpfe die Ehre nicht, mit ihr zu eifern. Denn nur mit tugendhaften Perſonen zu eifern iſt ſchön. Deinem Manne hingegen zeige dich immer zur Ausſöhnung bereit. Ein edles Betragen gewinnt uns endlich ſogar das Herz unſrer Feinde, und die Tugend, aber auch Sie allein, erwirbt uns die allgemeine Achtung. Durch ſie kann eine Frau in gewiſſem Sinne über ihren Mann ſelbſt Gewalt bekommen, und er wird immer lieber von einem ſolchen Weibe hochgeſchätzt, als gleich einem Feinde beobachtet ſeyn wollen. Je mehr Achtung du ihm aber zeigſt, deſto beſchämter wird er werden, deſto bälder ſich mit dir auszuſöhnen verlangen, und dich dann um ſo ſtärker und zärtlicher lieben, wenn er durch Betrachtung deiner untadelichen Aufführung und deiner Liebe zu ihm, zu deſto lebhafterem Gefühl ſeines Unrechts gegen dich gebracht worden iſt. Euer Glück wird dann dieſer kurzen Unterbrechung wegen nur deſto größer ſeyn. Denn ſo wie, nach einer überſtandenen Krankheit, nichts ſüßeres iſt als das erſte Gefühl der wiederkehrenden Geſundheit: ſo enden ſich auch die Mißhelligkeiten unter Freunden in einer deſto innigern Gemüthsvereinigung. — Nun, meine Freundin, ſtelle dieſem Rath die Eingebungen der Leidenſchaft entgegen! Dieſe rathet dir, weil Er krank iſt, ſollſt Du dich durch Gram und üble Laune ebenfalls krank machen; weil er gegen die Rechtſchaffenheit ſündigt, ſollſt Du wenigſtens gegen die Anſtändigkeit ſündigen; weil Er ſeinem Vermögen und Credit Schaden zufügt, ſollſt Du das deinige auch dazu beytragen, indem du dich über ihn hinauf zu ſetzen ſcheinſt, und dein Intereſſe von dem ſeinigen abſonderſt. Du glaubſt ihn zu züchtigen, und ſtrafſt dich ſelbſt. Denn, ſage mir, wie willſt du dich an ihm rächen? Etwa dich von ihm ſcheiden? So wirſt du, weil du doch noch viel zu jung biſt, verwittibt zu bleiben, es wieder mit einem andern Manne probieren, und, wenn dieſer in den nehmlichen Fehler fällt, wieder mit einem andern — oder dich entſchließen müſſen, dein Leben ledig und einſam zuzubringen. *) — Oder willſt du dich nicht mehr um deine Haushaltung bekümmern, und, indem du alles drüber und drunter gehen läſſeſt, deinen Mann zu Grunde richten? Würdeſt du dich dadurch nicht ſelbſt zugleich mit ihm unglücklich und elend gemacht haben? — Du droheſt der Hetäre mit deiner Rache? Sie wird ſich vor dir in Acht zu nehmen wiſſen: und wollteſt du es bis zu einem perſönlichen Angriff treiben, ſo rechne darauf, daß ein Weib, die der Schaam entſagt hat, ſtreitbar iſt. — Hältſt du es für etwas ſchönes, alle Tage mit deinem Manne in Zank und Hader zu gerathen, ſo bedenke, daß alles Keifen und Schelten ſeinen Ausſchweifungen kein Ziel ſetzt, ſondern bloß euere Zwietracht immer unheilbarer macht. Oder wie? ſollteſt du etwa gar mit Anſchlägen

---

*) Es iſt nicht zu läugnen, daß der Gedanke ohne Mann zu leben für Griechiſche Frauen etwas erſchreckliches war. Dieſe Vorſtellung alſo mußte ihre Wirkung thun.

gegen ſeine Perſon umgehen? Nein, meine Freundin! da würde die Tragödie, die uns die Verbrechen einer Medea in ihrem ganzen Zuſammenhang darſtellt, ihren Zweck ſehr an dir verfehlen; *) denn ſie lehrt uns die Eiferſucht zu bezähmen, nicht ihr den Zügel ſchießen zu laſſen. Die Krankheit, an der du leideſt, gleicht in dieſem Stücke den Augenkrankheiten; man muß ſchlechterdings die Hände davon zurückhalten: Geduld und Standhaftigkeit ſind das einzige Mittel, wodurch du ſie zu heilen hoffen kannſt.

---

*) Dieſe Beziehung auf die Medea der Tragödie hätte mir beynahe die Aechtheit dieſes ſchönen und einer Theano ſo würdigen Briefes verdächtig gemacht, wenn ich mich nicht erinnert hätte, daß Aeſchylus ein Zeitgenoſſe des Pythagoras war und eine Medea geſchrieben haben ſoll; nichts von Theſpis und Phrynichus zu ſagen, die ſchon eine geraume Zeit vor Aeſchylus den Stoff zu ihren monologiſchen Dramen aus der alten Heldengeſchichte nahmen.

Theano an Kalliſto.

Die Geſetze haben euch andern jungen Frauen zwar die Gewalt gegeben, euer Hausgeſinde zu regieren ſobald ihr heirathet: aber *wie* ihr regieren ſollt, überlaſſen ſie euch von den ältern zu lernen, die ohnehin ſo gerne von Oekonomie ſprechen und gute Lehren geben. Es iſt eine ſchöne Sache, das was man nicht weiß, zu lernen, und den Alten zuzutrauen, daß ſie durch ihre Erfahrenheit am geſchickteſten ſind uns guten Rath zu geben; eine Perſon, die noch erſt ſo kürzlich aus dem jungfräulichen Stand in den häuslichen getreten iſt, kann nicht früh genug anfangen, ihre junge Seele mit ſolchen Dingen zu nähren. — Das erſte, was eine Frau in ihrem Hauſe zu regieren hat, ſind ihre Mägde; und hiebey, meine Liebe, kommt alles darauf an, es dahin zu bringen, daß ſie dir mit gutem Willen dienen. Die Herzen unſrer Sclavinnen werden nicht zugleich mit ihren Perſonen gekauft; jene muß eine verſtändige Herrſchaft ſich erſt durch ihr Betragen zu eigen machen; und dieß geſchieht, wenn man ihnen nicht mehr zumuthet als recht iſt, und ſie ſo behandelt, daß ſie weder unter zu vieler Arbeit einſinken, noch aus Mangel an hinreichender Nahrung unvermögend werden müſſen. Denn ſie ſind Menſchen wie wir. Es giebt Frauen, die zu ihrem größten Schaden viel dabey zu gewinnen glauben, wenn ſie ihre Mägde recht übel halten, ſie mit Arbeit überladen, und ihnen ſo viel ſie nur immer können an ihrem nothdürftigen Unterhalt abbrechen. Böſer Wille, Untreue, und heimliche Zuſammenverſchwörung des Geſindes gegen das Intereſſe der Herrſchaft ſind die natürlichen Folgen davon; um etliche Dreyer im Einzelnen zu erſparen, zieht man ſich einen Schaden zu, der zuletzt ins Große läuft. Um nicht in dieſen Fehler zu verfallen, meine Liebe, wirſt du am beſten thun, deinen Sclavinnen etwas Gewiſſes und Feſtgeſetztes, nach Proportion der Wolle, die ſie geſponnen oder verarbeitet haben, zu ihrem täglichen Unterhalt zuzumeſſen, ſo daß ſie deſto beſſer leben können, je fleißiger ſie geweſen ſind. Was aber ihre Vergehungen betrift, ſo ſiehe dabey hauptſächlich auf das, was dir ſelbſt anſtändig iſt. Strafe deine Mägde je nachdem ſie mehr oder weniger verſchuldet haben, ohne Zorn und ohne Grauſamkeit; denn was dir jener an deiner Würde benommen hat, kann durch dieſe nicht wieder erſetzt werden. Wenn du immer deiner ſelbſt mächtig bleibeſt, ſo kannſt du ihnen nur deſto beſſer zeigen, daß du entſchloſſen ſeyeſt, keine Unarten noch Boßheiten an ihnen zu dulden. Sind ihre Laſter unverbeſſerlich, ſo mache lieber daß du ihrer auf einmahl los wirſt und verkaufe ſie; denn was ſoll dir die Herrſchaft über ein Ding, das dir unnütz iſt? In allem dieſen aber nimm immer die Vernunft zur Rathgeberin; ſie wird dich nicht nur belehren, ob wirklich gefehlt worden iſt, damit du nicht einem Unſchuldigen Unrecht thuſt, ſondern auch wie groß der Fehler ſey, damit du die Strafe dem Vergehen proportioniren kannſt. Oft iſt Nachſicht und Verzeihung die vernünftigſte Maßregel, die eine Frau nehmen kann, um größern Schaden zu verhüten, und ihr Anſehen, worauf in den häuslichen Verhältniſſen ſo viel ankommt, beyzubehalten. Manche Frauen können ſo grauſam ſeyn, ihre Sclavinnen zu geißeln, und in einem Anfall von Zorn oder Eiferſucht ihren Grimm auf eine unmenſchliche Art an ihnen auszulaſſen, um, wie ſie ſagen, ein abſcheuliches Exempel an den armen Geſchöpfen zu ſtatuiren. Aber was iſt der Vortheil, den ſie von einem ſo ſtrengen Hausregiment haben? Die einen grämen ſich über das Marterleben, ſo ſie führen müſſen, vor der Zeit zu Tode; andere ſuchen ihr Heil in der Flucht; noch andere haben ſogar aus Verzweiflung Hand an ſich ſelbſt gelegt. Wenn ſich dann zuletzt die Frau in ihrem Hauſe allein ſieht, und mit ihrem Schaden die Unklugheit ihrer häuslichen Regierung bejammert, dann kommt die Sinnesänderung zu ſpät. Erinnere dich, meine junge Freundin, der Saiten auf einem Inſtrumente, die, zu wenig geſpannt, keinen Ton von ſich geben, und, zu hoch geſpannt, ſpringen. Gerade ſo verhält es ſich zwiſchen einer Frau und ihrem Geſinde: Durch zu viel Nachſicht verliert die Frau ihr Anſehen und die Mägde vergeſſen ihre Schuldigkeit; zu viel Strenge hingegen kann die Natur nicht aushalten. Und ſo gilt auch hier der goldne Spruch:

Der Mittelweg iſt überall der beſte.

7.

Dieß ſind die drey Briefe der Theano, die aus einer vermuthlich weit größern Anzahl *) durch die Gunſt des Zufalls dem Schickſal der übrigen entronnen ſind, und von deren Aechtheit ich meines Orts überzeugt bin **). Verſchiedene alte Autoren erwähnen noch einer jüngern Theano, die von den meiſten, (nach der gewöhnlichen Ungenauigkeit der Griechen in ſolchen Dingen) im-

---

[*] So beruft ſich z. B. Pollux, eines Wortes wegen auf einen Brief der Theano an Timarete, der nicht mehr vorhanden iſt.

[**] Der gelehrte Lucas Holſtenius hat aus einer Handſchrift der Vaticaniſchen Bibliothek vier andere kleine Briefe, oder Fragmente von Briefen bekannt gemacht, die den Namen der weiſeſten Theano an der Stirne führen, aber von den ächten auf den erſten Blick ſo leicht als Kupfer von Gold zu unterſcheiden ſind.

mer mit der ältern, ſo wie dieſe mit jener, vermengt wird. Mir ſcheint es Jamblichus am beſten getroffen zu haben, nach welchem die eine mit dem Pythagoras ſelbſt, und die andere mit Brontinus, einem ſeiner vornehmſten Anhänger zu Kroton, vermählt war. Dieſe letztere macht eine ungenannte Biographie des Pythagoras *) (die aber von der andern nichts zu wiſſen ſcheint) zu einer Tochter dieſes Weiſen; und mir iſt wahrſcheinlich, daß die Vermahnungen an Frauenzimmer und die Denkſprüche verſchiedener Perſonen aus dem Pythagoriſchen Orden, die ihr vom Suidas zugeſchrieben werden, nichts anders als Sammlungen waren, die dieſe jüngere Theano theils von den Briefen ihrer Mutter und anderer Frauen des Ordens, theils von ſo genannten Apophtegmen, oder denkwürdigen Sinn- und Sittenſprüchen derſelben, die ihr aufbehaltenswürdig ſchienen, gemacht hatte; Sammlungen,

---

*) Die wir bloß aus den Auszügen kennen, die ſich davon in der Bibliothek des Photius No. 260. befinden.

aus welchen vermuthlich ſowohl die mitgetheilten Briefe, als folgende Apophtegmien ſich als Fragmente zufälliger Weiſe erhalten haben.

* * *

8.

Theano wurde einſt gefragt, wodurch ſie berühmt zu werden gedächte? — Die Frage ſollte vielleicht eine Schlinge ſeyn — Sie antwortete mit dem Homeriſchen Verſe *),

Fleißig die Spindel drehend und
meines Ehebetts wartend.

Einer andern Perſon, welche von ihr wiſſen wollte, worin der Inbegriff deſſen, was einer Frau geziemt, beſtehe, antwortete ſie: ganz für ihren eigenen Mann zu leben.

Meines unmaßgeblichen Erachtens wägen dieſe beyden kurzen Antworten alle goldnen Sprüche des Pythago-

---

*) Ilias I. 31. Agamemnon ſagt dem alten Prieſter Chryſes, daß dieß zu Argos das Loos ſeiner Tochter ſeyn ſollte: Theano wandte den Vers, durch bloßes Weglaſſen zweyer n, auf ſich ſelbſt an.

ras auf, und enthalten, (wie ſehr auch der Geiſt, worin Theano ſie gab, aus der Mode gekommen ſeyn mag) den Text zu einer ſehr vollſtändigen Sitten- und Pflichtenlehre der einen Hälfte des menſchlichen Geſchlechts. Wir würden bald beſſere Zeiten ſehen, und es würde in weniger als einem halben Jahrhundert eine wunderbare Regeneration aller unſrer ihrem Untergang zueilenden Europäiſchen Staaten erfolgen, wenn ein Trichter erfunden werden könnte, allen jetzt lebenden Frauen und Jungfrauen die Sinnesart einzugießen, die in dieſen einfältigen Antworten der ſchönen Theano athmet.

Die Griechiſchen Frauen, die in den Myſterien der Ceres initiirt waren, ſahen ſich durch die Geſetze derſelben genöthiget, neun Tage theils vor, theils während der Begehung der Thesmophorien, von ihren Männern abgeſchieden zu leben. Wenn die Meynung, die uns Herr von Pauw von dem feurigen Temperament der Griechiſchen Damen beybringen möchte, gegründet wäre, ſo müßten ihnen allerdings dieſe neun Tage und Nächte etwas lange vorgekommen ſeyn. Ein Spötter könnte vielleicht eine mitleidige Rückſicht auf dieſen Umſtand in der Antwort finden, welche Theano einer jungen Frau gab, von welcher ſie gefragt wurde, nach wie vieler Zeit eine Frau, die mit einem Manne lebe, rein genug ſey, um den Thesmophorien beywohnen zu können? „Sogleich, wofern es ihr eigener iſt,“ antwortete Theano, „und iſt es ein anderer, niemahls.“ — Ich ſehe in dieſer Antwort nichts als eine mit wenig Worten ſehr viel ſagende Belehrung einer jungen Perſon, die, nach ihrer Frage zu urtheilen, von der ehlichen Verbindung und von den Thesmophorien gleich unrichtige Begriffe hatte. Die Myſterien der erſten (wollte die eben ſo aufgeklärte als tugendhafte Theano ſagen) ſind zu heilig, als daß eine Ehfrau, die ihren Pflichten getreu iſt, jemahls durch ſie verunreiniget werden könnte: und die andern ſind es ſo ſehr, daß eine Frau, die jene zu profaniren fähig war, durch keine Abſtinenztage rein genug werden kann, ſie jemahls ohne Entheiligung begehen zu können.

Es geſchah einſt zufälliger Weiſe, daß einer ihrer Bekannten, ohne daß ſie es gewahr wurde, Gelegenheit bekam, ihren

Arm bis über den Ellenbogen entblößt zu ſehen. Welch ein ſchöner Arm! rief er aus — Aber nicht für jedermann (all' u' demoſios) ſagte Theano. — Man begreift nicht gleich, was an dieſem Worte ſo witziges oder beſonderes ſeyn ſoll, daß es von einem Moraliſten, zwey Kirchenvätern und einer kaiſerlichen Prinzeſſin *) als ein gar merkwürdiges Apophtegma citirt worden iſt. Um den ganzen Nachdruck des Wortes demoſios auszudrücken, hätte ich eigentlich überſetzen ſollen: aber er gehört nicht dem Publico an. Man ſieht, daß ein zwar indirecter, aber ziemlich ſcharfer Verweis in der Wendung dieſer Antwort liegt. Wenn ich (will ſie ſagen) eine Bildſäule wäre, die an einem öffentlichen Platze ſtände und ihren Arm zeigte, ſo wäre jedermann berechtigt, ihn anzuſehen und in ſo laute Ausrufungen über ſeine Schönheit auszubrechen als ihm beliebte; denn da gehörte er dem Publico an. Bey einer Hetäre oder öffentli-

---

*) Plutarch, Clemens von Alexandria, Theodoretus, und Anna Comnena.

chen Tänzerin wär' es eben daſſelbe. Aber es war undelicat und gegen die Ehrerbietung, ſich eine ſolche Ausrufung zu erlauben, wenn man durch ein Ungefähr den Arm der Gemahlin des Pythagoras unverhüllt zu ſehen bekommen hatte; wenn die Beſcheidenheit in einem ſolchen Falle auch den Augen erlaubt, ſich die Gunſt des Zufall zu nutz zu machen, ſo ſollte ſie wenigſtens den Mund verſchließen. — Freylich erfordern die heutigen Begriffe von Galanterie gerade das Gegentheil, und nach dieſen kam Theano mit der bloßen Ausrufung des indiſcreten Zuſchauers noch leicht genug davon: aber ſie nahm es, wie man ſieht, etwas ſchärfer mit dem was ſich für eine ehrliche Frau ſchickt; und vielleicht las ſie auch in den Augen dieſes Profanen etwas, das eine Antwort, die ihn ſogleich in ſeine Schranken zurück wies und vermuthlich mit keinem ſehr anziehenden Lächeln begleitet war, nothwendig machte. Eine Petite Maitreſſe hätte ſich freylich anders benommen!

Die Alten ſchreiben ihr auch ein Buch über die religiöſe Frömmigkeit (Euſebia) zu, aus welchem vermuthlich der folgende, von Clemens Alexandrinus angezogene Gedanke genommen iſt: „Dieſes Leben wäre eine „wahre Luſtpartie für die Laſterhaften, „wenn die Seelen nicht unſterblich wären, und der Tod wäre in dieſem Falle „für ſie Gewinn.“ — Ein Gedanke, der zwar keine ſcharfe Prüfung aushält, aber doch, in ein gewiſſes Licht geſtellt, für die Meiſten etwas ſo einleuchtendes hat, daß Plato ſelbſt kein Bedenken trug Gebrauch von ihm zu machen.

Nach dem Zeugniß des Didymus ſoll Theano auch Verſe gemacht, und (wie Theodoretus, ich weiß nicht aus welcher Quelle, berichtet) nach dem Tode des Pythagoras gemeinſchaftlich mit ihren Söhnen, Telauges und Mneſarches, der Schule, oder richtiger zu reden, der geheimen Geſellſchaft deſſelben vorgeſtanden haben.

9.

Unter den Pythagoriſchen Frauen werden Arignote, Damo, und Myia als Töchter des Pythagoras und der Theano genannt. Die beyden erſtern ſind wenig bekannt: aber von der letztern wird als etwas, das ſie mit Einem Zuge charakteriſiert, angemerkt, daß ſie während ihres jungfräulichen Standes bey feſtlichen Gelegenheiten den Chor der Jungfrauen, und als Ehefrau den Chor der Frauen geführt habe. Sie war mit dem berühmten Athleten Milo von Krotona vermählt, den ſeine ungewöhnliche Leibesſtärke und die gymnaſtiſchen Uebungen nicht verhinderten, ein Freund und Jünger des Pythagoras zu ſeyn. Man hat nichts von ihr übrig, als einen Brief an eine junge Mutter, über die Wahl einer Amme, der durchaus ſo verſtändige Regeln enthält, daß Sokrates und Hippokrates gemeinſchaftlich nichts weiſeres über dieſen Gegenſtand hätten ſagen können. Es iſt meines Erachtens merkwürdig, daß ſich in dieſem Briefe (an deſſen Aechtheit gar nicht zu zweifeln iſt) auch nicht die geringſte Spur zeigt, daß Myia, — die doch als eine Tochter des Pythagoras und der Theano die Grundſätze der reinſten Moral unmittelbar aus der Quelle eingeſogen hatte, — das Selbſtſtillen der Kinder für eine Naturpflicht der Mütter gehalten hätte. In der That überwiegen (ſeltene Ausnahmen abgerechnet) die Gründe, welche es den Müttern aus den höhern Claſſen auch ſogar des bürgerlichen Standes mißrathen, bey weitem diejenigen, die unſre populäre Moraliſten, bis auf die trivialſten Romanſchreiber herab, ſeit mehrern Jahren einigen ausländiſchen Declamatoren nachgehallt haben. Eine Amme, die mit allen den körperlichen und ſittlichen Tugenden begabt wäre, welche die weiſe Myia mit größtem Rechte für unentbehrliche Requiſiten zu dieſem Dienſte hält, dürfte in unſern Tagen nicht viel leichter zu finden ſeyn als eine Mutter, welche die Stelle einer ſo vollkommnen Amme ſelbſt einnehmen könnte. Und ſo werden denn wohl Ziegen, Kühe oder Eſelinnen (bey denen man aller Beſorgniſſe ihres moraliſchen Charakters halber überhoben iſt) in den meiſten Fällen die tauglichſten Ammen ſeyn — welches hier nur im Vorbeygehen geſagt, und den Müttern, — die über die Frage „wie eine Sache gethan wird" nicht ſo gleichgültig ſind als die gute Madam Shandy, Triſtrams Mutter — zu näherer Beherzigung empfohlen wird.

Außer dieſer Pythagoriſchen Tochter finden ſich unter einer ziemlichen Anzahl andrer Frauen dieſes Ordens, deren Naſten das einzige iſt was ſich von ihnen erhalten hat, noch drey, welche jenen gewöhnlich beygefügt werden, wiewohl, außer einigen Ueberbleibſeln ihrer Schriften, weder von der Zeit wenn ſie gelebt, noch von ihren Umſtänden das geringſte bekannt iſt. Ihre Namen ſind Phintys, Periktione und Meliſſa. Von den beyden erſten hat uns ein gewiſſer Johannes von Stobä, der Compilator einer ſchätzbaren Blumenleſe aus ungefähr fünf hundert poetiſchen und proſaiſchen Schriftſtellern des Alterthums *), einige Fragmente aufbehalten.

Das erſte iſt aus einer Schrift der Phintys gezogen, worin ſie von der Tugend, die ihrem Geſchlechte beſonders und eigens zukomme, von der weiblichen Sophroſyne handelt — ein Wort, deſſen ganze Bedeutung zu erſchöpfen mir keines in unſrer Sprache geſchickt ſcheint; denn es umfaßt alle die beſondern Tugenden, die ein wohl geordnetes Gemüth zur Quelle haben: eine Seele, die über ihre Sinne, Begierden

---

*) Er ſelbſt lebte in der andern Hälfte des vierten Jahrhunderts nach C. G.

und Leidenſchaften Herr iſt und ſich gern in den engen Kreis der häuslichen Pflichten und der aus ihrer Erfüllung entſpringenden Glückſeligkeit, einſchränkt. Sie ſetzt dieſe weibliche Sophroſyne, in welcher eigentlich die moraliſche Schönheit des Weibes beſtehe, hauptſächlich in die Keuſchheit und ehliche Treue; in Reinlichkeit und äußerſte Simplicität in Kleidung und Putz; in Entfernung von allem, was auch nur den leiſeſten Verdacht der Cokketterie und Begierde, andern Männern als ihrem eigenen zu gefallen, auf ſie werfen könnte; in die gefliſſenſte Einſchränkung in ihr Hausweſen; in Zärtlichkeit und Sorge für ihren Mann, ihre Kinder, und ihr Hausgeſinde; und in eine von aller abergläubiſchen oder ſchwärmeriſchen Neigung zum Außerordentlichen und Geheimnißvollen gereinigte religiöſe Frömmigkeit.

Die Fragmente aus den Schriften der Periktione ſind größtentheils nichts als Wiederhohlung und Beſtätigung ebenderſelben ſittlichen Begriffe, Grundſätze und Maximen, auf welche die Pythagoriſche Schule die Philoſophie der Frauen hauptſächlich einſchränkte. Periktione eifert ſehr gegen Luxus, Hoffart und Wolluſt; ſie geht hierin beynahe ſo weit als der ſtrengſte Cyniker oder Anachoret, ohne daß man ſie mit Grund beſchuldigen könnte zu weit zu gehen; und wie ungefällig auch ihre Moral gegen die gemeinſten Schwachheiten ihres Geſchlechtes iſt, ſo kann man ſich doch nicht erwehren, ihr völlig Recht zu geben, wenn ſie behauptet, daß nur eine Frau, die über alle dieſe Schwachheiten, über alle Eitelkeit, Coketterie, Sinnlichkeit und Hang zu Müßiggang und Wolluſt erhaben iſt, nur eine durchaus vernünftige, geſetzte, ſich ſelbſt genügſame, und allen ihren Pflichten unverrückt getreue Frau, eine Frau in deren Kopf und Herzen, Innerlichem und Aeußerlichem, kurz in deren ganzem Leben und Weſen alles zuſammen ſtimmt, alles Harmonie iſt, — daß nur eine ſolche Frau fähig ſey, ihren Mann, ihre Kinder, ihr ganzes Haus, und, wofern das Schickſal ſie zu der hohen Beſtimmung einer Fürſtin oder Königin berufen hätte, ganze Staaten und Völker glücklich zu machen. — Europa kennt eine Königin, die dadurch, daß ſie die Antipode dieſes Ideals eines tugendhaften Weibes iſt, die Wahrheit der

Behauptung unſrer Pythagoräerin, durch den Gegenſatz ſo ſtark beweiſet als man es nur verlangen kann. — In einem andern Fragment ſchärft ſie eine andere Rubrik von Pflichten ein, auf welchen das Wohl der Familien, und alſo mittelbarer Weiſe, das Wohl der Staaten beruht, „die Pflichten der Kinder gegen die Eltern.“ Auch dieſe treibt ſie — ſo wie die Pflichten der Ehfrau gegen den Mann — auf die äußerſte Spitze, ohne daß man ihr zumuthen könnte, auch nur das geringſte von ihren Foderungen nachzulaſſen.

Von Meliſſa iſt nichts auf uns gekommen, als ein kleiner Brief an eine junge Dame, die ſich einige Belehrung von ihr ausgebeten hatte, was eine vernünftige Frau in Abſicht auf ihren Putz zu beobachten habe? Ich hoffe unſern Leſerinnen durch die Mittheilung deſſelben Vergnügen zu machen, wiewohl ſie daraus ſehen werden, daß die Frauen des Pythagoriſchen Ordens zu den Hauptartikeln eines Mode-Journals ihrer Zeit, wofern ein ſolches ſchon damals zu Kroton, Tarent oder Sybaris herausgekommen wäre, wenig Beyträge geliefert haben würden.

Meliſſa an Klearete.

Du ſcheinſt mir von ſelbſt und vermöge einer glücklichen Naturanlage ſo voll ſchöner und guter Geſinnungen zu ſeyn, daß dein ſo ernſtlich bezeigtes Verlangen, etwas über den Putz einer Frau von mir zu hören, mir deſto gewiſſere Hoffnung giebt, du werdeſt durch alle Stufen des Alters eine getreue Anhängerin der Tugend ſeyn. Eine verſtändige und edel denkende Frau muß ſich dem Manne, mit dem ſie geſetzmäßig verbunden iſt, immer in einem ſtillen unſcheinbaren Putze nähern, aber keineswegs prächtig, koſtbar und mit entbehrlichen Auszierungen überladen: in einer ganz einfachen, aber reinlichen weißen Kleidung wird ſie immer geputzt genug ſeyn. Durchſichtige *), ganz purpurne

---

*) Dergleichen Zeuge wurden vorzüglich zu Tarent fabriziert. Anfangs wurden ſie wohl nur von Hetären getragen; aber nach und nach gefielen ſich auch die ehrlichen Frauen darin, und zuletzt war (wie auch heut zu Tage in großen Städ-

und mit Gold durchwürkte Kleider müſſen aus ihrer Garderobe gänzlich ausgeſchloſſen ſeyn. Die Hetären, die darauf ausgehen ſo viele Männer als möglich in ihr Garn zu ziehen, mögen ſolcher Anlockungen nöthig haben: aber der Schmuck einer Frau, die nur einem einzigen gefallen will und ſoll, beſteht in ihren Sitten, nicht in ihren Kleidern. An einer ehrlichen Frau iſt nichts ſchöner, als wenn ſie ihrem eigenen Manne angenehm zu ſeyn ſucht, unbekümmert ob ſie einem jeden, der ihr vor die Augen kommt, gefalle oder nicht. Statt der Schminke diene dir die ſchöne natürliche Röthe, die ein Zeichen der Schamhaftigkeit iſt; und Rechtſchaffenheit, Anſtändigkeit und Sittſamkeit ſtatt goldner Ketten und Edelſteine. Eine Frau, der die Erfüllung ihrer Pflichten am Herzen liegt, zeigt ihre Liebe zum Schönen nicht in einem koſtbaren Aufzug, ſondern in der guten Einrichtung ihres Hausweſens, und ſie iſt gewiß, daß ſie ihrem Manne

ten) zwiſchen einer ehrlichen Frau und einer Hetäre kein äußerliches Unterſcheidungszeichen mehr — Bey vielen auch kein innerliches.

durch nichts beſſer gefallen kann, als wenn ſie alles nach ſeinen Wünſchen anordnet und ausführt. Denn die Wünſche des Mannes müſſen das ungeſchriebene Geſetz ſeyn, nach welchem eine wohl geartete Frau ihr ganzes Leben führt. Sie muß glauben, daß ihre Tugend und ihr gutes Betragen die reichſte Mitgift ſey, die ſie ihrem Manne zugebracht habe, und daß ſie ſich weit mehr auf die Schönheit und den Reichthum der Seele als auf äußerliche gute Geſtalt und Vermögen zu verlaſſen habe. Denn dieſe kann uns eine Krankheit oder die Mißgunſt der Menſchen und des Schickſals rauben: jene hingegen bleiben uns bis in den Tod, weil ſie einen Theil, und unſtreitig den beſten Theil, von uns ſelbſt ausmachen.

Was denken nun unſre Leſerinnen von den Frauen des Pythagoriſchen Ordens? Sie ſind freylich zu alt, um Frauen nach der heutigen Welt und Mode zu ſeyn: auch muß man den Umſtand nicht ganz aus den Augen laſſen, daß ſie ſämmtlich in Republiken lebten, deren Verfaſſung den großen Unterſchied der Stände und Conditionen nicht zuließ, der bey den meiſten Völkern des heutigen Europa die Grenzen des Schicklichen und Anſtändigen für einige ſo ſehr erweitert hat. Bey dem allen dürfte doch ſchwerlich zu leugnen ſeyn, daß wir in der Entfernung von der Pythagoriſchen Sophroſyne unvermerkt bis an den äußerſten Rand der andern Extremität gekommen ſind, wo einer oder zwey Schritte mehr in unwiederbringliches Verderben ſtürzen würden. Wir werden alſo doch wohl, je bälder je beſſer, wieder umkehren müſſen; und leider! haben wir einen nur gar zu langen Weg zu machen, bis wir der gegenſeitigen Extremität (wenn anders einige, die dieſes zu leſen Geduld genug gehabt haben, die Sinnes- und Lebens-Art einer Theano, Meliſſa und Periktione mit dieſem Namen belegen ſollten) ſo nahe gekommen ſind, daß wir, ohne uns ſelbſt zu ſchaden, ſtille ſtehen dürften.

Indeſſen freue ich mich, hinzuſetzen zu können, daß ich, ſogar in den höchſten Ständen, mehr als Eine kenne, die, es ſey als Jungfrau oder Vermählte, eben ſo würdig als die Tochter des Pythagoras geweſen wäre, den Chor der Jungfrauen und Frauen zu führen.

Und da mein glückliches Loos mich ſelbſt ſeit vier und zwanzig Jahren mit einem Weibe vereinigt hat, die als Ehfrau und Mutter, und in jedem andern ſchönen und reinen menſchlichen Verhältniß, von jenen Pythagoriſchen Frauen für ihre Schweſter erkannt worden wäre: ſo ſey mir erlaubt, Ihr, zu einem öffentlichen Denkmahl der Dankbarkeit für das Glück meines Lebens, das ich Ihrer Liebe und Ihren Tugenden ſchuldig bin, und unſern Töchtern, zur Aufmunterung einer ſolchen Mutter immer ähnlicher zu werden, dieſen kleinen Aufſatz hiemit beſonders zuzueignen.

Wieland.

Aſpaſia.

Die ſogenannten *Cours d' Amour* oder Gerichtshöfe für Liebes-Sachen, welche vermuthlich unſern meiſten Leſerinnen, wenigſtens dem Namen nach, bekannt ſind, gehören unter die ſonderbarſten Ausgeburten jener ſeltſamen Miſchung von Roheit und Galanterie, Barbarey und Verfeinerung, die den Hauptzug im Charakter der Zeiten der Ritterſchaft und der Kreuz-Züge ausmachen. Ihr eigentlicher Sitz war das mittägliche Frankreich, wiewohl ſie nach und nach auch in die nördlichen Provinzen übergingen, wo ſie den Namen *Gieux ſous l' Orme'*, Spiele unter dem Ulmbaum, führten, weil ſie gewöhnlich im May auf freyem Felde unter dem Schatten einer großen Ulme gehalten wurden. Die unter dem Namen der Troubadours oder Trouveren bekannten Poeten, oder (wenn man lieber will) Reimer dieſer Zeiten, ſcheinen durch eine Art von Dichterey, *Tenſons* und *Jeux-partis* genannt, — worin es immer um die Entſcheidung eines zwiſchen zwey Damen oder Herren, oder unter zwey Verliebten entſtandenen Streites über eine problematiſche Frage aus der Philoſophie oder Rechtsgelehrſamkeit der Liebe zu thun war, — zur Errichtung dieſer lächerlich-ernſthaften höchſten Reichsgerichte des Liebes-Gottes Gelegenheit gegeben zu haben. Da die Producte einer noch ziemlich barbariſchen Muſe, deren Fruchtbarkeit aber keine Grenzen hatte, damahls einen ſehr weſentlichen Theil der Unterhaltungen ausmachten, womit ſich die Damen auf ihren ſchwermüthigen und thurmreichen Schlöſſern die lange Weile vertrieben; ſo kam der Fall ſehr oft, daß die Frauen, oder ihre Ritter, (denn in dieſen Zeiten mußte jede Dame ihren Ritter und jeder Ritter ſeine Dame haben) mit der Art, wie der Dichter irgend eine mehr oder weniger intereſſante oder ſpitzfündige

Frage entſchieden hatte, nicht zufrieden waren, und eine Reviſion ſeines Urtheils vornahmen, die nicht ſelten zu neuen Streitigkeiten Gelegenheit gab. Dieſe vermehrten ſich nach und nach dergeſtalt, daß man endlich auf den Einfall kam, eine Art von Tribunalien oder Gerichtshöfen zu errichten, denen man das Recht zugeſtand, ſowohl über alle dieſe erotiſchen Fragen und Zweifel, als über alle Arten von Zwiſtigkeiten, die unter Verliebten entſtehen könnten, in letzter Inſtanz zu urtheilen. Die Richter, aus welchen eine ſolche Cour d' Amour beſtand, wurden aus dem Mittel der Damen, Ritter und Poeten des Diſtricts erwählt, und beſtanden immer aus Perſonen, denen man ihrer Scharfſinnigkeit und Erfahrenheit wegen eine vorzügliche Einſicht in Liebes- und Ehren-Sachen zutrauen konnte. Die Damen brachten dieſes neue Inſtitut, — das ſich mit den Gegenſtänden, die für den größten Theil ihres Geſchlechts die intereſſanteſten ſind, beſchäftigte, und das ihnen ſo viele und mannichfaltige Gelegenheit gab, die Feinheit ihrer Empfindungen, die Schärfe ihres Witzes, und ihre wundervollen Gaben für die Verwicklung der einfachſten und die Entwicklung der verworrenſten Sachen, ſchimmern zu laſſen, — die Damen, ſage ich, brachten dieſes neue Inſtitut, wovon ſie natürlicher Weiſe die Seele waren, gar bald in ſolche Aufnahme, daß ſich dieſe Gerichtshöfe der Liebe, beſonders in der Provence und in Languedoc, — „in dieſen luſtigen Ebenen und unter dieſer freudigen Sonne, wo bey jedem Schritt, den man thut, der Verſtand von der Einbildungskraft überraſcht wird, und *Viva la joya* aus allen Augen funkelt und auf allen Lippen ſchwebt *)“ — unglaublich vervielfältigten. In kurzem dehnten ſie ihre Gerichtsbarkeit über das ganze Reich der Liebe und der Galanterie aus; unzählige Händel dieſer Art wurden bey ihnen anhängig gemacht: die Partheyen unterwarfen ſich ohne Murren ihren richterlichen Sprüchen, oder *Arrêts d' Amour*, wie ſie im Kanzley-Styl dieſer ſeltſamen Gerichtshöfe genannt wurden, und aus dieſen Entſcheidungen formierte ſich nach und nach eine Art von Geſetzbuch,

---

*) *Triſtram Shandy*, im letzten Buche des VIIten und im erſten des VIIIten Theils.

deſſen Autorität in ganz Frankreich anerkannt wurde. Perſonen vom erſten Rang präſidierten in dieſen Gerichten, und die berüchtigte Königin, Iſabelle von Bayern *), unter welcher die ehmahlige Frivolität der Franzöſiſchen Nation ihre höchſte Stufe erreichte, trieb die Sache ſo weit, daß ſie für die Cour d' Amour, die ſie am königlichen Hofe ſelbſt errichtete, Präſidenten, Räthe, Requeten-Meiſter, Auditeurs, Secretarien, Gens du Roi, kurz alle Arten von Officianten, die bey den höchſten Gerichtshöfen zu Paris vorkommen, anordnete; und ſo weit ging damahls der Reſpect vor den Damen und die Gefälligkeit gegen den Muthwillen einer Königin, welche Frankreich an den Rand des Untergangs brachte, daß Prinzen von Geblüte, und andere von den größten Herren des Reichs, ja ſogar gravitätiſche Magiſtratsperſonen und angeſehene Geiſtliche ſich nicht ſchämten, dieſe lächerlichen Würden zu bekleiden. Eine That-

---

*) Gemahlin des unglücklichen K. Carls VIten von Frankreich.

ſache, die nach der Vorſtellungsart und den Sitten unſrer Zeit zu urtheilen, ſo unglaublich iſt, daß der ausgelaſſenſte Poet es kaum wagen würde, in einem Poſſenſpiel etwas ähnliches zu erdichten. Aber was man ſich am wenigſten träumen laſſen ſollte, und was unſtreitig das Abenteuerliche dieſer ritterlichen und romantiſchen Zeiten am ſtärkſten ſchildert, iſt der Umſtand, daß ſogar Päbſte die Liebes-Gerichtshöfe in ihren Schutz nahmen; daß die Zeit, da dieſe Häupter der Chriſtenheit zu Avignon Hof hielten, gerade die Epoke war, wo die Cours d' Amour in der Provence und den angrenzenden Ländern in ihrem höchſten Flore ſtanden, und daß Innocenz VI. die damahls mächtigen Grafen von Ventimiglia und von Tende, als ſie ihm einen Beſuch machten, unter andern auch mit dem Schauſpiel einer glänzenden Cour d' Amour regalierte.

Ich ſehe, daß mich dieſe ſeltſame Erfindung eines dem Jahrhundert des Perikles ſehr unähnlichen Zeitalters beynahe zu weit von Aſpaſien weggeführt hat: aber auf einem bloßen Spaziergang, wo am Ende jeder Weg auf dem wir wieder nach Hauſe kommen, der rechte iſt, wollen wirs ſo genau nicht nehmen. Die beſagten weiblichen Gerichtshöfe des vierzehnten Jahrhunderts kamen mir ziemlich natürlich in den Sinn, da ich mich anſchicken wollte, als Sachwalter der ſchönen Aſpaſia aufzutreten, und eine Reviſion des ſtrengen, oder vielmehr ungerechten Urtheils zu verlangen, welches die Nachwelt, auf einſeitige Beſchuldigungen verdächtiger Ankläger und auf bloße Anſcheinungen hin, allzu leichtſinnig über dieſe Frau ausgeſprochen hat, welche, meines Erachtens, eine Zierde ihres Geſchlechts geweſen iſt.

Gäbe es, dachte ich, noch irgendwo eine Cour d' Amour, die in beſſerm Ruf ſtünde als der Hof der Königin Iſabeau, ſo würde ich die Gerechtigkeit derſelben anrufen, um den ſo viele Jahrhunderte lang gekränkten Ruhm meiner Clientin, der nunmehr, da er ſie ſelbſt nichts mehr angeht, ein Eigenthum ihres ganzen Geſchlechtes worden iſt, wieder herzuſtellen. Da mir aber dieſer Weg nun einmahl abgeſchnitten iſt, warum ſollte ich mir nicht alle meine Leſerinnen in eine Cour d' Amour, oder vielmehr in eine Art von ehrwürdigem weiblichem Areopagus verſammelt denken können, und die gute Sache der Griechiſchen Dame, zu deren Fürſprecher ich mich aufwerfe, auf ihren gerechten Ausſpruch ankommen laſſen? Ich habe nicht zu beſorgen, daß irgend jemand ſo verwegen ſeyn werde, weder die Gehörigkeit noch die Unpartheylichkeit dieſes Richters anzufechten. Denn, wenn es auch ſcheinen könnte, als ob das, was der Ruhm Ihres Geſchlechts dabey zu gewinnen hat, Sie verleiten möchte die Gelindigkeit der Strenge vorwalten zu laſſen: ſo iſt auf der andern Seite zu bedenken, daß Ihnen eben ſo viel daran gelegen iſt, die Ehre, die nur der Tugend gebührt, mit keiner Unwürdigen zu theilen, als nicht zuzugeben, daß ſie derjenigen, die einen gerechten Anſpruch an ſie hat, entzogen werde. Auch auf mich kann hoffentlich kein Verdacht einiger Partheylichkeit, Beſtechung, oder Hoffnung einiges Gewinns bey dieſer Sache fallen, und wie gütig und gefällig gegen mein Geſchlecht gewiſſe Läſterzungen meine erhabene Clientin auch immer abgeſchildert haben mögen, ſo iſt doch nur zu gewiß, daß es nicht mehr in ihrer Gewalt ſteht, den Dienſt, den ich ihr erweiſen werde, auch nur mit der kleinen Belohnung zu vergelten, welche die Liebesgöttin bey einem alten Idyllendichter demjenigen verſpricht, der ihr den entlaufnen Amor wiederbringen würde.

Da ich alſo hiermit vor meinen edlen und gutherzigen, aber in Behauptung der Rechte der Tugend unbeſtechlichen Richterinnen erſcheine, mich des durch unzählige ältere und neuere Schriftſteller und Buchmacher gröblich mißhandelten guten Namens einer Dame, welcher ihre Verläumder ſelbſt die größten Vorzüge einzugeſtehen genöthigt ſind, anzunehmen, hatte ich die ſchönſte Gelegenheit, zwey der häßlichſten Untugenden zu rügen, die faſt allgemein, und die Quelle unzähliger Ungerechtigkeiten ſind, deren man ſich im täglichen Leben ſchuldig macht: nehmlich, die Geneigtheit allem, was zum Nachtheil und zur Verkleinerung vorzüglicher Perſonen in der Welt erzählt wird, Gehör zu geben; und die Gewohnheit, in allen Fällen, wo das Betragen einer ſolchen Perſon einen Anſchein von Zweydeutigkeit hat, lieber ohne genauere Unterſuchung dem böſen Schein zu glauben, als auf eine günſtige Auslegung der Sache zu denken, wie viele Urſache wir auch finden könnten, unſer Urtheil mehr auf dieſe Seite zu neigen als auf jene. Aber die Sache, die ich zu führen übernommen habe, iſt ſo gut, daß ich kein Bedenken trage, mich dem ſtrengen Geſetze zu unterwerfen, an welches der weiſe Solon alle diejenigen band, die vor dem Areopagus als Kläger oder Fürſprecher zu reden hatten, und vermöge deſſen ihnen alle redneriſchen Kunſtgriffe, die Richter zum voraus einzunehmen, ihre Aufmerkſamkeit von der Hauptſache abzuleiten, oder ihr Gemüth zu Gunſten der einen und zum Nachtheil der andern Parthey in Bewegung zu ſetzen, ſchlechterdings verboten waren. Eben ſo wenig werde ich mich des berühmten Mittels bedienen, wodurch der Redner Hyperides die Losſprechung der ſchönen Phryne*) vor dem furchtbaren Gericht der Heliaſten zu Athen bewirkte. Ich werde die Richterinnen weder durch die Schönheit noch die übrigen außerordentlichen Talente meiner Clientin zu beſtechen ſuchen. Ich ſetze alſo alles was hierüber zu ſagen wäre als bekannt voraus, und komme zur Hauptſache.

---

*) Was für ein Mittel dies war, iſt vielleicht aus meinen kleinern proſ. Schriften 1. Theil. S. 154 u. f. bekannt, wo der Beweis, daß die Schönheit zu Athen etwas ſeltenes geweſen ſey, dieſe Anekdote anzuführen nöthig machte.

Die gemeine, oder vielmehr die allgemein angenommene Meynung ſetzt die Aſpaſia von Milet in eine Claſſe von Frauenzimmern, die (aus Gründen, wovon hier nicht die Rede ſeyn kann) durch die Geſetze Solons zwar geduldet und beſchützt, aber nichts deſto weniger allezeit, ſelbſt in den Zeiten der größten Sittenverderbniß zu Athen, als Perſonen, die eine unehrbare Lebensart trieben, angeſehen, und von allem Umgang mit ehrlichen Frauen abgeſchnitten waren,— mit Einem Worte, in die Claſſe der Hetären. Die Geſchichte berühmter Frauenzimmer, nach alphabetiſcher Ordnung, (deren erſter Theil im Jahr 1772 zu Leipzig bey Böhmen herausgekommen iſt), eine aus dem Dictionaire hiſtorique portatif des Femmes celebres und den Memoirs of the moſt illuſtrious Ladies of all Ages und Nations, zuſammengetragene Compilation, die ich ſtatt aller andern, aus eben dieſem Tone ſingenden Autoren, anführen will, drückt ſich über Aſpaſien folgender maßen aus. „Aſpaſia, eine der berühmteſten Buhlerinnen im alten Griechenlande, war von Milet gebürtig, — und ſtammte aus einer edeln Familie. — Wahrſcheinlicher Weiſe mag ſie in Megara angefangen haben ſich durch ihr Handwerk einen Namen zu machen. Sie war übrigens in verſchiedenen Betrachtungen eine ſehr ſchätzbare Perſon; denn ſie beſaß bey einem ungemeinen Verſtand eine große Gabe der Beredſamkeit, welche ſie durch ſorgfältiges Studium der Redekunſt zur Vollkommenheit gebracht hatte; eine Kunſt, worin ſie es dem Prodikus und Gorgias gleich that. Nächſtdem verſtand ſie ſich ſehr gut auf die Philoſophie, und hatte beſonders in dem Theile der Moral, der von der Regierung und Staatsklugheit handelt, außerordentliche Einſicht, u. ſ. w. So war Aſpaſia beſchaffen, als ihr der Gedanke einkam, Athen wäre der einzige Schauplatz, der ihrer würdig ſey; worauf ſie auch mit ei-

„nem Gefolge von jungen Mädchen, welche ſie in der Kunſt ihre Reitzungen geltend zu machen unterrichtet hatte, dahin ging, um eine Schule der Beredſamkeit zu eröffnen, und eine Akademie der Liebe zu halten. Dies war in der That ein Mittel ganz Athen an ſich zu locken. Einige kamen hin, weil ſie aus ihren Unterredungen über die Kunſt der Beredſamkeit und über mancherley philoſophiſche Materien Unterricht zu ſchöpfen ſuchten; andere fanden ſich ein, weil ihnen daran gelegen war, ihre und ihrer Schülerinnen Umarmungen zu genießen. Sie hatte auch in der That berühmte Schüler, und machte gar anſehnliche Eroberungen. Sie unterrichtete den Sokrates in der Redekunſt; ſie flößte dem Perikles, einem großen Philoſophen und Redner in Athen *), die

---

*) Eine lächerliche Art den Perikles zu charakteriſiren! Gerade ſo, als wenn einer, bey Erwähnung des Namens Pitt, hinzu ſetzte, ein großer Philoſoph und Redner in London.

„lebhafteſte Liebe ein, und hielt beyden „zugleich Vorleſungen über die „Staatsklugheit. Dies berichten uns „von ihr Plato, Plutarch und „Athenäus. u. ſ. w.

In einem eben ſo platten Styl, und in eben dieſem waſchhaften Tone fährt der Verfaſſer dieſer aus den ungleichartigſten Materialien, aus wahren Zügen, Vermuthungen, Sagen, und Verläumdungen zuſammengeſtoppelten Geſchichte der Aſpaſia fort, die Umſtände ihrer Verheirathung mit dem Perikles und ihres häuslichen Lebens mit ihm, vorzutragen. Er verſichert uns, ſie habe ihm „oftmahls, wenn es ihm gar zu ſehr „an Zeit gefehlt habe, ganze Reden gemacht, die er dann öffentlich zu halten „nicht das mindeſte Bedenken getragen. „Aber" (fährt er fort) „ſie leiſtete ihm, „wie man ſagt, auch noch eine andere Art von Dienſte. Vor ihrer Verheirathung brachten die Männer, die „ſich am fleißigſten zu ihren Vorleſungen einfanden, auch ihre Weiber zu „ihr, damit ſie ihre Reden und Geſpräche hören ſollten. Dieſes gute Zutrauen — nahm noch mehr zu, als ſie „die Gemahlin des Perikles wurde. Da

„nun Perikles, ſo zärtlich er auch Aſpa„ſien liebte, gleichwohl oftmahls andere „flüchtige Neigungen hatte, ſo war ſie „ihm in ſeiner Liebe zu denjenigen von „den Weibern der Bürger, die ihm ge„fielen, beyräthig und beförder„lich.“ —

Und ſo wäre denn Aſpaſia, die Freundin eines Sokrates, die Juno des Athenienſiſchen Jupiters, wie ſie von den Komödienſchreibern genannt wurde, mit etlichen Federzügen in eine Buhlerin, Schulhalterin und Kupplerin verwandelt! — Es iſt Schande, auch für den gemeinſten Buchfabrikanten unſers Jahrhunderts, mit ſo wenig Sinn und Beurtheilung zu ſchreiben; es iſt ſchändlich, mit einer ſo gefühlloſen Plumpheit den Charakter einer Perſon zu beſudeln, die ein Gegenſtand der Bewunderung und Hochachtung der edelſten Menſchen ihrer Zeit war; aber es iſt ganz unerträglich, zu Beglaubigung ungereimter Verläumdungen ſich auf den Plato und Plutarch zu berufen, und den größten Theil der Leſer, denen der dreiſte Ton des Erzählers ſeine Zuverläſſigkeit zu verbürgen ſcheint, zu dem irrigen Wahn zu verleiten, als ob alle die Infamien, die er Aſpaſien ſo poſitiv nachſagt, auf dem Zeugniß eines Plato beruheten, oder durch das Anſehen eines Plutarchs außer allem Zweifel geſetzt würden.

Das Verhör der ſämmtlichen Zeugen, die in Sachen meiner ſchönen Clientin auftreten ſollen, wird uns ganz andere Reſultate geben. Wir werden ſehen, aus was für ſchlammichten Quellen die Verläumdungen gefloſſen ſind, womit Aſpaſiens Charakter ſchon bey ihrem und Perikles Leben angeſchmitzt wurde, ohne dadurch in den Augen ihrer edelſten Zeitgenoſſen etwas von ſeinem Glanze zu verlieren; wir werden durch die wenigen mit ſich ſelbſt übereinſtimmenden Nachrichten und Charakter-Züge, die uns (außer einem Paar ehrwürdiger Schriftſteller ihrer eigenen Zeit) der ehrliche, wiewohl ſchwatzhafte und leichtgläubige Plutarch von ihr hinterlaſſen hat, hinlängliches Licht erhalten, um uns die Entſtehung jener Verläumdungen erklären zu können; und wenn einige Griechiſche Autoren, fünf und mehrere hundert Jahre nach Aſpaſien, die Sarkasmen etlicher zügelloſer Komödienſchreiber für einen hinlänglichen Grund genommen haben, auf eine unwürdige Art von ihr zu ſprechen: ſo werden wir ſehen, daß dieſe Herren mit unſerm Franzöſiſchen Biographen und ſeinem Dollmetſcher in einerley Claſſe gehören, und gerade ſo viel Achtung und Gehör verdienen als dieſe.

Unter denen, die das Glück hatten mit Aſpaſien zu leben, ſind nur zwey, die ihrer in ihren Schriften, zwar nur im Vorbeygehen, aber auf eine ehrenvolle Art erwähnen, Plato und Xenophon; der erſte in einem ſeiner ſchönſten Dialogen, Menexenus betitelt, der andere im dritten Kapitel der Unterredung zwiſchen Sokrates und Kritobulus über die Oekonomie.

Im Menexenus ſpricht Sokrates mit einem jungen Athenienſer dieſes Namens von dem Vorhaben des Senats, den Bürgern, die zu Anfang des berühmten Peloponeſiſchen Krieges ihr Leben für das Vaterland gelaſſen hatten, eine feyerliche Leichenrede halten zu laſſen. Menexenus meynt, derjenige, auf den die Wahl des Senats falle, werde, wegen Mangel an Zeit ſich dazu vorzubereiten, ſehr verlegen ſeyn, und wohl gar aus dem Stegreife reden müſſen. — Wie? ſagt Sokrates, denkſt du nicht, daß ein jeder von dieſen Herren ſeine Rede auf dieſen Anlaß ſchon lange fertig liegen hat? Und am Ende, was iſt denn auch ſo ſchweres daran, daß es einer großen Vorbereitung dazu bedürfte? Ja, wenn einer die Athenienſer im Peloponeſus, oder die Peloponeſier zu Athen zu loben hätte, da möchte wohl ein großer Redner dazu gehören, um ſich Beyfall zu verſchaffen und ſeine Zuhörer zu überzeugen: aber wenn man diejenigen, die man lobt, zu Richtern hat, da iſt es keine Kunſt gut zu ſprechen. — Du getrauteſt dir alſo, ſagt Menexenus, dieſe Rede zu halten, wenn es dir vom Senat aufgetragen würde? — Warum nicht, erwiedert Sokrates, da ich das Glück gehabt habe, eine Lehrmeiſterin in der Redekunſt zu haben, die viele andre zu ſehr guten Rednern gemacht hat, und darunter einen der unter allen Griechen nicht ſeinesgleichen hat, den Perikles? — Wer wäre dieſe, verſetzt Menexenus, wenn du nicht Aſpaſien meynſt? — Keine andere! Sie und Konnos, des Metrobios Sohn, ſind ja beyde meine

Lehrmeiſter, jener in der Muſik*), Aſpaſia in der Rhetorik. Es iſt alſo kein Wunder, wenn ein Mann, der einer ſolchen Erziehung genoſſen hat, gut zu ſprechen weiß. — Und was hätteſt du denn zu ſagen, wenn du die Leichenrede halten müßteſt? fragt Menexenus. — Vielleicht nichts, antwortet Sokrates, wenn ich aus mir ſelbſt reden müßte; aber zu gutem Glücke hörte ich erſt geſtern zu, als Aſpaſia, da von dem Vorhaben der Athenienſer eine ſolche Rede halten zu laſſen, geſprochen wurde, ſich über dieſen Gegenſtand vernehmen ließ, und uns auf der Stelle zeigte, was darüber zu ſagen wäre; ſo daß die Leichenrede, die vom Perikles gehalten wurde, meines Bedünkens, bloß aus den Bruchſtücken, die ihm von Aſpaſiens Rede im Gedächtniß geblieben waren, zuſammengeleimt war. — Erinnerſt du dich deſſen noch was Aſpaſia ſagte? fragt Menexenus.

---

*) Die Muſik war gerade das, worin Sokrates am wenigſten gethan hatte, und dies macht hier eben die Ironie auffallender.

— Ich hätte ſehr unrecht, wenn ich es läugnen wollte, antwortet Sokrates; denn ſie gab ſich Mühe genug es mir beyzubringen, und es fehlte wenig, daß ich nicht Schläge von ihr bekommen hätte, weil ich ſo viel davon wieder vergeſſen hatte. — „Was hindert dich alſo, es mir vorzutragen?“ — Meine Lehrmeiſterin könnte ungehalten auf mich werden, wenn ich ihre Rede öffentlich bekannt machte. — „Das haſt du ganz und gar nicht zu beſorgen, Sokrates! Thue mir den Gefallen, ſage mir die Rede her; ob es die von Aſpaſien, oder von welchem andern ſie iſt, gilt mir gleich! nur die Rede!“ — Du wirſt mich vielleicht auslachen, daß ich in meinem Alter noch Spaß treibe? — „Ganz und gar nicht, Sokrates; mir iſt alles recht, wenn ich nur die Rede bekomme.“ — Nun, ſo werde ich dir dann wohl zu Willen ſeyn müſſen, ſagt Sokrates: müßte ichs doch, wenn du haben wollteſt, daß ich mich ausziehen und tanzen ſollte, da wir doch beyde hier allein ſind. So höre dann. Und nun fängt er an, ſeinem Freunde die vorgebliche Rede der Aſpaſia vorzutragen *), die dieſer Dame allerdings große Ehre machen würde, wenn wir nicht Urſache hätten zu glauben, daß ſie nicht mehr Recht an dieſelbe habe, als Diotima an die ſchwärmeriſch-metaphyſiſche Theorie der Liebe, die ihr in Platons Gaſtmahl in den Mund gelegt wird. — Wie er fertig damit iſt, ſetzt er hinzu: Und dies, Freund Menexenus, wäre alſo die Rede der Aſpaſia von Milet. — Beym Jupiter, ruft Menexenus aus, du giebſt mir einen großen Begriff von dieſer Aſpaſia, wenn ſie im Stande iſt, ſolche Reden abzufaſſen. Wer ſollte das von einer Frau erwarten? — Wenn

---

*) Dieſe Rede iſt, wenige Züge ausgenommen, gänzlich von derjenigen verſchieden, die vom Perikles wirklich gehalten, und vom Thucydides dem zweyten Buche ſeiner Geſchichte des Peloponeſiſchen Krieges einverleibt worden iſt, und die den Athenienſern ſo wohl gefiel, daß ſie alle Jahre an dem Gedächtnißtage der in beſagtem Kriege umgekommenen Bürger öffentlich recitiert wurde.

du es nicht glaubſt, erwiedert Sokrates, ſo komm mit mir, du ſollſt ſie ſelbſt reden hören. — O mein guter Sokrates, verſetzt jener, ich bin oft genug in Aſpaſiens Geſellſchaft geweſen, um zu wiſſen, was von ihr zu erwarten iſt. — Wie ſo? fragt Sokrates: Du bewunderſt ſie alſo nicht, und weißt ihr keinen Dank für ihre Rede? — Im Gegentheil, dem, von welchem du dieſe Rede haſt, einen ſehr großen Dank, antwortet Menexenus, es ſey nun daß ich ihn ihr oder einem andern ſchuldig bin. — Gut, ſagt Sokrates: aber daß du mir nichts ausplauderſt! Du würdeſt dich dadurch um viele andere gar ſchöne politiſche Diſcurſe von ihr bringen, die ich dir in der Folge mittheilen will. — Dies iſt alles was Plato in ſeinen Werken von Aſpaſien ſagt.

In der Stelle, wo Xenophon ihrer erwähnt, iſt die Rede davon, wie viel eine Hausfrau zum Wohlſtand oder zum Schaden ihres Hausweſens beytragen könne, und wie nöthig es ſey, daß der Mann, der eine junge, unwiſſende und unerfahrne Perſon (wie alle Griechiſchen Mädchen, vermöge ihrer Erziehung, gewöhnlich waren) geheirathet habe, ſie auf eine verſtändige Art zu bilden, und eine gute Hausmutter aus ihr zu ziehen wiſſe. — „Du glaubſt alſo,“ ſagt Kritobulus zum Sokrates, „die guten Frauen, deren du vorhin erwähnteſt, ſeyen von ihren Männern dazu gebildet worden?“ — „Ich denke es wird ſich ſo befinden, wenn wir genauer nachſehen,“ antwortet Sokrates. „Uebrigens empfehle ich dir die Aſpaſia, die dir über dieſe ganze Materie mit viel größerer Sachkenntniß ſprechen kann als ich.“

Man erlaube mir nun über dieſe beyde Stellen einige Anmerkungen zu machen.

In der erſten herrſcht offenbar ein gewiſſer Ton von Scherz und Ironie, der den eigentlichen Sinn und Zweck Platons etwas zweydeutig macht. Indeſſen meynt Plutarch, unter allem dieſem Scherze ſey doch ſo viel hiſtoriſche Wahrheit, daß man zu glauben Urſache habe, der Umgang, den viele Athenienſer mit dieſer Frau gepflogen, habe keine andre Abſicht gehabt, als von ihrer Geſchicklichkeit in der Kunſt zu reden Vortheile zu ziehen. Dies konnte geſchehen, ohne daß Aſpaſia im eigentlichen Wortverſtande eine Schule der Rhetorik gehalten, einem Manne wie Perikles ſeine Reden dictirt, oder einem Sokrates (der um die Zeit, wovon hier die Rede iſt, über vierzig Jahr alt war) Ohrfeigen gegeben hätte, weil er ſeine Lection nicht recht gelernt hatte. Indeſſen ſcheint es auch unter den damahligen Athenienſern ſolche Strohköpfe gegeben zu haben, die ſich nicht vorſtellen konnten, wie eine ſchöne und geiſtvolle Frau die Demagogen von Athen zu beſſern Rednern und geſchicktern Staatsmännern machen könne, ohne ihnen Vorleſungen über Rhetorik und Politik zu halten, oder wie ſie einem Perikles Ideen zu ſeiner Ehrenrede auf die Bürger, die im Peloponeſiſchen Kriege zuerſt gefallen wären, hätte geben können, ohne ihm die ganze Rede zu machen: und über dieſe Leute ſpottet der Platoniſche Sokrates augenſcheinlich. Uebrigens iſt der ganze Dialog ſo gut eine Fiction als alle andere Platoniſche Dialogen. — Aber was für eine Urſache konnte er haben, eine Rede, deren Verfaſſer er ohne Zweifel ſelbſt war, auf Aſpaſiens Rechnung zu ſetzen? — Es fällt, dünkt mich, ziemlich ſtark in die Augen (zumahl wenn man ſeine Rede mit des Perikles ſeiner vergleicht) daß ſie gemacht war, die letztere auszulöſchen. Aber die Rede des Perikles paſſierte nun einmahl bey den Athenienſern für ein ſo großes Meiſterſtück, daß etwas unpopuläres und verhaßtes darin war, ſich die Miene zu geben, daß man etwas beſſeres machen könne. Was konnte er, um dieſem Vorwurf zu entgehen, für eine artigere Wendung nehmen, als ſich die gemeine Meynung von Aſpaſiens Stärke in der Rhetorik und Politik zu Nutze zu machen, und ſeine Rede für das wahre Original dieſer großen Meiſterin zu geben, wovon die Rede des Perikles nur als eine ungetreue Copie anzuſehen ſey? Das Verhaßte des Unternehmens, den Athenienſern zu zeigen, wie dieſe Leichenrede hätte lauten müſſen, um des großen Aufhebens ſo man davon machte würdiger zu ſeyn, fiel auf dieſe Art nicht gerade zu auf den Plato, und er hatte dennoch hinlänglich dafür geſorgt, daß ſich kein verſtändiger Leſer über den wahren Verfaſſer irren konnte.

So wie in dem, was Plato den Sokrates von Aſpaſien ſagen läßt, etwas übertriebenes und ironiſches iſt: ſo ernſthaft iſt hingegen der Ton, worin Xenophons Sokrates in dem ganzen Geſpräche mit dem Kritobulus, und alſo auch in der Stelle, wo er ihn an Aſpaſien verweiſet, ſpricht. Hier iſt nicht nur kein Schatten von Zweydeutigkeit, ſondern ſogar der Schlüſſel zu dem, was Plutarch von den Athenienſiſchen Herren meldet, die kein Bedenken trugen, ihre Gemahlinnen zu Aſpaſien zu führen, damit ſie von den Diſcurſen und Geſprächen dieſer außerordentlichen Frau profitiren möchten.

Es iſt wahr, Plutarch ſetzt unmittelbar hinzu: ungeachtet ſie ein Gewerbe trieb, das eben nicht das anſtändigſte war: „denn ſie unterhielt Mädchen in ihrem „Hauſe, die ſich dem Vergnügen der „Mannsperſonen widmeten.“ — Sie müßte alſo dieſes unehrbare Gewerbe ſehr heimlich getrieben haben. Denn daß angeſehene Männer von Athen ihre Frauen in ein ſolches Haus geführt haben ſollten, oder daß Athenienſiſche Frauen ſich zum Umgang mit einer Fremden, die eine ſolche Profeſſion getrieben hätte, verſtanden haben ſollten, war den Sitten der Athenienſer ſo ſchnurgerade entgegen, daß es ſich gar nicht denken läßt. In einer vom Terenz überſetzten

Komödie des Menander macht ſich der Athenienſer Chremes ein Bedenken, nur das Wort Hetäre in Gegenwart ſeiner Frau auszuſprechen: und die edelſten Männer von Athen ſollten ſich nicht geſchämt haben, ihre Ehfrauen ſelbſt in ein berüchtigtes Haus zu führen, um von einer Kupplerin Weisheit und Tugend zu lernen? Ein Sokrates ſollte mit einer ſolchen Perſon öffentlich umgegangen ſeyn? Sollte (wie er beym Xenophon thut) einen wackern Mann an eine ſolche Perſon gewieſen haben, um von ihr zu lernen, wie ein Mann ſeine Ehegattin bilden müſſe? Ein Perikles, ſollte in einem ſchon ziemlich vorgerückten Alter fähig geweſen ſeyn, ſich von ſeiner Gemahlin, einer edeln Athenienſerin, zu ſcheiden, um ein ſolches Weibsſtück zu heirathen? Und, was nicht das Widerſinnigſte iſt, eine Perſon von edler Abkunft, welche, nach Plutarchs eigenem Vorgeben, reitzend und liebenswürdig genug war, einem Perikles eine wahre Leidenſchaft, eine Liebe, die ſich auch nach ſeiner Vermählung mit ihr immer in gleicher Stärke erhielt, einzuflößen, ſollte ein Gewerbe getrieben haben, wodurch eine Lais oder Phryne ihre eigenen Reitzungen zu beſchimpfen geglaubt hätte? — Es würde unbegreiflich ſeyn, wie der gute Plutarch den Komödienſchreibern, deren Frechheit ihm bekannt genug war, ſo offenbare Ungereimtheiten habe nachſprechen mögen, wenn ſeine Lebensbeſchreibungen nicht ſo häufige Beweiſe enthielten, daß es ihm nicht ſchwer fiel ſich die unglaublichſten Dinge als möglich vorzuſtellen, und daß, bey allem ſeinem guten Verſtande, ſeine Feder nicht immer von einer richtigen Beurtheilung geleitet wurde. Freylich erlaubten ſich die Ariſtophanes, Kratinus, Eupolis und ihres gleichen, auch gegen Aſpaſien, was ſie ſich ſogar gegen einen Sokrates, was ſie ſich gegen die größten Männer der Republik und gegen einen Perikles ſelbſt erlauben durften. Eine Frau, die durch ihren Geiſt, ihre Talente, ihre Kenntniſſe, die Eleganz der Sitten und die freyere Lebensart des Joniſchen Frauenzimmers, wovon ſie den Athenienſern das erſte und vollkommenſte Modell an ſich ſelbſt zeigte, von den äußerſt einfach erzogenen, unwiſſenden, langweiligen, und faſt immer in ihrem Gynäceon vegetirenden Athenienſerinnen ſo gewaltig abſtach, mußte ja wohl dieſen zügelloſen Witzlingen, die nichts zu ſcheuen hatten, und Götter und Menſchen ſo lächerlich machen durften als ſie wollten und konnten, manche Blöße geben, ſie von Seiten ihrer Sitten anzugreifen; und Ariſtophanes war kein Mann, der eine ſolche Gelegenheit unbenutzt ließ, zumahl da er, indem er ſeine Pfeile auf Aſpaſien abdrückte, den Perikles ſelbſt, der deſto mehr Neider und Feinde hatte, je größer er war, ungeſtraft verwunden konnte. Nicht zufrieden alſo, ſie ſeine Omphale und Dejanira, und, nachdem er ſie ſogar geheiratet hatte, ſeine Juno zu nennen, ging Ariſtophanes ſo weit, der Feindſchaft des Perikles gegen die Megarenſer und dem Peloponeſiſchen Kriege eine Urſache zu geben, die, indem ſie Aſpaſiens Sitten und Charakter anſchmitzte, zugleich ein verächtliches und verhaßtes Licht auf den Perikles ſelbſt fallen ließ. — „Etliche von unſern jungen Leuten," ſagt er, „gehen in trunknem Muthe nach Megara und entführen die H*r* Simätha: die Megarer erboßen ſich darüber, und entführen, ſich zu rächen, der Aſpaſia zwey H*r*n; und ſo ſind drey die ſau-

„here Quelle des Kriegs, der über die „ganze Hellas ausgebrochen iſt! Das iſts, „warum der Olympier Perikles ſo gewaltig blitzt und donnert, und in ganz „Griechenland alles zu unterſt zu oberſt „kehrt, u. ſ. w.“ (*) So konnte Ariſtophanes ſeinen Harlekin Dikäopolis ſprechen laſſen: aber Plutarch, der die wahren Urſachen des Decrets gegen Megara und des Peloponeſiſchen Krieges aus ſeinem Tucydides wiſſen konnte, hatte Unrecht, die Berufung der Megarenſer auf dieſe Verſe des Ariſtophanes für einen hinlänglichen Grund zu halten, „warum es gar ſchwer ſey, hinter die „wahren Urſachen des Peloponeſiſchen „Krieges zu kommen.“ Uebrigens konnte, Aſpaſiens Ehre unbeſchadet, etwas wahres an der Anekdote ſeyn. Aſpaſia hatte ohne Zweifel ſehr artige junge Mädchen unter ihren Sclavinnen, ohne daß ſie darum das Schimpfwort verdienten, womit Dikäopolis ſie belegt; die jungen Megarenſer konnten, um ſich wegen der Entführung der Simätha zu rächen, ein paar ſchöne Sclavinnen aus Aſpaſiens

---

*) Ariſtophanes in den Acharnenſern, Act 2. Scene 5.

Hauſe entführt haben, und Aſpaſia konnte eine ſolche Verwegenheit ſehr übel finden, ohne daß dies die Urſache des Krieges wurde, wiewohl es natürlicher Weiſe nicht geſchickt war, die Megarer dem Perikles angenehmer zu machen.

„Aber" (wird vermuthlich der *Advocatus diaboli*, den ich mir bey dieſer Rechtfertigung Aſpaſiens gegenwärtig denke, einwenden) „böſe Gerüchte, noch vier, „fünf und mehr hundert Jahre nach „ihrem Tode (wo alle mögliche Urſachen „ſie verläumden zu wollen längſt aufgehört hatten) von einem ſo gutherzigen „Manne wie Plutarch, und von ſo unbeſcholtnen Leuten wie Athenäus, Suidas, Syncelles, u. a. ſo zuverſichtlich „fortgepflanzt, können doch wohl nicht „ohne allen Grund ſeyn." In der That, ſo denke ich auch; und ich habe ſchon ſo viel davon angedeutet, daß es nicht ſchwer ſeyn wird, dieſes Räthſel aufzulöſen. Aſpaſia war ein Frauenzimmer aus Jonien, und die Jonierinnen ſtanden vermuthlich wegen des freyern Umgangs, der in dieſem ſchönen Lande unter beyden Geſchlechtern ſtatt fand, und wovon eine lebhaftere Begierde zu gefallen, mehr Geſchicklichkeit ihre Reitze geltend zu machen, und mehr Sorge für innerliche und äußere Verſchönerung durch Talente, Geſchmack, Putz, Artigkeit der Sitten und Manieren, die natürliche Folge bey den Damen war — die Jonierinnen, ſage ich, ſtanden zu Athen in ſo böſem Rufe, daß der Philoſoph Aeſchines ſie in einem ſeiner Dialogen durch die Bank für Erketten und etwas noch ärgers erklärte. Aſpaſia lebte zu Athen wie ſie zu Milet oder Smyrna gelebt hätte. „Eine Frau, die mit allem, was wir Männer bey ihrem Geſchlechte ſuchen, Eigenſchaften verband, welche wir als ein Eigenthum des unſrigen anzuſehen gewohnt ſind, war in Athen eine Art von Wunder. Sie erregte die allgemeine Aufmerkſamkeit, und wurde in kurzem ein Gegenſtand der Bewunderung für die einen, und der Mißgunſt für die andern." *) Sie hatte (wie es ſcheint, und wie es ſich für ihre edle Abkunft und für ihre Umſtände ſchickte) verſchiedene artige Mädchen, als ihre Aufwärterinnen, mit gebracht, die nach Joniſcher Sitte in der Muſik und Tanzkunſt geübt waren, und (was ich, ohne des

---

*) Agathon. IV. Theil, S. 217. u. f.

Gegentheils poſitiv verſichert zu ſeyn, nicht für unmöglich erklären möchte) vielleicht in einem Kloſter von Jungfrauen der Diane oder Veſta nicht in ihrem Elemente geweſen wären. Bey aller Decenz und Sittlichkeit, die in einem Hauſe unfehlbar herrſchen mußte, das von Weiſen beſucht wurde, und wohin die vornehmſten Athenienſer ihre jungen Frauen führten, läßt ſich allenfalls begreifen, daß unter dem Schleyer des Geheimniſſes zwiſchen einem Alcibiades oder Axiochus und einem ſolchen Kammermädchen dies und jenes verhandelt werden konnte, wovon Aſpaſia weder Luſt hatte noch ſich verbunden glaubte, beſondere Kundſchaft zu nehmen. Aber wäre dies auch nicht geweſen, ſo braucht es nur einen ſehr mäßigen Grad von Menſchenkenntniß, um einzuſehen, daß ſie ſich darum nicht weniger hätte nachſagen laſſen müſſen, ſie locke die edelſten und wichtigſten Männer zu Athen durch den Reitz des Vergnügens in ihr Haus; und ohne Zweifel war es gerade das Geſetz, ſo ſie ſich gemacht hatte, ihre Thür nur Perſonen vom erſten Rang oder von ausgezeichneten Verdienſten offen zu halten, was den Ausgeſchloßnen Anlaß und Vorwand gab, ihre Sitten zu läſtern. Vermuthlich hatte ſogar der Ruf, daß ſie eine Schule der Beredſamkeit, Staatskunſt und Sittenlehre halte, keinen andern Grund, als der Freyheit, womit ihr Haus von *Männern* beſucht wurde, das Anſtößige zu benehmen, das die Eiferer für die gute alte Sitte darin finden mochten. Im Grunde aber war es, aller Wahrſcheinlichkeit nach, eine Art von Akademie der ſchönſten Geiſter, und der Vereinigungspunct der beſten Geſellſchaft von Athen. „Staatsmänner beſuchten es, um im Schoße der Muſen und Grazien auszuruhen; die Anaxagoras und Sokrates, um ihre Philoſophie aufzuheitern; die Phidias und Zeuxis, um ſchöne Bilder und Ideen aufzuhaſchen; die Dichter, um ihren Werken die letzte Politur zu geben; die edelſte Jugend von Athen, um ſich zu bilden, oder ſich wenigſtens *rühmen* zu können, in Aſpaſiens Schule gebildet worden zu ſeyn.“

Wenn dies auch nichts mehr als Hypotheſe wäre, ſo iſt es doch die einzige, die das Widerſprechende in den Nachrichten der Alten von dieſer außerordentlichen Frau vereinigt; die einzige, die uns begreiflich macht, wie die einen ſo viel rühmliches, die andern ſo viel nachtheiliges von ihr ſagen konnten; die aber eben dadurch zu mehr als einer bloßen Hypotheſe wird. Sie ſetzt alles, was dunkel und zweifelhaft an ihrem Charakter, oder unglaublich an ihrer wirklichen Geſchichte iſt, in ein ſo helles Licht, als man nach mehr als zwey tauſend Jahren nur immer verlangen kann. Nur durch ſie erklärt ſich, warum ein Xenophon und Plato, mit ſo vieler Zurückhaltung, dennoch nichts als was ihr rühmlich iſt von ihr ſagen; wie ſie einem Perikles ſo lieb, ſo unentbehrlich, wie ſie ſogar ſeine Gemahlin werden konnte; warum die einen eine Weiſe, die andern eine Hetäre aus ihr machten; und wie es zuging, daß ein Plutarch, der das Gefällige von dieſem Charakter mit dem Soliden von jenem in ihr vereinigt ſah, zwiſchen dem was ſie war, was ſie ſchien, und was man ihr andichtete, zweifelhaft, ſich nicht beſſer zu helfen wußte, als daß er alles, wie übel es auch zuſammen paßte, in Ein disparates Bild vereinigte, das, wie jenes beym Horaz, von oben einen ſchönen Mädchenkopf auf einem buntbefieder-

[illegible] Pferdehals zeigt, und unten ſich in einen häßlichen Fiſchſchwanz endigt.

Und doch wie leicht war es, wenn er ſich lebendig genug in Aſpaſiens Zeit, Umſtände und Verhältniſſe, und in die weſentlichſten Charakterzüge, die er ſelbſt ihr beylegt, hinein gedacht hätte, wie leicht war es, ſich alle anſcheinende Widerſprüche zu erklären, und die unartigen Ausfälle eines Kratinus und Ariſtophanes (wobey es im Grunde doch bloß darum zu thun war, dem Perikles bey dem Volke Schaden zu thun) wofern er ihrer auch erwähnen wollte, wenigſtens für das was ſie waren, für Muthwillen und Verläumdung, und nicht für Zeugniſſe zu halten, die der Aufmerkſamkeit eines Geſchichtſchreibers würdig ſeyen?

Man braucht nichts, als dieſe Verläumdungen der frechſten und ausgelaſſenſten Satyre abzurechnen, und das Vorurtheil zu berichtigen, das der Contraſt zwiſchen einer Joniſchen Dame und einer Athenienſerin dem Pöbel zu Athen gegen Aſpaſien beybringen mußte: ſo iſt alles übrige, was uns Plutarch (der in ſeinem Leben des Perikles am umſtändlichſten von ihr handelt) von ihrem Geiſt, ihren Talenten, und ihrer Lebensgeſchichte ſagt, — wie wenig es auch unſer Verlangen, mit einer ſo ſeltenen Perſon recht genau bekannt zu werden, ganz befriedigen kann — doch hinlänglich uns zu überzeugen, daß ſie eine ſchöne und große Rolle zu Athen geſpielt habe. Aber hätte ſie dies können, „wenn ſie nicht vorſichtig in ihrem Betragen, und aufmerkſam geweſen wäre ſich die Hochachtung derjenigen zu erwerben, deren Beyfall für den öffentlichen Bürge iſt? Oder können wir glauben, daß Perikles ſich hätte einfallen laſſen, ſie zu ſeiner Gemahlin zu machen, wenn er nur hätte vermuthen dürfen, daß ſie um einen andern Preis zu haben ſeyn könnte?“ *)

Mehr zur Rechtfertigung meiner edeln Clientin zu ſagen, würde ein unbilliges Mißtrauen in die Weisheit, Gerechtigkeit und Humanität unſrer Richterinnen verrathen, und ſelbſt der Achtung zu nahe treten, die ein Schriftſteller dem ſchönen Geſchlechte ſchuldig iſt. Wir unterwerfen uns alſo, mit aller Ruhe, die uns das Bewußtſeyn einer gu-

---

*) Agathon III. Th. S. 219.

ten Sache giebt, Ihrem entſcheidenden Ausſpruch: und ſollten wir ja, gegen alle Vermuthung, einen ſchwarzen Stein zu viel bekommen, ſo möge Minerva ſelbſt ihren weißen hinzu legen,*) und dadurch die Losſprechung einer Sterblichen bewirken, die einſt, mit allen ihren Gaben überhäuft, den Dienſt der Grazien mit dem ihrigen ſo gut zu verbinden wußte!

---

*) Wenn eine vor dem Areopagus angeklagte Perſon eben ſo viel weiße als ſchwarze Steine bekam, ſo wurde ſie losgeſprochen, weil, wo die Wage der Gerechtigkeit in völligem Gleichgewicht ſteht, die Billigkeit ſich auf die Seite der Humanität neigt. Damit aber doch dem Geſetze, Kraft deſſen die mehrern Stimmen entſcheiden, kein Abbruch geſchehe, ſo wurde, wenn dieſer Fall eintrat, im Namen der Minerva, ein weißer Stein hinzu gelegt, und dadurch die Majorität zu Gunſten des Beklagten hergeſtellt.

Julia.

Wiewohl ich die zärtliche Achtung, die man dem ſchönen Geſchlechte in ſo vielerley Rückſichten ſchuldig iſt, nicht ſo weit treiben möchte als der berühmte Boccacio, der (in einem Buche,*) das zu ſeiner Zeit in den Händen aller Florentiniſchen Damen war) ſogar von einer Meſſalina als von einer liebenswürdigen Unglücklichen ſpricht, und die Schuld ihrer Unthaten auf den unvermeidlichen Einfluß der Sterne ſchiebt, unter welchen ſie und ihre Liebhaber geboren worden: ſo kann ich mich doch nicht entbrechen, einer andern Dame jener Zeiten das Wort zu reden, für welche der Name einer ſchönen Unglücklichen ſich beſſer zu ſchicken ſcheint, und gegen welche die Geſchichtſchreiber und die Nachwelt eine Härte beweiſen, die ſie, einer ſehr großen Wahrſcheinlichkeit nach, wenigſtens in dieſem Grade, nicht verdient hat.

---

*) De claris mulieribus (von berühmten Frauen) betitelt. Es fängt mit unſrer allgemeinen Mutter Eva an, und hört mit der Königin Johanna II. von Neapel auf.

Arme Julia! war es nicht genug, daß du einen ſo großen Theil deiner beſten Jahre, in den Felſen der verhaßten Inſel Pandataria hinſchmachten mußteſt? Nicht genug, der Politik und Schwäche eines argwöhniſchen und immer für ſeine uſurpierte Alleinherrſchaft zitternden Vaters, den geheimen Verfolgungen einer grenzenlos herrſchſüchtigen Stiefmutter, und der kaltblütigen langſamen Rache eines Unmenſchen wie Tiberius, aufgeopfert zu werden? Mußteſt du, um das Maaß deines Schickſals voll zu machen, auch noch von Geſchicht- und Romanſchreibern *) als ein Ge-

---

*) Ich ſtelle unter dieſen den Herrn von Serviez mit ſeiner Histoire des Im-

ſchöpf, das ſogar dem weiblichen Namen Schande gemacht habe, mit den ſchmählichſten Beywörtern gebrandmarkt und der Verachtung und dem Abſcheu aller Zeiten Preis gegeben werden?

Wenn die unglückliche Julia eine ſolche Behandlung von der Nachwelt nicht verdient hätte, wäre es dann nicht mehr als grauſam, das Unrecht von einem Jahrhundert zum andern, in jedem Buche, worin von ihr die Rede iſt, fortzuſetzen?

Wenn es auch nur zweifelhaft wäre, ob ſie die verächtliche Creatur geweſen ſey, wozu ſo viele Bücherſchreiber (um ihren Eifer für die Tugend in die Wette an ihr auszulaſſen) ſie gemacht haben: foderte nicht die Humanität von uns, den weißen Stein der Minerva,

peratrices Romaines und den Verfaſſer der Memoires de la Cour d'Auguſte billig oben an, da ſie — um hier nur bey dem Artikel Julie ſtehen zu bleiben — in ihrer Erzählung der kritiſch-hiſtoriſchen Wahrheit nichts weniger als treu geblieben ſind.

deſſen bey Gelegenheit Aſpaſiens erwähnt worden iſt, zu den ſchwarzen, wodurch ſie verurtheilt würde, zu legen, und lieber zu billig als ungerecht von ihr urtheilen zu wollen?

Wenn aber ſogar Gründe von nicht geringem Gewicht es wahrſcheinlich machten, daß ſie vielmehr das Opfer einer abſcheulichen Cabale als ihrer eigenen Ausſchweifungen geweſen ſey: würde da nicht, wenn wir ſie auch nicht von allen Verirrungen, die unter den Römerinnen ihrer Zeit und ihres Standes ſo gemein waren, frey ſprechen können, doch die Gerechtigkeit ſelbſt erfodern, daß man ſie, nach einer billigen Schätzung ihrer ſchönen Eigenſchaften, mit der eben ſo liebenswürdigen und eben ſo unglücklichen Maria von Schottland, gegen welche doch die Nachwelt endlich unpartheyiſch wird in Eine Linie ſtelle? Wäre es nicht Pflicht der Menſchlichkeit, das was ein ungewöhnlich ſtrenges Schickſal und die von ihrer Unbeſonnenheit Vortheil ziehende Boßheit ihrer Feinde an ihr ſelbſt in ihrem Leben verſchuldeten, wenigſtens an ihrem Andenken zu vergüten, und (wenn ich hier nach altrömiſcher Weiſe reden darf) ihren ſeufzenden Schatten durch eine Thräne, die von der Tugend ſelbſt nicht verdammt werden kann, zu verſöhnen und zu beruhigen.

Ehe ich die Gründe, die der Tochter Auguſts bey einer Reviſion ihres Proceſſes zu ſtatten kommen, in einiges Licht zu ſetzen verſuche, ſey mir erlaubt, das nöthigſte von ihren Lebensumſtänden, und einige charakteriſtiſche Züge, die uns ſowohl ihren Geiſt als ihre Sinnesart anſchaulich machen können, voran zu ſchicken.

Sie war Auguſts einzige Tochter, und wurde ihm, da er noch Octavianus Cäſar hieß, von ſeiner zweyten Gemahlin Scribonia geboren, die er im Jahr der Stadt Rom 712 oder 13, (politiſcher Verhältniſſe wegen, die von kurzer Dauer waren) geheirathet hatte, und drey bis vier Jahre hernach einer heftigen Leidenſchaft für die jüngere und ſchönere Gemahlin des Tiberius Claudius Nero, für die berühmte Livia aufopferte, die von ihm ſelbſt durch Adoption mit dem Geſchlechtsnamen Julia, und von den Römern in der Folge mit dem erhabenen Titel Auguſta beehrt wurde; eine Frau, welche die Gewalt, die ſie in ihrem achtzehnten Jahre durch ihre blendende Schönheit über den ausſchweifenden Octavian erhielt, über den Herrn der Welt Auguſtus vierzig Jahre lang durch die Feinheit und Geſchmeidigkeit ihres Geiſtes, und die Obermacht ihres Genius über den ſeinigen, in immer zunehmender Stärke zu erhalten wußte. Juliens Unglück war — eine ſolche Frau zur Stiefmutter zu haben; oder, wenn dies nun ja einmahl nicht zu ändern war, ihr an Klugheit und Gewalt über ſich ſelbſt ſo wenig gewachſen zu ſeyn.

Julia war noch ein Kind, als ſie im Jahr 717 mit dem Neffen und präſumtiven Erben Auguſts, Marcellus, einem Knaben von zehn Jahren, vermählt, oder, nach unſrer Weiſe zu reden, verlobt wurde; und ſie mochte etwa ſechzehn oder ſiebzehn Jahre haben, als er in ſeinem vier und zwanzigſten, (nicht ohne daß der Verdacht ſeines Todes auf Livien fiel) zu großem Leidweſen der Römer, aus der Welt ging. Es iſt alſo eine ſeltſame Art zu reden, wenn Mr.

de Servies ſagt: „Marcellus habe Juliens Herz“ (in einem Alter, wo ſie kaum wußte ob ſie ein Herz habe!) „nicht fixiren können, und vielleicht habe er es gar nie beſeſſen.“ — Dies kann ſehr möglich ſeyn, ohne daß es billig wäre, Julien ein Verbrechen daraus zu machen.

Kaum war ſie wieder frey, ſo wurde ſie, ohne daß ihr Herz darum befragt worden wäre, zum zweytenmahle das Opfer der Politik ihres Vaters, indem er ſie mit M. Vipſanius Agrippa vermählte, einem Manne von niedriger Herkunft, aber an Verdienſten dem erſten Mann in Rom, und welchem, nebſt dem Mäcenas, Auguſt alles was aus ihm geworden war, zu danken hatte. Agrippa, der damals in ſeinem zwey und vierzigſten Jahre ſtand, war unſtreitig der größte Feldherr und Staatsmann ſeiner Zeit: aber ſind dies die Eigenſchaften, die eine junge äußerſt lebhafte und leichtſinnige Wittwe von ſiebzehn Jahren an dem Manne ſucht, von dem ſie geliebt zu ſeyn wünſcht? Julia wußte unfehlbar ſehr gut, daß Agrippa nicht ſie ſelbſt, ſondern die einzige Tochter des Herrn der damahligen Welt heirathete; und daß die Wahl ihres Vaters nicht deswegen auf Agrippa fiel, weil er Julien durch einen liebenswürdigen Mann glücklich machen wollte, ſondern weil er (wie ihm Mäcenas ſagte) den Agrippa ſchon ſo hoch erhoben hatte, daß nun nichts anders übrig blieb, als ihn entweder aus dem Wege zu räumen, oder zu ſeinem Schwiegerſohne zu machen. Auguſt betrachtete ſeine Tochter als einen Effect, den er mit möglichſtem Vortheil zu negociieren ſuchte; und Agrippa ſchloß den Contract, weil er in der ganzen Welt keinen beſſern Handel treffen konnte. Und wenn nun die kleine Julie, — die doch mit niemand näher verwandt war als mit ſich ſelbſt — ihr Herz, worauf bey dieſem Handel ſo wenig Rückſicht genommen wurde, für einen Effect angeſehen hätte, worüber man ihr ſelbſt zu disponiren überlaſſe, — wäre es ihr wohl ſo ſehr zu verdenken? Aber Julia hatte ein ſo richtiges Gefühl von dem, was der Gemahlin eines Agrippa geziemte, daß auch Agrippa hinwieder billig genug war, mit den unbeſonnenen Lebhaftigkeiten ihres Alters und Temperaments Nachſicht zu tragen.*) Dieſe leichtſinnige, dem Rang und Charakter ihres Gemahls eben ſo wenig als der Tochter Auguſts geziemenden Unbeſonnenheiten, in ihrem Betragen machten dem Publicum, — das entweder nach dem äußerlichen Schein urtheilt, oder gar nicht urtheilen müßte, — ihre Sitten verdächtig: man wunderte ſich, wie die Kinder, die ſie dem Agrippa gebahr, ihrem präſumtiven Vater ſo ähnlich ſeyen; und um dieſes vorgebliche Räthſel aufzulöſen, läßt man ſie ein unartiges Bon-mot ſagen, das aus dem Mund einer Schifferin zu Oſtia natürlicher klänge, als aus dem Munde der erſten Prinzeſſin der damaligen Welt. Aber ſo lange man mir den Mann nicht nennen wird, der es aus Juliens eigenem Munde gehört zu haben verſichert, werde ich mir die Freyheit nehmen, es für den Einfall irgend eines platten Römiſchen Witzlings zu halten, den die Welt (wie ſie in ſolchen Fällen immer ſehr gütig iſt) unvermerkt auf Juliens Rechnung ſetzte. Die Pythagoräerin Phintys hielt es für keinen ſchlechten Beweis der Tugend einer Ehfrau, wenn ſie Kinder bringe, die ihrem Manne gleich ſehen. Warum ſollte dieſer Beweis nicht auch zum Vortheil der armen Julia gelten? oder warum ſoll der Schein nur dann aufhören betrüglich zu ſeyn, wenn er gegen ſie iſt?

---

*) Was ich hier ſage, vergiftet der Verfaſſer der Memoires de la Cour d' Auguſte folgender maßen: Agrippa ne tarda pas à s'appercevoir de ſes dereglemens ſecrets (dächte man nicht, dieſer Autor wäre ſein und ihr Vertrauter geweſen?) il aima mieux ſouffrir en ſilence, que de publier ſon infamie par un coup d' éclat, qui ne l'eut peut-être pas corrigée. Man vergeſſe aber nicht, daß dies alles bloße Vermuthungen des Hrn. Blackmore ſind. Meines Wiſſens iſt es nur dann erlaubt, das ſchlimmſte von einer Perſon zu vermuthen, wenn es, unter den gegebenen Umſtänden, abſurd wäre etwas andres als möglich anzunehmen; und dies iſt hier ſchwerlich der Fall.

„Julia“ ſagt **Makrobius** *), „liebte die ſchönen Wiſſenſchaften und „hatte einen ſehr cultivirten Geiſt; dabey war ſie von einer leutſeligen und gutherzigen Gemüthsart, ohne den mindeſten Zug von Härte und Grauſamkeit; „auch wurde ſie deswegen allgemein und „außerordentlich geliebt.“ — Mit einem ſolchen Herzen konnte viel Leichtſinn und Hang zum Vergnügen verbunden ſeyn, und eine junge Prinzeſſin, die außer ihrer Stiefmutter keine Perſon ihres Geſchlechtes in der ganzen Römiſchen Welt über ſich ſah, die in dieſer Größe aufgewachſen war, der alles ſchmeichelte, alles zu Gebot ſtand, — konnte in beydem nur zu leicht über die Grenzen der Klugheit und Anſtändigkeit ausſchweifen, nur zu leicht die Begriffe ihres Vaters von dem, was ſich für die Tochter des Auguſtus ſchicke, für allzu ſtreng halten, und ſich einbilden, daß der jungen Gemahlin des Agrippa mehr erlaubt ſey als der immer ernſthaften, immer auf ihrer Huth ſtehenden Julia Auguſta.

---

*) **Makrob.** Saturnal Geſpräche. B. II. Kap. 5.

Auguſt liebte ſeine einzige Tochter, wie ein Mann von ſeinem Charakter lieben kann, d. i. er liebte ſich ſelbſt in ihr. Sie war in ihrer Kindheit ziemlich ſtreng erzogen worden, und er ſah vermuthlich, daß es, nachdem ſie unter die Gewalt und Aufſicht des Agrippa gekommen war, nöthig ſey, einen ſolchen Charakter mit Nachſicht zu behandeln, und daß ihr Gemahl nicht ſo unrecht habe, ihr mehr Freyheit zu laſſen, als die bedenkliche Livia vermuthlich bey Gelegenheit gut heißen mochte. Es iſt ganz wahrſcheinlich, daß er, ſo lange Agrippa lebte, über dieſen Punct mehr ſeiner eigenen Neigung und den weiſen Maximen ſeines Schwiegerſohns Gehör gab. Er betrachtete das, was an der Aufführung ſeiner Tochter die Miene von Leichtfertigkeit und Ausſchweifung hatte, als die Wirkung eines leichten fröhlichen Gemüthes, das ſich ſeiner muntern Laune und Lebhaftigkeit arglos überlaſſe *),

---

*) Makrob. am angef. Orte. „Auguſt pflegte zu ſagen: er habe zwey Töchter, die mit vieler Schonung behandelt ſeyn wollten, die Republik und ſeine Julia.“

unbekümmert wie ihr dieſe Freyheiten, die in ihren eigenen Augen unſchuldig waren, von andern würden ausgedeutet werden: und vermuthlich ſah er Julien, ſo lange er ſo von ihr dachte, in dem Lichte, worin er ſie immer hätte ſehen ſollen.

Indeſſen iſt gewiß, daß Auguſtus das Wohlgefallen an ſeiner Tochter nie hatte, welches er an ihr gefunden haben würde, wenn ihre flüchtige Sinnesart und Cokketterie (um die Sache mit ihrem rechten Nahmen zu nennen) ihr erlaubt hätte ſich mehr nach dem Sinne ihres Vaters zu bequemen. Sie war nie völlig ſo, wie die Tochter Auguſts, ſeinen Begriffen nach, ſeyn ſollte; und der Contraſt, den ſie in ihrem Aeußerlichen und in ihrer ganzen Art zu leben mit der prüden Livia machte, war ihr in ſeinen Augen immer nachtheilig. Seit dem er unter dem geheiligten Namen Auguſtus die Römiſche Welt allein beherrſchte, hatte er (aus Beweggründen, die nicht hierher gehören) nichts angelegeners, als das Andenken der abſcheulichen Zeiten des Triumvirats auszulöſchen, und die Römer, denen er den ganzen äußerlichen Prunk der Republik wieder gegeben hatte, mit einer ſo groſen Mäſſigung und Beſcheidenheit zu beherrſchen, daß ſie nicht gewahr werden ſollten, daß ſie einen Herren hätten. Schon damahls als das Reich noch zwiſchen ihm und Antonius getheilt war, affectirte er, in Abſicht auf ſeine Perſon und Lebensweiſe, der völlige Antipode von ſeinem Nebenbuhler um die Alleinherrſchaft zu ſeyn; und dieſe Art zu leben wurde ihm in der Folge, da er ſich ſo wohl dabey befand, endlich zur andern Natur. Er war als das Oberhaupt des Staats, als der Mann in welchem das Vertrauen der Römer, die Politik ſeiner Miniſter, und das Glück des Cäſariſchen Hauſes alle Zweige der höchſten Gewalt vereinigt hatten, der ununiſchränkteſte Monarch: in ſeinem Hauſe und in ſeinem Privatleben hingegen affectirte er, vor dem geringſten Senator nichts voraus zu haben. Und ſo wie er ſich ſelbſt nichts zu erlauben ſchien, das als ein Eingriff in die Geſetze, oder eine Beleidigung der guten Sitten, die er ſich die Miene gab wieder herſtellen zu wollen, ausgelegt werden konnte: ſo wollte er auch, daß ſeine ganze Familie, ſeine Gemahlin, ſeine Tochter, und ihre Kinder, die er adoptirt hatte, in allen Stücken untadelich ſeyn, als lauter Muſter aller Vollkommenheiten und Tugenden hervorglänzen, und um dieſer hohen perſönlichen Vorzüge willen von jedermann des erhabenen Gipfels, worauf das Glück ſie geſtellt, würdig geachtet werden ſollten.

Es fehlte viel, daß ſeine Julia ihm dieſe Zufriedenheit gegeben hätte; und wiewohl er vielleicht viele Jahre lang nichts ſchlimmeres von ihr erfuhr, als was er ſelbſt an ihr zu tadeln fand: ſo war es doch, weil ſie über dieſe Puncte unverbeſſerlich blieb, mehr als genug, um der ganzen Maſchinerie, wodurch ihre Feinde endlich ihren Fall bewirkten, in ſeinem Gemüthe zur Unterſtützung zu dienen.

Julia erſchien einſt in einem etwas freyen Anzuge vor ihrem Vater *). Sie

---

*) Makrobius, aus welchem dieſe Anekdote genommen iſt, bedient ſich in ſeiner Sprache des Ausdrucks: *licentiore habitu*, den ich wörtlich überſetzt habe. Der Verf. der Memoires de la Cour d'Auguſte,

bemerkte ſein Mißfallen darüber, wiewohl er nichts ſagte. Den folgenden Tag beſuchte ſie ihn in einer andern anſtändi-

der ſich gegen Julia alles für erlaubt hält, überſetzt dieſe Worte: vetue d'une robe d'etoffe des Indes ſi transparente, qu' Auguſte en fut choqué. Wer wird glauben, daß Julia in einem durchſichtigen Habit vor ihrem Vater erſchienen ſey? Funfzig Jahre ſpäter wirft zwar Seneca eine ſo ausſchweifende Unverſchämtheit den Römiſchen Damen vor: aber zu Auguſts Zeiten waren die Sitten noch anſtändiger. Doch dieſer romanhafte Geſchichtſchreiber, der aus der armen Julia einen „Schandfleck ihres Geſchlechtes“ machen wollte, konnte ja wohl nicht weniger thun als ſie im Coſtum einer — ihrem Vater unter die Augen treten zu laſſen! — Wie kommt doch in allen Dingen auf ein Bißchen mehr oder weniger an! Man kann es nicht zu oft erinnern.

gern Kleidung, und umarmte ihn mit einer eben ſo ernſthaften Miene, als diejenige, womit er ſie empfing, heiter war. So, ſagte Auguſt, gefällſt du mir! Dies iſt ein Anzug der ſich für Auguſts Tochter ſchickt! — Geſtern, erwiederte Julia, hatte ich mich für meinen Mann geputzt, heute für meinen Vater.

Livia und Julia waren einſt beyde bey einem Gladiator-Spiel erſchienen. Sie zogen die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, und man machte die Bemerkung, was für ein Unterſchied in ihrem Gefolge ſey. Livia hatte lauter ehrwürdige gravitätiſche Männer um ſich, da hingegen Julia von einem Schwarm junger Herren, wovon die meiſten für ziemlich ausſchweifend paſſierten, umdrängt war. Auguſt ſchrieb in ſeine Schreibtafel, „ſie möchte ſehen, welch ein Unterſchied zwiſchen den zwey erſten Frauen in Rom wäre“ und ſchickte ſie ihr zu: Julia ſchickte ſie ihm ſogleich wieder mit der darunter geſchriebenen Antwort zurück: Mit der Zeit werden wir auch alt werden.

Ich bitte zu bemerken, daß die ehrwürdigen alten Herren um Livia, eben ſo wenig für die Keuſchheit dieſer Dame, als die jungen Stutzer und Schwärmer um Julien, gegen die letztere beweiſen. Alles was ſich daraus folgern läßt, iſt: daß Livia die gehörige Rückſicht auf das Schickliche und Anſtändige nahm, Julia hingegen ſich der Fröhlichkeit eines leichten Jugendſinnes überließ, gern einen bunten Schwarm von Verehrern um ſich herum gaukeln hatte, und das alles ſo natürlich fand, daß ihr vermuthlich gar nicht einfiel, wie man ſo etwas übel deuten könne. Indeſſen ſind dieſe zwey Anekdoten hinlänglich, uns zu zeigen, daß Auguſt und ſeine Tochter über dieſe Puncte niemahls gleiches Sinnes werden konnten.

Der Tod des Agrippa, welcher im J. R. 742. erfolgte, brachte in Juliens Umſtänden eine Veränderung hervor, die durch ihre eigene Unbeſonnenheiten, und den tief angelegten Plan einer Stiefmutter, deren Ehrgeitz vor keinem geheimen Verbrechen zitterte, zu ihrem Verderben ausſchlug.

Es war einer von Auguſts angelegenſten Wünſchen, die Oberherrſchaft über die Römiſche Welt in ſeiner Familie zu erhalten. Da er ſelbſt keinen Sohn hatte, ſo hatte er die beyden Söhne ſeiner Tochter vom Agrippa, Cajus und Lucius, ſchon bey Lebzeiten ihres Vaters, in die Cäſariſche Familie verſetzt und zu ſeinen eigenen gemacht. Beyde wurden als ſeine künftigen Erben und Nachfolger betrachtet; aber ſie waren noch Kinder, und Auguſtus, der nicht ohne einen Regierungs-Gehülfen, deſſen Intereſſe ſo enge als möglich mit dem ſeinigen verbunden wäre leben konnte, fand dazu keinen geſchicktern als den ältern Sohn ſeiner Gemahlin Livia, Tiberius Nero, der damahls in ſeinem zwey und dreißigſten Jahre, durch das angebohrne Talent, den abſcheulichſten Charakter, den vielleicht die ganze Geſchichte kennt, unter einer impoſanten Außenſeite zu verbergen, Mittel gefunden hatte ſeinem Stiefvater eine große Meynung von ſeinen Fähigkeiten, und der Welt von ſeiner Klugheit und Mäßigung, und von der Untadelhaftigkeit ſeiner Sitten beyzubringen.

Wenn in einer Sache, die ihrer Natur nach keine Gewißheit zuläßt, jemahls etwas höchſt wahrſcheinlich geweſen iſt, ſo iſt es dieſes: daß der Plan, ihren geliebten Sohn Tiberius zum Nachfolger Auguſts zu machen, ſchon damahls tief in der Seele der ehrgeizigen Livia lag. Eine grenzenloſe Ambition und Regierſucht war ein Hauptzug des Charakters der Mutter und des Sohnes. Aber ſie hatten es mit einem, bey aller ſeiner Schwäche, äußerſt feinen, mißtrauiſchen und auf ſeine höchſte Autorität unendlich eiferſüchtigen Manne zu thun. So wenig Auguſt merken durfte, daß er von Livien regieret werde, ſo wenig durfte auch nur der Schatten eines Argwohns in ihm aufſteigen, daß Sie oder ihr Sohn ſich einfallen laſſen könnten, die natürlichen Erben Auguſts, die Söhne ſeiner einzigen und ſelbſt mit allen ihren Fehlern geliebten Tochter, von der Succeſſion verdrängen zu wollen. Es mußte alſo lange unter Grund gearbeitet werden, alles, was einen ſo großen, ſo unwahrſcheinlichen, aber der Mutter und dem Sohne ſo angelegenen Ausgang der Sachen von ferne vorbereiten und nach und nach unvermerkt herbey bringen konnte, mußte lange zuvor, auf die natürlichſte und unverdächtigſte Art eingeleitet worden ſeyn; und ſowohl der Plan ſelbſt, als ſeine Räder und Springfedern, mußten ſo geheim angelegt ſeyn, daß Auguſtus, wenn er ſich endlich genöthigt ſehen würde, den Sohn der Livia zu ſeinem Erben zu ernennen, bloß dem Schickſal nachzugeben glauben, und ſich noch glücklich ſchätzen müßte, den einzigen Mann in ihm zu finden, der den erſten Platz in der Welt an ſeiner Statt mit Würde zu behaupten fähig wäre.

Der erſte Schritt zur Realiſirung dieſes großen Entwurfs war die Vermählung des Tiberius mit der jungen Wittwe des Agrippa: eine Verbindung, die, ohne dem Rechte der jungen Cäſarn nachtheilig zu ſeyn, den Tiberius auf das engeſte mit Auguſt und ſeiner Familie verkettete, ihm Gelegenheiten gab, ſeine Talente immer mehr zu ſeinem Vortheil ſchimmern zu laſſen, und ein Mittel wurde, das Herz des alternden, immer ſtrenger, mürriſcher und mißtrauiſcher werdenden Auguſtus, unvermerkt, und auf eine Art, daß die Schuld alles Mißvergnügens allein auf Julien fiel, immer mehr von der letztern abzuwenden.

Es iſt kein Zweifel, daß die Juno Livia bey Stiftung dieſer unglücklichen Heirath ſo fein zu Werke ging, daß Auguſtus glauben mochte, er habe dieſen Gedanken ſelbſt gehabt, und — indem er ſich dadurch der Treue und Anhänglichkeit eines jungen Mannes, den er geneigter war zu fürchten als zu lieben, zu verſichern glaubte, — ſich ſchmeichelte, eine ſehr ſtaatskluge Maßregel genommen zu haben. Wie es aber auch damit war, ſo viel iſt gewiß, daß Juliens Neigung bey dieſer dritten politiſchen Vermählung weniger als jemahls zu Rathe gezogen wurde.

Das Vorgeben der Romanſchreiber, als ob ſie den Tiberius ſchon bey Lebzeiten des Agrippa geliebt, oder wenigſtens in ihr Netz zu ziehen geſucht habe, gründet ſich zwar auf eine nichts beweiſende Stelle im Sueton *), verdient aber, bey näherer Beleuchtung, keine Aufmerkſamkeit. Nie ſind wohl zwey Perſonen in der Welt geweſen, die einander vermöge einer natürlichen Antipathie in einem höhern Grade zuwider ſeyn mußten, als die leichtſinnige, argloſe und allen ihren Phantaſien in der Fröhlichkeit ihres Herzens ſich überlaſſende Julia, und der finſtere, in ſich ſelbſt verſchloſſene, gravitätiſche, die behutſamſte Weisheit und

---

*) S. deſſen Tiberius, Kap. 7.

Moralität in ſeinem Betragen affectierende Heuchler Tiberius. Suetonius und Dion Caſſius ſtimmen überein, daß er ſich nur mit der größten Mühe entſchloſſen habe, ſeine Gemahlin Agrippina der Verbindung mit der Tochter Auguſts aufzuopfern. Allein, wer den Charakter des Tiberius mit einiger Aufmerkſamkeit erwogen hat, wird ſich leicht mit mir überzeugen, daß dieſe Grimaſſen des abſcheulichen Menſchen bloß die Abſicht hatten, dem Auguſt Staub in die Augen zu werfen, und ihn glauben zu machen, als ob er dem tugendhaften und von allen ehrgeitzigen Wünſchen weit entfernten Tiberius für das Opfer ſeiner ehlichen Zärtlichkeit zu Agrippinen noch große Verbindlichkeiten ſchuldig ſey. Ganz gewiß koſtete dieſes Opfer dem gefühlloſen Menſchen ſehr wenig; ganz gewiß war damahls nichts was ſeinem Ehrgeiz mehr ſchmeichelte, als ſich an den Platz eines Agrippa erhoben zu ſehen: aber er haßte oder liebte Julien darum weder mehr noch weniger; und wenn er (wie natürlich, und von einem Menſchen, deſſen ganzes Leben eine immerwährende Verſtellung war, nicht anders zu erwarten iſt) ſich ſtellte, als ob er, auf ſeiner Seite, alle Pflichten, die ihm dieſe neue Verbindung auflegte, aufs pünctlichſte zu erfüllen gedenke, ſo hätte ſich doch Suetonius dadurch nicht verleiten laſſen ſollen zu ſagen: er habe anfänglich mit Julien einträchtig und in wechſelſeitiger Liebe gelebt; denn man muß nichts ungereimtes ſagen. Es war eben ſo unmöglich, daß Julia den Tiberius hätte lieben ſollen, als daß Tiberius irgend etwas hätte lieben können. Indeſſen iſt leicht zu glauben, daß beyde eine Zeit lang den äußerlichen Wohlſtand gegen einander beobachtet haben werden; und dies iſt bey Perſonen von ihrem Rang alles was man gewöhnlich zu verlangen pflegt.

Wäre Auguſtus nicht von Livien, wie durch den Zauber eines unwiderſtehlichen Talismans, beherrſcht worden; hätte er bey der Wahl eines dritten Schwiegerſohnes ſich, anſtatt durch den Einfluß dieſes Ulyſſes im langen Rocke (wie ſie ihr eigener Urenkel Caligula nannte) vielmehr durch die Neigung ſeiner Tochter, ja durch ſeine eigene leiten laſſen: ſo würde er vielleicht den Sohn des Triumvir Antonius, Julus Antonius, der vor allen andern jungen Römern von der erſten Claſſe ſeine Hoffnungen bis zu der Tochter Auguſts zu erheben berechtigt war, jedem andern vorgezogen haben. Er ſelbſt hatte dieſen jungen Mann, der an Geburt, Reichthum und perſönlichen Vollkommenheiten wenige ſeines Gleichen ſah, um ſich, ſo zu ſagen, in ihm mit dem Schatten ſeines Vaters auszuſöhnen, mit Beweiſen ſeiner Huld überhäuft; und Julia hatte ſchon ſeit einigen Jahren eine Neigung zu ihm gefaßt, die ſich endlich in Leidenſchaft verwandelte und beyden verderblich wurde. Warum wurde nun auf Juliens eigene Wünſche gar keine Rückſicht genommen? Warum mußte ſie ſich, auch als die Wittwe des Agrippa und die Mutter zweyer junger Cäſarn, noch immer wie einen bloßen Handlungsartikel des Cäſariſchen Hauſes tractiren laſſen? Warum einem Menſchen aufgedrungen werden, den ſie verabſcheute, und der, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſchon am Vermählungstage mit Anſchlägen umging, wie er ſie zu Grunde richten wollte? Würde wohl, wenn Scribonia ihren Platz der ehrgeizigen Livia nicht hätte abtreten müſſen, jemahls nur die Rede von Tiberius geweſen ſeyn? Und iſt es billig, der unglücklichen Julia daraus, daß ſie ein Herz hatte, das ſich den grenzenloſen Entwürfen der Neronen nicht aufopfern laſſen wollte, ein ſo großes Verbrechen zu machen?

Man kann ſich bey einem ſo falſchen und ſchlauen Menſchen wie Tiberius darauf verlaſſen, daß er es nicht war, der jemahls gegen Auguſtus Klagen über ſeine Tochter führte: aber man darf es ihm auch zutrauen, daß er die Kunſt beſaß, einer Frau von Juliens Lebhaftigkeit und Leichtſinn, mit allem kalten Blute von der Welt, tauſend Mortificationen zu geben, die nur von ihr bemerkt und gefühlt wurden; und daß es ihm in wenig Jahren glückte, ſich ſo ſehr von ihr verabſcheuen zu machen als er nur wünſchen konnte. Aber, was für ſie das ſchlimmſte war, mit einem Manne von dieſem Charakter mußte eine Frau von dem ihrigen in den Augen der Welt immer Unrecht haben.

Tiberius beklagte ſich noch immer nicht; aber, ehe man ſichs verſah, bath er ſich von Auguſt, abweſend (damit es zu keiner nähern Explication kommen könnte) die Erlaubniß aus, ſich nach Rhodus retirieren zu dürfen; ein Schritt, der den Auguſt, wiewohl er ihm ſeine

Bitte zugeſtand, eben ſo ſehr befremdete, als er das ganze Römiſche Publikum intrigierte, die wahre Urſache davon zu errathen. Einige ſchrieben es auf Rechnung ſeiner Staatsklugheit: er wollte, ſagten ſie, den jungen Cäſarn, Juliens Söhnen — die nun die Jünglingsjahre angetreten hatten, zu Fürſten der Jugend erklärt und zu Conſuln deſigniert worden waren, kurz als Söhne und präſumtive Nachfolger Auguſts eine öffentliche Rolle zu ſpielen anfingen, und von den Römern bis zur Ausſchweifung geliebt wurden — aus dem Wege gehen, und der ganzen Welt zeigen, wie entfernt er von dem Gedanken ſey, ſich des Anſehens ſeiner Mutter und ſeiner eigenen bisherigen Vielvermögenheit und Wichtigkeit im Staate zum Nachtheile der Enkel ſeines Stiefvaters überheben zu wollen. Andere ſetzten den geheimen Beweggrund hinzu, Auguſt ſelbſt habe ihn merken laſſen, er würde es gerne ſehen, wenn er ſich von Rom entfernte. Noch andere glaubten, Tiberius habe dadurch ſein Mißvergnügen, daß er nicht auch in die Familie der Cäſarn aufgenommen worden, zu erkennen geben wollen. Endlich fehlte es auch nicht an ſolchen, die keinen andern Beweggrund dieſer plötzlichen Entfernung von den Geſchäften und von Rom ſahen, als daß ihm Julia und ihr Betragen gegen ihn unausſtehlich geworden ſey. Selbſt der tief ſehende Tacitus will keinen andern zulaſſen; ſo wahrſcheinlich es auch immer iſt, daß ein ſo argwöhniſcher Mann als Tiberius, an Auguſtus, deſſen Zuneigung zu ſeinen Enkeln damahls in ihrer größten Lebhaftigkeit war, einige Veränderungen zu bemerken glauben mochte, die es rathſam machten, ſich ſo lange zurück zu ziehen, bis man ſeine Abweſenheit fühlen und ſelbſt wieder nach ihm verlangen würde. Aber die Urſache, die in ſeinem und ſeiner würdigen Mutter Herzen am allertiefſten lag, war wohl dieſe: daß die Zeit nun immer näher kam, wo die Mine, die man der unglücklichen Julia grub, ſpringen ſollte; und daß die Gegenwart des Tiberius, aus mehr als Einem Grunde, dabey unſchicklich geweſen wäre.

Ich habe, da es meine Abſicht nicht iſt, Julien für unſchuldiger auszugeben als ſie war, ſchon ſo viel von der Flüchtigkeit ihrer Sinnesart und der Lebhaftigkeit ihrer Leidenſchaften geſagt, daß man nichts natürlicher finden wird, als daß ſie ihren Liebeshandel mit dem Sohne des Antonius nicht vorſichtig genug getrieben haben werde, um der Nachrede nicht ſo viel Stoff zu geben, als ihre geheime Feindin nur immer wünſchen konnte. Julia, die ſich nur zu oft erinnerte, daß ſie Auguſts Tochter war, that ſich in ihrer Lebensweiſe um ſo weniger Zwang an, da ſie ſich ſchon ſeit geraumer Zeit alles nähern Umgangs mit ihrem Gemahl entſchlagen hatte, und aus ihrem Abſcheu gegen ihn kein Geheimniß machte. Wie weit ſie in dieſer Freyheit gegangen ſey, läßt ſich, da die alten Autoren, die von ihr ſprechen, ſich alle nur in mehr oder weniger ſtarken allgemeinen Redensarten ausdrücken, mit keiner Zuverläſſigkeit beſtimmen. Ich begnüge mich alſo nur zu ſagen: daß, wenn auch ihre ganze Schuld in bloßen Unbeſonnenheiten beſtanden hätte, ihre Feinde doch, nach der Art und Weiſe wie ihr der Proceß gemacht wurde, eben ſo leicht die ſchändlichſten Verbrechen daraus hätten machen können. Wäre dieſer Proceß vor dem ordentlichen Richter geſetzmäßig geführt worden, ſo würde vermuthlich eine Sache, wobey die Ehre des erhabenſten

Hauſes der damahligen Welt ſo unmittelbar betroffen war, von den Geſchichtſchreibern für wichtig genug gehalten worden ſeyn, in einer umſtändlichen und genugthuenden Erzählung auf die Nachwelt gebracht zu werden. Aber die Sache wurde ſo ſummariſch oder vielmehr ſo tumultuariſch behandelt, daß bis auf den heutigen Tag niemand mit Gewißheit ſagen kann, ob auch nur ein einziges Verbrechen, das eines ſolchen Lerms und ſolcher Strafen würdig geweſen wäre, auf Julien und ihre Mitſchuldigen hinlänglich erwieſen worden ſey.

Das Ungewitter brach im Jahr 752 über ſie aus. „Auguſtus,“ (ſo erzählt uns Dion Caſſius dieſen Handel im zehnten Abſchnitt des 55ſten Buchs ſeiner Geſchichte) „der zwar ſchon zuvor „vermuthete, daß ſeine Tochter nicht „ordentlich lebe, es aber doch immer „nicht glauben wollte, — erfuhr, daß ſie „in der Ungebundenheit ſo weit gegangen ſey, ſogar das Forum und die „Roſtra zum Schauplatz nächtlicher „Schmäuſe und Gelage zu machen, „und gerieth darüber in den heftigſten „Zorn.“ — Und wer war denn wohl in ganz Rom der- oder diejenige, die ſich hätte einfallen laſſen, um eines an ſich ſo wenig bedeutenden Exceſſes willen; die ſo allgemein geliebte Tochter Auguſts, die Mutter der jungen Cäſarn, die vom Volke beynahe angebetet wurden, bey ihrem Vater ſo heftig zu verklagen, — wenn es nicht die weiſe und tugendhafte Stiefmutter Livia war, die am beſten wußte, wo man den alten Herren berühren mußte um ihn ſchreyen zu machen, wie äußerſt empfindlich er über den Punct des Wohlſtandes und der Würde ſeines Hauſes war, und wie wenig er es ertragen konnte, daß eine Perſon, die ihn ſo nahe anging, ſich unziemliche Freyheiten gegen gute Zucht und Ordnung herausnehmen ſollte? Wer anders als Livia hätte eine ſolche Angabe wagen dürfen? Wer hatte ein ſo großes Intereſſe, Julien aus dem Herzen ihres Vaters zu vertilgen? Wer hatte das Herz dieſes in ſeinen Leidenſchaften ſo unmäßigen Mannes mehr in ſeiner Gewalt, als Livia? Und wer ſonſt als Livia konnte, ſeitdem kein Agrippa, kein Mäcenas mehr lebte, der ihn bald wieder zu ſich ſelbſt und auf die einzige Maßnehmung, die in dieſem Falle ſchicklich war, gebracht haben würde, ſich ſicherer verſprechen, ihn in der erſten Hitze zu Schritten treiben zu können, die er, wenn er ſie auch lebenslänglich bereuen würde, doch nie, ohne ſich ſelbſt zu entehren, zurück machen könnte?

Eine Frau, deren erſte Triebfeder die Herrſchſucht iſt, iſt eines jeden Verbrechens fähig. Zwiſchen Livien und dem Thron der Welt war niemand mehr als Julia und ihre Söhne. Auguſt hatte bereits über ſechzig Jahre, und verſprach kein ſo hohes Alter als er wirklich erreichte. Livia, die über ihren Sohn alles zu vermögen und durch ihn zu herrſchen hoffte, hatte hingegen gutes Vertrauen zu ihrem Genius, noch eine lange Reihe von Jahren als Julia Augusta die Welt regieren zu helfen. Aber da ſtand ihr eine andere, ſo viel jüngere Julia im Wege, die ein unbeſtrittenes Recht hatte, ſobald Auguſten etwas Menſchliches begegnete, mit ihrem Sohne Cajus Cäſar den erhabenen Platz einzunehmen, den jene ſich ſelbſt und ihrem geliebten Tiberius ſo anſtändig fand? Dieſe fatale Julia mußte alſo aus ihrem Wege geſchafft, mußte bey Auguſten, beym Senat, beym Volke, bey der ganzen Römiſchen Welt ſo arg angeſchwärzt, ſo unwiederbringlich beſchimpft und entehrt werden, daß künftig gar nicht mehr die Rede von ihr ſeyn könne. Es war keine Zeit dazu zu verlieren. Man ergriff alſo die erſte Gelegenheit eines ziemlich öffentlichen Scandals, welches Julia und der muthwillige Hof, den ſie (wie es ſcheint) um ſich zu haben pflegte, durch eine, vermuthlich aus irgend einer beſondern Veranlaſſung vorgenommene nächtliche Schwärmerey, der ganzen Stadt gegeben hatte. Ich überlaſſe es meinen Leſerinnen ſelbſt, ſich die Miene, die Gebehrden, den beſtürzten Ton, die ſtockenden Vorreden, die heuchleriſchen Weigerungen — einen Gemahl, einen Vater mit ſo ſchrecklichen Entdeckungen von den Schandthaten ſeiner einzigen unwürdigen Tochter nicht ums Leben bringen zu wollen, — kurz, alle die Kunſtgriffe ſich vorzuſtellen, deren eine Livia fähig iſt, um ſich in den Augenblicken ſelbſt, wo ſie dem Gemahl und der Tochter den giftigſten Dolch im Herzen umkehrt, die Miene einer zärtlichen Gattin und Mutter zu geben, die unglückliche Beklagte durch die Art ſie zu entſchuldigen, noch ſchuldiger ſcheinen zu machen, und den aufgebrachten Richter, ſelbſt indem man ihn zu beſänftigen ſucht, noch mehr aufzubringen. Alles was ſeit zwanzig Jahren her gegen Julien geſammelt worden war, alle Blößen, die ſie durch ihre Unvorſichtigkeit gegeben hatte, alles was in ihrem Betragen zweydeutig, an ihrem Putze zu kokett, in ihren Manieren oder Reden zu frey war, ihre Vertraulichkeit mit jungen Mannsleuten, denen man über einen gewiſſen Punct alles zutrauen konnte, ihre wahren, oder vermutheten, oder nur angeſchuldeten Liebeshändel mit einem Sempronius Gracchus, einem Julus Antonius, einem Criſpinus, Appius Claudius, Scipio, u. ſ. w. alles wurde in das verhaßteſte Licht geſtellt, alles geltend gemacht, das Abſcheuliche des öffentlichen Unfugs, der das Fundament der Klage ausmachte, zu erhöhen. Auguſt erſtaunte, wie es möglich geweſen ſey, daß die väterliche Liebe ihn ſo lange bey offnen Augen habe verblenden können; er gerieth in die heftigſte Wuth, faßte die raſcheſten Entſchlüſſe — aber er hatte noch nicht das ärgſte gehört. Die für ſein theures Leben ſo zärtlich beſorgte Livia ſparte ihm noch eine ſchrecklichere Entdeckung auf. „Das „geheime Verſtändniß ſeiner unwürdigen

„Tochter mit ſeinem undankbaren Günſtling Julus Antonius hatte, aller Wahrſcheinlichkeit nach, oder vielmehr nur „allzu gewiß, tiefere, abſcheulichere Abſichten. Von einem Weibe, das ſchon „längſt alle Scham abgeſchworen hatte, „von einem jungen Ehrſüchtigen, in „deſſen Adern das wilde Blut des Antonius und der Fulvia ſchäumte, konnte, „mußte man das ärgſte erwarten. Ein „abſcheuliches Complot gegen den Auguſtus ſelbſt – ihre Zunge erſtarrte es „auszuſprechen — aber man hatte die „ſtärkſten Anzeigen — nur nicht gar redende Beweiſe — es war keine Zeit „zu verlieren — man mußte ſich der „Schuldigen unverzüglich bemächtigen, „und einer ſo gefährlichen Schlange wie „Julia, einem beym Volke ſo beliebten „Mitſchuldigen wie Julus Antonius, „keine Zeit laſſen ſich in Verfaſſung zu „ſetzen.“

Man wird mich fragen: welcher Gott oder Genius mir dieſe geheime Scene zwiſchen Livien und Auguſt geoffenbart habe? Ich geſtehe gerne, daß weder der ſchändliche Schmeichler des Tiberius und der Livia, **Paterculus**, — noch **Suetonius**, der dieſe ganze, doch wahrlich nicht triviale Kataſtrophe der Familie Cäſars nur in wenigen Zeilen berührt, und von Julus Antonius gar nichts ſagt, noch Tacitus, der eben ſo wenig von dem letztern weiß — noch Dion, der noch kürzer iſt, am glimpflichſten von Julien ſpricht, und von dem Complot (wovon der Verfaſſer der Memoires de la Cour d' Auguſte als von einem ausgemachten hiſtoriſchen Factum ſo viele Worte macht) nichts weiter ſagt, als daß es ihm habe zur Laſt gelegt werden wollen — keiner von dieſen allen hat ſich auch nur einfallen laſſen, die Diva Julia Auguſta in dieſe Tragödie als eine handelnde Perſon einzumiſchen. Aber in Sachen dieſer Art kenne ich keinen beſſern Genius, um uns auf die Spur der Wahrheit zu bringen, als denjenigen, der uns fähig macht, uns, nach Vergleichung aller gegebenen Umſtände, ſo lebendig als möglich in die Entſtehung einer Begebenheit, und in den Geiſt, den Charakter und das Intereſſe der handelnden Perſonen hinein zu denken, und, wo die Geſchichtſchreiber uns im Dunkeln laſſen oder verwirren, im Reiche der Wahrſcheinlichkeiten die Bedingungen aufzuſuchen, unter welchen ſich eine geſchehene Sache am deutlichſten begreifen läßt. Von Julien läßt ſich alles glauben, wozu flüchtiges Blut, leichter Sinn, ein warmes Temperament und ein Ueberfluß an Geſundheit eine junge Perſon von hohem Stande, guter Erziehung und glänzenden Glücksumſtänden bringen können: aber ſolche Abſcheulichkeiten, wie ihr von ihrem Vater in ſeiner Anzeige an den Senat Schuld gegeben wurden *), ſind nur alsdann zu glauben, wenn ſie aufs ſchärfſte bewieſen worden ſind. Aber wer von einer Frau, die für ihre eigene und ihres Sohnes Ambition alles zu unternehmen fähig war, einer Frau, die man in ſehr wahrſcheinlichem Verdachte hatte, den Tod des Marcellus, des jungen Cäſarn und zuletzt des Auguſtus ſelbſt befördert und beſchleuniget zu haben, um dem Ungeheuer, womit ſie die Welt beläſtigt hatte, den Weg zur Regierung zu öffnen — Wer von einer ſolchen Frau vermuthet, daß ſie auch Julien und ihre Freunde ihrem herrſchſüchtigen Plane aufgeopfert habe, zumahl wenn ſich das Geſchehene ohne dieſe Vorausſetzung kaum als möglich denken läßt, — der kann ſchwerlich beſchuldiget werden, daß er ſeiner Einbildungskraft mehr erlaube als billig iſt. Warum, wenn Livia nicht die geheime und erſte Bewegerin aller dieſer tragiſchen Begebenheiten war, warum wurde alles ſo übereilt und unförmlich betrieben? Warum wurde nicht Sorge getragen, daß Welt und Nachwelt ſich von der Gerechtigkeit eines ſo ſtrengen Verfahrens gegen die Beſchuldigten überzeugen könne? Warum war Auguſtus Richter in ſeiner eigenen Sache? Und warum wurde Julus Antonius ſo eilfertig und in geheim aus der Welt geſchafft?

---

*) Sie ſind ſo, daß ſie ſich nur auf Lateiniſch ſagen laſſen: „*Admiſſos gregatim adulteros*, pererratam nocturnis commeſſationibus civitatem, forum ipſum ac roſtra *in ſtupra* placuiſſe, quotidianum *ad Marſyam* concurſum, cum ex adultera *in quaeſtuariam* verſa, *jus omnis licentiae ſub ignoto adultero peteret*. *Seneca* de Benefic. VI. 32.

Man kann ſich vorſtellen, was für eine Wirkung es im Senat machen mußte, als ein Quäſtor in voller Verſammlung ein Notificationsſchreiben des Imperators ablas, worin dieſer dem Senat mit der Beredſamkeit eines wüthenden Zorns alle die Schändlichkeiten ſeiner Tochter entdeckte, die ich in der Note aus dem Seneca angeführt habe, und vermuthlich auch zugleich anzeigte, wie er dieſe Unthaten an ihr und ihren Mitſchuldigen zu beſtrafen für gut befunden habe — (denn, daß in dieſer ganzen Sache geſetz- und ordnungsmäßig verfahren worden ſey, davon findet ſich nirgends keine Spur.) — Was mußten ſie von ihrem beynahe in ſeinem Leben ſchon vergötterten Auguſtus denken, der, ohne alle Noth und gegen allen Menſchenſinn, die Schande ſeines eigenen Hauſes, wovon man, wenn ſie auch bekannt geweſen wäre, kaum zu murmeln ſich erkühnt hätte, eigenhändig und ſchriftlich dem Römiſchen Senat und dem ganzen Erdkreiſe kund und zu wiſſen that? Ohne Zweifel erkannte ein jeder in dieſem unnatürlichen Verfahren die ſchwere Hand einer Stiefmutter, die dem Hauſe Cäſars Verderben drohte:

aber ſo gebrochen war ſchon in dieſen Zeiten der ehmahlige Römiſche Geiſt, daß es niemand wagte, ſich durch eine Vorbitte verdächtig zu machen, geſchweige gegen das Verfahren ſelbſt etwas einzuwenden.

Julia wurde in die kleine Inſel Pandataria (jezt Santa Maria) ohnweit Iſchia, verbannt, und mit einer empörenden Härte behandelt. Der einzige Troſt, der ihr in dieſer grauſamen Verwandlung ihres Schickſals gegönnt wurde, war, daß es Scribonien erlaubt wurde, ihrer unglücklichen Tochter freywillig ins Elend zu folgen.

Nach einiger Zeit, ſagt Seneca, ließ ſichs Auguſtus nicht wenig gereuen, daß er in der erſten Hitze, ein brauſender Jüngling von — zwey und ſechzig Jahren, ſo weit gegangen, und deſſen, was er ſeiner Würde und der Ehre ſeines Hauſes ſchuldig war, ſo gröblich vergeſſen hatte; und da ſoll ihm ſogar die Ausrufung entfahren ſeyn: Von dem allem wäre mir nichts begegnet, wenn Agrippa oder Mäcenas noch lebten! — Livia war wohl nicht zugegen, wie er dieſe Worte von ſich hören ließ: aber ſie war zu gut bedient, als daß ſie ihr unbekannt geblieben ſeyn ſollten; und man kann ſich leicht vorſtellen, ob ſie irgend etwas vergeſſen haben werde, was den ohnehin von Natur grauſamen Alten, in der Partie, die er nun einmahl gegen ſeine Tochter ergriffen hatte, beſtärken konnte. Er blieb alſo ſelbſt gegen die dringenden Bitten des Volkes, um Juliens Zurückberufung um ſo unerbittlicher, je unangenehmer es der ſtolzen Livia ſeyn mußte, ihre verhaßte Rivalin ſo allgemein geliebt und ſo öffentlich bedauert zu ſehen. Alles was endlich von ihm zu erhalten war, (und auch dies erſt, nachdem er ſeine Tochter fünf Jahre lang in dem elenden Pandataria hatte ſchmachten laſſen) war, daß er ihr einen etwas erträglichern Aufenthalt zu Reggio anwies, ohne auf die immer bis zum Ungeſtüm wiederholten Bitten des Volkes, ihr gänzlich zu verzeihen und ſie nach Rom zurück zu berufen, eine andere Antwort zu geben, als daß er den Römern öffentlich ſolche Weiber und Töchter wünſchte.

Wenn noch ein Zweifel möglich wäre, daß Livia und ihr Sohn die geheimen Beweger der ganzen Maſchinerie, w durch Julia zu Grunde gerichtet wurde, waren, ſo müßte er verſchwinden, ſobald man hört, wie Tiberius ſich benahm, als die Nachricht nach Rhodus kam, was ſich mit ſeiner Gemahlin zugetragen habe, und daß ſeine Ehe mit ihr vom Auguſtus aus eigener Machtgewalt aufgelöſet worden ſey. Er ſtellte ſich, als ob er von allen dieſen Begebenheiten nicht die geringſte Ahndung gehabt habe, affectierte ſehr betrübt darüber zu ſeyn, und ermüdete den Auguſt beynahe mit den Vorbitten, die er in allen ſeinen Briefen für ſie einlegte. Wenigſtens, bath er, möchte er ihr doch alles laſſen, was er, Tiberius, ihr iemahls geſchenkt hätte, um doch ihr trauriges Schickſal in etwas zu erleichtern. Aber wie ernſt es ihm mit allen dieſen Grimaſſen geweſen ſey, bewies er, ſobald er nach Auguſts Tode zur Regierung kam. Der hartherzige Vater hatte der Unglücklichen eine kleine Penſion, wovon ſie nothdürftig leben konnte, ausgeworfen, die ihr, ſo lange er ſelbſt lebte, richtig bezahlt wurde. Tiberius Cäſar ließ es eine der erſten Handlungen ſeiner Regierung ſeyn, dieſe Penſion — einzuziehen; er nahm ihr überdies noch ein kleines Eigenthum, das ihr der Vater gelaſſen hatte, ſchloß ſie zu Reggio in ein Haus ein, woraus ihr kein Schritt zu thun erlaubt war, verbot allen Menſchen Umgang mit ihr zu haben, und ließ ſie in dieſen Umſtänden, nachdem er ſie durch die Ermordung ihres dritten Sohnes, Agrippa Poſthumus, ihrer letzten Hoffnung beraubt hatte, im Jahre 767 vor Elend und Mangel umkommen.

Die ſchönen Lehren, welche ſich *Leichtſinn* und *gutes Herz* aus dieſer Geſchichte ziehen können, machen ſich zu leicht von ſelbſt, als daß ich mich dabey aufhalten ſollte. Ich würde zufrieden ſeyn, wenn dieſer kleine Verſuch die Wirkung hätte, das Andenken Juliens von der Schande, womit es ſiebzehnhundert Jahre lang ſo unbilliger Weiſe belaſtet worden iſt, zu erleichtern, und einen Theil derſelben auf die erhabene Livia zu wälzen, die, mit aller ihrer Rechtfertigkeit, in den Augen aller guten Menſchen eine ganz andere Sünderin war als die ſchöne und unglückliche Julia.

Wieland.

Einige Züge
aus
dem Leben Catharina II.
Kaiſerin von Rußland.

Die Leſer dieſer Blätter haben in der Eliſabeth, Königin von England, den Charakter einer großen Frau aus der vergangenen Zeit bewundert. Eine eben ſo große Monarchin ſchmückt in unſern Tagen den Thron eines faſt unermeßlichen Reichs. Mit eben ſo vieler Weisheit, Güte und Geiſteskraft, als Eliſabeth, herrſcht Catharina II. über eine kaum zu überſehende Menge zum Theil ſehr roher Völker. Glücklich einſt derjenige Geſchichtſchreiber, der in dem Geiſt eines Gibbon oder Robertſon, Catharinens Geſchichte der unpartheyiſch forſchenden Nachwelt überliefern wird!

Sein Name wird um ſo mehr unſterblich bleiben, um ſo ſtrahlenvoller Catharinens Name in dem Tempel der Unſterblichkeit glänzen wird. Einem Zeitgenoſſen ſey es unterdeſſen erlaubt, einige Züge aus dem Leben dieſer großen Monarchin zu entwerfen, welchen man, wegen der großen Schwierigkeiten, womit die Schilderung einer noch lebenden großen Perſon verbunden iſt, mit Nachſicht aufnehmen und dem Gegenſtande derſelben die Bewunderung nicht verſagen wird.

Kaum war die Kaiſerin auf den Thron gelangt, als ſie einſah, daß die große Maſſe ihrer Länder viel zu wenig bevölkert wäre: deswegen lud dieſe eben ſo menſchenfreundliche als ſtaatskluge Fürſtin im Jahre 1763 alle Ausländer, welche in ihrem Vaterlande von der Laſt der Armuth oder von der Härte der Regierung gedrückt würden, ein, in ihr Land zu kommen, und unter dem Schutze ihres wohlthätigen Zepters darin zu leben. Von dieſer Einladung blieb niemand, von welcher Religion er auch ſeyn mochte, ausgeſchloſſen. Die Hoffnung eines ſanftern Schickſals bewog daher viele tauſend Deutſche (man ſetzt ihre Anzahl auf zwanzig tauſend) ſich in das Reich einer gebornen Deutſchen Fürſtin zu begeben, von deren Weisheit, Milde und Achtung gegen ihre gebornen Landesleute, ſie ſich ſo viel Gutes verſprechen konnten. Auch wurden ſie nicht getäuſcht. Sie fanden Wohnungen und den nöthigen Vorſchuß an Gelde, welchen ſie erſt nach Verlauf von zehen Jahren, ohne alles Intereſſe, wieder bezahlen durften. Dieſe Gründung neuer Kolonien gab die erſte Veranlaſſung, daß die weiſe Regentin ihren Unterthanen, ſo wie ganz Europa, zeigen konnte, daß allgemeine Duldung aller Religionspartheyen ein Hauptgrundſatz ihrer glorreichen Regierung ſeyn werde. Es konnte ihrem durchdringenden Geiſte nicht entgehen, wie weit Rußland, im Vergleich mit andern Ländern, in der Cultur ſowohl, als in den Wiſſenſchaften, noch zurück wäre: dieſem Mangel ſo viel möglich abzuhelfen war folglich ihre eifrigſte Sorgfalt. Sie errichtete Schulen und Seminarien, gab denen in Moſkau und Petersburg eine beſſere und zweckmäßigere Einrichtung, ſtiftete im Jahre 1764 die berühmte Akademie der Künſte zu St. Petersburg, und ſparte keine Koſten, theils Ausländer — von denen ich jetzt nur den großen Euler nenne — in ihr Land zu ziehen, theils die einmahl angeſtellten Lehrer fremde Länder bereiſen zu laſſen, um die zweckmäßigen Schulanſtalten der Ausländer zu unterſuchen, und in ihr Land zu verpflanzen.

Ohne weiſe Geſetze kann kein Volk glücklich ſeyn. Die Geſetze des Ruſſiſchen Reichs waren dürftig und unbeſtimmt. Der große Kaiſer Peter I. hatte den ſchönen Gedanken eines neuen Geſetzbuches nicht ausführen können, der Tod hatte ſeine ruhmvolle Laufbahn zu früh geſchloſſen! Die Ausführung dieſer glänzenden Unternehmung war alſo Catharinen II. vorbehalten! Sie beſtellte eine Commiſſion zu Moſkau, die aus Abgeſandten von allen Collegien und aus den Repräſentanten der verſchiedenen Provinzen des Reichs beſtand, damit ein Geſetzbuch geſchaffen würde, welches der einmüthigen Stimme des Volks, nicht den Launen und einſeitigen Urtheilen weniger Rechtsgelehrten ſein Daſeyn zu verdanken hätte. Den Plan dazu ſchrieb ſie mit eigener Hand, und nicht ihre Schuld, ſondern der vieljährige Krieg wider die Türken war es, der die Ausführung deſſelben ſo lange verhinderte. Ich kann mich nicht enthalten, den Anfang dieſer Inſtruction

den Leſern mitzutheilen, um nur mit
etwas Wenigem zu zeigen, welcher Geiſt
darin athmet: „Die chriſtliche Religion
„befielt uns, daß einer dem andern ſo
„viel Gutes thue, als ihm möglich iſt.
„Wenn wir dieſe Vorſchrift unſerer Religion
„als eine Regel anſehen, die in
„dem Herzen eines ganzen Volks entweder
„ſchon eingepflanzt iſt, oder eingepflanzt
„werden ſoll, ſo müſſen wir nothwendig
„dieſen Schluß machen, es müſſe
„der Wunſch jedes ehrliebenden Menſchen
„in der Geſellſchaft ſeyn, oder werden,
„ſein Vaterland auf der höchſten
„Stufe der Sicherheit, des Ruhms und
„der Glückſeligkeit zu ſehen; jeden ſeiner
„Mitbürger aber insbeſondere durch Geſetze,
„die deſſen Glückſeligkeit nicht einſchränken,
„ſondern ihn gegen alle dieſer
„Regel zuwider laufende Unternehmungen
„ſchützen, bewahrt zu wiſſen.“ Ich
breche hier ab, weil ich bloß zeigen wollte,
daß Catharina nicht ihren Vortheil,
oder um ſich bey der Nachwelt einen Namen
zu machen, ſondern bloß um die
Glückſeligkeit ihres Volks zu gründen,
das ſchwere Werk der Geſetzgebung unternommen.

Wenn man überſiehet, was Catharina II. bereits gethan hat, und in allem dieſen die ſchöne Abſicht einer großen Seele: die Menſchen glücklich zu machen, erkennet; ſo kann man nicht umhin zu wünſchen, daß ſie hinfort nicht mehr ſo oft durch verwüſtende Kriege an der Vollendung ihrer wohlthätigen Plane gehindert werde. Der Ackerbau, die Fabriken und die Handlung, die von ihr geſtifteten Schulen, Krankenhäuſer und Hoſpitäler in den Hauptſtädten ihres Reichs, die Wiſſenſchaften, die bildenden Künſte, alles ſchmachtet nach Frieden.

Die Kaiſerin iſt ſchön. Man verſichert einſtimmig, daß die Gemälde, welche noch damahls, als ſie Großfürſtin geweſen, von ihr gemacht worden, ihr vollkommen ähnlich ſind. Bloß für kalte Herzen ſind jene Gemählde ſtumm! Ihre Schönheit wird durch die ſprechendſten Züge eines großen Geiſtes unendlich beſeelt, ihr Auge iſt lebhaft und durchdringend, und ihr ganzes Weſen und äußerer Anſtand, hat etwas gefällig-majeſtätiſches, welches Hochachtung und Ehrerbietung fordert. Ihre Leidenſchaften ſind lebhaft, ihre Beurtheilungskraft iſt ſchnell, durchdringend, richtig und frey von denjenigen

Vorurtheilen, womit gemeiniglich der Geiſt ihres Geſchlechts zu kämpfen hat.

Im Winter ſowohl als im Sommer ſteht die Monarchin vor ſechs Uhr des Morgens auf. Um ſieben Uhr lieſt ſie die eingelaufenen Bittſchriften, welche ihr durch die Cabinetsminiſter vorgelegt werden, und ertheilt darauf ihre Verfügung. Von neun Uhr an bis zur Tafelzeit beſchäftigt ſie ſich mit den einheimiſchen und auswärtigen Angelegenheiten; denn ungeachtet ſie von guten Miniſtern umgeben iſt, ſo iſt ſie doch ſelbſt am allermeiſten dabey thätig. Nach der Tafel pflegt ſie die beſten Deutſchen und Franzöſiſchen Schriften, womit ſie ſich von Zeit zu Zeit genau bekannt macht, entweder ſelbſt zu leſen, oder von andern ſich vorleſen zu laſſen. Abends iſt gemeiniglich Schauſpiel oder Conzert; und dann beſchließt ſie den Tag mit der frugalſten Abendmahlzeit. Um eilf Uhr legt ſie ſich zur Ruhe.

Manche Fürſten glänzen durch das, was andere für ſie gedacht haben; allein Catharinen II. werden die von ihrer eigenen Hand vorgeſchriebenen Inſtructionen zu einem neuen Geſetzbuche — ein Werk, das unter den zahlreichen Seltenheiten der Akademie der Wiſſenſchaften unſtreitig als die größte aufbewahrt wird — zu einem immerwährenden laut redenden Beweiſe ihrer Beurtheilungskraft und weiſen Staatsklugheit ſowohl, als ihres menſchenfreundlichen Herzens dienen; eines Herzens, welches zwar für Ehre und Ruhm nicht unempfindlich iſt, deſſen Wünſche aber doch vorzüglich die Wohlfahrt der Unterthanen zum Endzwecke haben. Der allezeit thätige Geiſt dieſer Monarchin hat ſich auch in einigen andern Geiſtesproducten, in Werken des Geſchmacks und des Unterrichts gezeigt, welche aus den edelſten Abſichten entſtanden ſind. Die Bibliothek der Großfürſten Alexander und Conſtantin enthalten Erzählungen, wodurch ſie in die Seelen ihrer Enkel Begriffe und Grundſätze auszuſtreuen ſucht, welche zum Glück der Nachwelt ins Unendliche fortwirken können. Aus ihren Luſtſpielen leuchtet die feinſte Menſchenbeobachtung hervor, und ein ſeltenes Talent, die Thorheiten unſers Zeitalters, Magnetismus und andere Geiſtesabweſenheiten zu züchtigen.

Welchen Einfluß ihre Regierung auf ſo viele auswärtige Länder gehabt; wie ſie ſich ganz vorzüglich um die Pohlniſche

Republik verdient gemacht; wie ſie dieſen unruhigen Republikanern an ihrem Stanislaus Auguſtus ein Oberhaupt gegeben, welches in den kritiſchten Zeitpunkten mit Klugheit und Standhaftigkeit ſein Volk regiert; wie ſie von den Polen dafür mit dem kränkendſten Undanke belohnt; wie ſie in einen langwierigen blutigen Krieg verwickelt worden, aber auch mit Ruhm und Vortheil über ihre Feinde geſiegt; wie ſie ihre Beſitzungen auf die klügſte Weiſe vergrößert; wie ſie endlich im Jahre 1779, da die furchtbarſten Heere in Deutſchland einander entgegen ſtanden, und alles umher mit Tod und Verwüſtung bedrohten, den Wunſch des mit Siegen und Jahren geſättigten Helden nach Frieden zu dem ihrigen machte, und die ungünſtigen häuslichen Umſtände deſſen, der den Krieg verurſacht hatte, benutzte, um Deutſchland den holden Frieden wieder zu geben — dies alles wünſchte ich beſchreiben zu können, wofern die Veranlaſſung dieſes kurzen Aufſatzes ſolches verſtattete. Nur etwas weniges von dem gegenwärtigen Kriege mit der Pforte. Staatskündige Männer hatten dieſen Krieg längſt voraus geſagt, und wenn man die Lage der Ruſſiſchen und Türkiſchen Kaiſerhöfe anſieht, ſo war es nicht anders möglich, das Feuer, welches ſeit dem Jahre 1774 unter der Aſche geglommen, mußte endlich in volle Flammen ausbrechen. Als nehmlich in dem letzten Kriege die Pforte, wegen ſchlechter Verfaſſung der Armee, zu Lande und zu Waſſer viele Jahre hindurch von den Ruſſen ungemein viel gelitten hatte, und endlich die Unklugheit und Feigheit des Großveziers beynahe die ganze Armee dem ſiegenden Romanzow in die Hände ſpielte, ſo war es nicht anders zu erwarten, der Großvezier mußte alle Bedingungen des Friedens, welche ihm der Sieger vorlegte, unterſchreiben. Der Verluſt von Seiten der Pforte war nicht geringer als, die Abtretung der feſten Städte Aſow, Kinburn und Jenikalach, die Unabhängigkeit der Halbinſel Krimm, die freye Schifffahrt auf dem Helleſpont, Propontis und dem Archipelagus, nebſt einer Summe von vier und einer halben Million Rubel als Entſchädigung für die Kriegskoſten. Dieſe für die Kaiſerin Catharina ſo glorreichen Bedingungen wurden den 10. Julius 1774 im Lager des Feldmarſchalls Romanzow unterzeichnet, und nachher als Friedenstractat zu Kainardgi bekannt gemacht. Einen ſolchen Verluſt konnte die Pforte nicht mit gleichgültigen Augen anſehen, obgleich er die Folge ihrer unbefugten Theilnehmung an den Pohlniſchen Händeln war. Damahls wähnte zwar der Divan nicht, daß die Bewilligung der freyen Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere, nebſt der ungehinderten Fahrt durch die Dardanellen, über lang oder kurz eine Revolution im Europäiſchen Commerzſyſteme, zum empfindlichſten Nachtheil des Türkiſchen Reichs, und den gänzlichen Verluſt ihrer Herrſchaft auf dem ſchwarzen Meere verurſachen würde; nein, man bewilligte ſo gar in der Folge das Nehmliche dem Römiſchen Kaiſer. Ungeachtet nun zwar die Pforte ihre Unvorſichtigkeit in kurzem einſah, ſo war ſie doch deſſalls viel zu wenig auf ihrer Huth. Ich mag hier nicht unterſuchen, was ſie hätte thun ſollen, oder thun können; allein es liegt am Tage, daß ſie den Chan der Tartaren an der gänzlichen Abtretung der Krimm an das Ruſſiſche Reich in Zeiten hätte hindern ſollen. Sollte ſie die Krimm augenblicklich wieder erobern? Vielleicht war es beſſer zu eilen, ehe die Kaiſerin davon unter dem

Namen Taurien völligen Beſitz nahm, und den neuen Hafen zu Cherſon erſchuf, durch deſſen Begünſtigung der Handel Deutſchlands nach Aſien und den am Donfluſſe gelegenen Ruſſiſchen Provinzen einen kürzern Weg auf der Donau erhielt. Nun fingen endlich die Türken an den Verluſt der Halbinſel empfindlich zu bereuen, und nachdem ſie den Aufruhr des Bays in Aegypten einigermaßen geſtillt hatten, dachten ſie auf einmahl an die Wiedererlangung der Krimm. Das Benehmen des Divans bey dieſer Gelegenheit, zeigt von nichts weniger als feiner Staatsklugheit. Man legte dem Ruſſiſchen Geſandten, Herrn von Bulgakow, ein Inſtrument zur Abtretung der Krimm vor, und forderte ganz unbefangen von ihm, er möchte unterſchreiben. Da der Geſandte hierzu keine Vollmacht hatte, ſo mußte er ſichs gefallen laſſen, den weitern Austrag der Sache in den ſieben Thürmen abzuwarten. Unmittelbar folgte im September des Jahres 1787 die Kriegserklärung von Seiten der Pforte, und die Feindſeligkeiten nahmen ihren Anfang. Rußland, welches lange Zeit voraus geſehen hatte, wohin es mit dem Mißvergnügen der

Pforte kommen könnte, hatte zu dem Ende ein enges Freundſchaftsbündniß mit dem Oeſterreichiſchen Hauſe geſchloſſen, und dadurch veranlaßt, daß auch dieſe Macht in den gegenwärtigen Krieg gezogen wurde. Durch die Vereinigung dieſer beyden Mächte, und insbeſondere durch die Tapferkeit, welche die große Catharina in ihren Befehlshabern und Soldaten anzuflammen weiß, ſind bereits wichtige Feſtungen erobert, dadurch ganze Provinzen des Türkiſchen Reichs beynahe unwiederbringlich verloren und die Türken in eine verzweiflungsvolle Lage geſetzt worden.

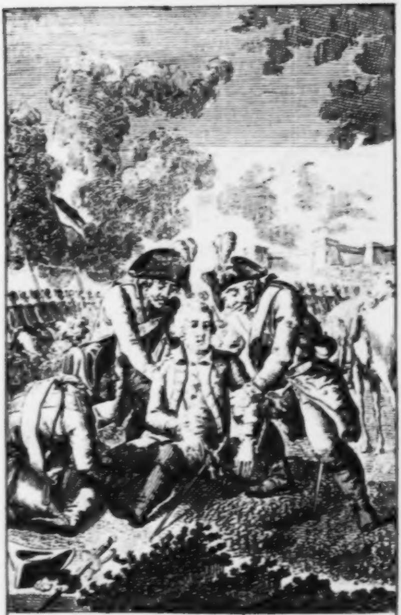
Die Begebenheiten dieſes Kriegs zu erzählen, iſt wider die Abſicht dieſer Blätter. Er iſt, wie alle Kriege mit Barbaren, reich an Elend und Blutvergießen. Statt der Beſchreibung dieſer ſchrecklichen Scenen hat der Verleger dieſes Kalenders einige Handlungen der Tapferkeit und des Edelmuths aus dieſem Kriege hinzufügen und als ein Denkmahl in Kupfer ſtechen laſſen, weil er geglaubt hat, daß dergleichen Handlungen nicht genug ausgebreitet werden können, und daß die Erinnerung an dieſelben der menſchlichen Seele ein nicht geringes Vergnügen verurſacht.

Einige Denkmahle
des
Edelmuths und der Tapferkeit
aus
dem jetzigen Kriege wider die Türken.

1.

General Suwarow.

Im Jahre 1787 ließen die Türken ihre Feindſeligkeiten gegen die Ruſſen durch die Kubanſchen Tartarn anfangen, welche aber den 1ſten October am Kubanfluſſe von den Ruſſen geſchlagen wurden. Die Türken ſelbſt verſuchten den 12ten October mit vielen Schiffen und Truppen in Taurien bey der Erdſpitze von Kinburn



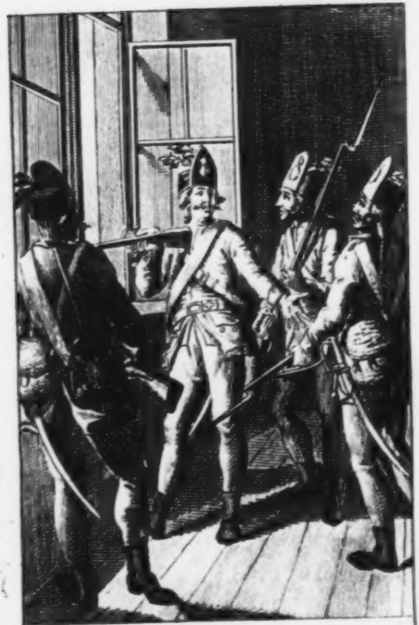
General Souworoff

eine Landung, wurden aber, ungeachtet der ſchrecklichen Wuth und Entſchloſſenheit, womit ſie ſolche unternahmen, geſchlagen. 1500 Todte blieben auf dem Platz und viele Tauſende erſoffen. Dieſer glorreiche Sieg wurde einzig und allein durch den unüberwindlichen Muth des Generals Suwarow erfochten, der von Wunden bedeckt auf dem Schlachtfelde lag, und noch immer die Seinigen aufmunterte, für ihre Monarchin und ihr Vaterland zu ſiegen oder zu ſterben. Seine treuen Soldaten bemühten ſich ihm zu helfen, verbanden ſeine Wunden und baten ihn dringend ſein Leben zu ſchonen. Kinder, ſagte der General, laßt mich liegen, eilt nur und helft euern Kameraden den Sieg erfechten.

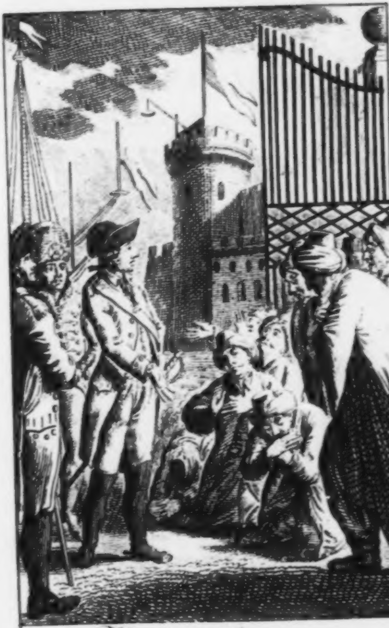
2.

Großer Muth einiger Oeſterreichiſchen Soldaten.

Ein Gefreyter mit drey Gemeinen von der Oeſtreichiſchen Armee patrouilliren den 21ſten Februar 1788 in einem kleinen Schiffchen auf der Donau; der Wind treibt ſie an das Ufer bey Ritpek; hun dert feindliche Reiter aus Belgrad ſtiegen mit grimmiger Wuth auf den nehmlichen Ort, und beſtimmen ſchon für dieſes verlaſſene Häuflein alle die Martern, womit Blutdurſt und Barbarey ihre unglücklichen Schlachtopfer zu quälen weiß. Der Gefreyte, welchen ſein Muth nicht verläßt, flüchtet ſich mit ſeinen Kameraden auf ein nahgelegenes Türkiſches Kaffeehaus. fordert Wein, reicht jedem ein Glas und ſagt: Brüder, der Wein hat uns oft luſtig gemacht, auch jetzt ſoll er uns nicht traurig machen. Vielleicht iſt dieſer der letzte, welchen wir zuſammen trinken. Soldaten ſterben gerne. Brüder, auf gutes Wiederſehen in einer andern Welt! Sie trinken. Unterdeſſen beſetzen die Feinde das Haus und wollen dieſe vier Mann niederhauen. Unerſchüttert in dieſer ſchrecklichen Lage fragt der Gefreyte: Brüder, wollen wir uns ergeben oder ſterben? alle antworten: Sieg oder Tod! So fangen ſie an, aus den Fenſtern zu feuern, und ſtrecken zwölf Mann und drey Pferde todt zur Erde nieder. Nun legen die Türken Feuer an das Haus, um ſie entweder lebendig zu verbrennen oder gefangen zu nehmen; aber glücklicher Weiſe wendet ſich die



Bruder wollen wir uns ergeben?
Sieg oder Tod!



Ihr ſeyd freyſ

Flamme auf eine andere Seite und die tapfern Oeſtreicher werden verſchont, bis ihnen ein Fähndrich, Namens Ogorlicza, über die Donau zu Hülfe kommt. Die Türken fliehen und der muthige Gefreyte führt ſeine drey tapfern Brüder mit einigen Pferden und Lanzen, als theuer erkämpfte Siegeszeichen, zurück.

3.

Joſeph der Zweyte, befreyet die Türkiſchen Kaufleute von ihrem Gefängniß in Fiume.

Als der Kaiſer, deſſen raſtloſe Thätigkeit zum Beſten ſeines Landes die Nachwelt in Erſtaunen ſetzen wird, den 6ten März in Fiume eintraf, um mit eigenen Augen zu ſehen, ob alle nöthigen Anſtalten gehörig getroffen wären, fand er daſelbſt eine Anzahl Türkiſcher Kaufleute, die zur Zeit der Kriegserklärung mit einem Getraideſchiffe im Hafen gelegen und gefangen genommen worden waren. Mit edlem Unwillen über dieſes harte Verfahren, riß Joſeph ſelbſt das Gitter ihres Gefängniſſes auf. „Kommt heraus,“ rief er ihnen in Italieniſcher Sprache zu: „ihr ſeyd frey! ich führe mit

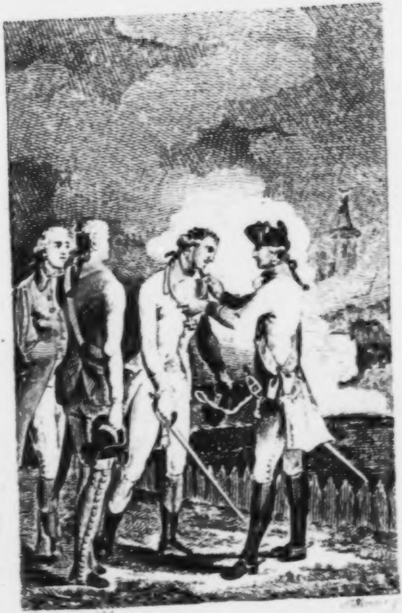
„keinen Handelsleuten Krieg, ſondern „mit Soldaten.“ Der Schiffcapitän weinte vor Freuden, die Mannſchaft ertönte im Jubelgeſchrey, alles warf ſich vor dem Monarchen nieder und dankte ihm für ſeine Errettung. Der Kaiſer, zu tief gerührt von dieſer Scene, um ſie lange auszuhalten, entzog ſich ihnen; der Capitän ging an Bord und ſegelte mit den Seinigen frohlockend davon.

4.

Prinz de Ligne, Graf Nobili, Corporal Maſuri.

Bey Aufſtellung dieſer drey ruhmwürdigen Namen dringt ſich uns die, dem Herzen ſo wohlthuende, Bemerkung auf, daß der große Unterſchied, welchen Geburt und Stand unter den Menſchen nothwendig hervorbringen muß, durch die Tugend wieder aufgehoben wird. Durch das Schickſal wird der Menſch, Prinz, Graf, Corporal, durch den Muth ein edler tapferer Vertheidiger des Vaterlands.

Prinz de Ligne, eben ſo erhaben durch ſeine Unerſchrockenheit und durch die Aufopferung ſeines Lebens, als durch ſeine Geburt, war der erſte, welcher mit dem



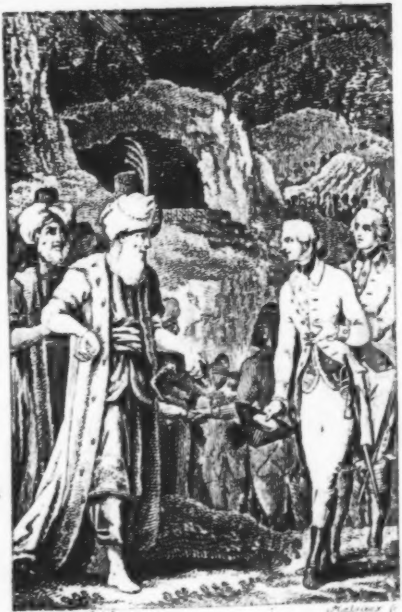
Prinz de Ligne empfängt bey Schabaz den kleinen Theresien Orden aus den Händen S. Maj: des Kaysers.

Corporal Maſuri bey Eroberung von Schabacz die Feſtung erſtieg; unmittelbar nach ihm folgte Graf Nobili. Dieſes geſchah den 21ſten April unter den Augen des Monarchen, welcher ihre Thaten auf der Stelle belohnte. Mit eignen Händen und mit Ausdrücken des Beyfalls, welche für edle Herzen die ſüßeſte Belohnung ſind, ertheilte er dem Prinzen de Ligne das kleine Kreuz des Militär-Ordens und erhob ihn zum Oberſtlieutenant. Der tapfere Maſuri erhielt eine Fahne. Meine Freunde, ſagte der Kaiſer, liebe tapfere Männer! ich werde eure Thaten nie vergeſſen. Ich kann ſie nur ſchwach vergelten; aber die Annalen der Tapferkeit und der militairiſchen Tugenden werden eure Namen der Nachwelt überliefern, und in den Herzen der Patrioten werden ſie unvergeßlich bleiben.

5.

Edles Betragen der Türken bey der Veteraniſchen Höhle.

Ein für die kaiſerlichen Truppen nachtheiliges Gefecht nöthigte den braven Major von Stein, ſich mit ſeinem Corps den 11ten Auguſt in die Veteraniſche Höhle zu werfen. Dieſe Höhle hat die Natur ſelbſt im Temeswarer Bannat an der Donau in einem Gebirge gebildet, und ſie iſt durch die Kunſt befeſtiget worden, um den hier engen Donaupaß zu decken und dem Feinde die Schifffahrt auf dieſem Fluß zu unterſagen. Hier wollte ſich der tapfere Major bis aufs äußerſte vertheidigen. Die Feinde beſtiegen wie Würgengel alle Anhöhen und Felſen, beſchoſſen ſie mit Pfeilen, Musketen und Kanonen, ſprengten große Felſenſtücke und brennende Balken und Bäume auf ſie herab. Sie hatten keine Bagage, kein Geſchirr zum Kochen, mußten in Felslöchern liegen, hatten geſchwollene Füße, wurden vom Ungeziefer gepeinigt, bekamen täglich mehr Verwundete und Kranke und hatten keine Arzeney. So hatten ſie ſich ein und zwanzig Tage mit unbeſchreiblicher Standhaftigkeit, mit der hartnäckigſten Gegenwehr und in den ſchrecklichſten Drangſalen vertheidigt. Endlich mußte der Major ſich mit dem Reſt ſeiner, durch Arbeit und Elend aufgeriebenen Mannſchaft, wegen gänzlichen Mangels an Lebensmitteln, ergeben. Die Türken, gerührt von der Tapferkeit ihrer Feinde, und von Achtung für dieſelben durchdrungen, gewähr-


Kininger inv. & del.

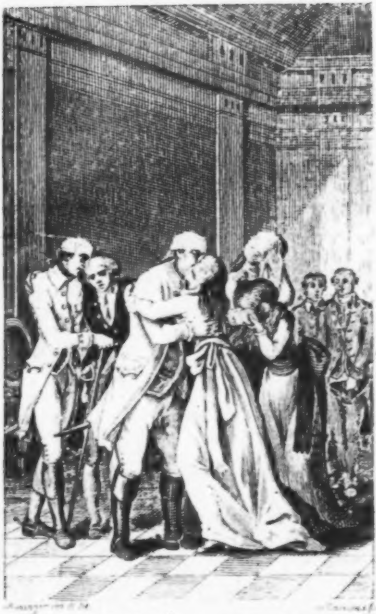
Abzug der Kays: Trouppen aus der Veteranischen Höhle über den Gaysweg. —

ten ihm freyen Abzug, gaben ihnen zu ihrer Sicherheit hinlängliche Bedeckung, reichten ihnen zu eſſen und zu trinken, boten ihnen allerley Arten von Erfriſchungen an, ſchüttelten ihnen treuherzig die Hände, und wünſchten, daß es ihnen immer wohl gehen möge. Einige Stunden vor dem Abmarſch verfügte ſich der Großvezier, ein Greis von ſiebenzig Jahren mit einem ſchneeweißen Bart ſelbſt zu ihnen. Seine edle Geſtalt wurde durch ſeine prächtige Kleidung noch mehr erhöht. Er trug ein weißſeidnes Kleid, einen von Gold geſtickten Gürtel und ein Schwerd, deſſen Scheide von geſchlagenem Golde mit Brillanten beſetzt war. Freundlich gab er dem Major die Hand, reiſen Sie glücklich, ſagte er zu ihm, ich habe Veranſtaltung getroffen, daß Ihnen nichts unangenehmes widerfahren ſoll. Ich verehre Ihren Muth und Ihre Treue gegen Ihren Kaiſer. Leben Sie wohl.

6.

Abſchied des Grafen Haddick von ſeiner Familie.

Das glücklichſte Loos eines Kriegers, welches nur wenig Helden zu Theil wird, die unerſchrocken, von Muth und Vaterlandsliebe gedrungen, fürs Vaterland kämpfen, iſt unſtreitig, wenn er am Ende ſeiner Laufbahn von Lorbeern bedeckt, mit dem Bewußtſeyn großer Thaten ſein ruhmwürdiges Leben in den Armen ſeiner Familie und im Schooß der Ruhe beſchließen kann. Dieſes ſeltne Glück, vielleicht das ſüßeſte auf Erden, genoß der Feldmarſchall Graf von Haddick, als das Bedürfniß der Zeit und der Wunſch ſeines Kaiſers ihn aufs neue zur Vertheidigung ſeines Vaterlandes rieſen. Willig ſtand er auf. Seine älteſte Tochter, die durch ihren Gemahl den Namen des großen Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand, deſſen Nachkomme er iſt, trägt, und das Andenken dieſes edlen Mannes durch die Reitze ihrer Seele unter ihren Zeitgenoſſen verherrlichet, ſank in ſeine Arme. Seine beyden geliebten Söhne durchdrang der Schmerz. Er riß ſich von ihnen los, und eilte zur Armee, um die letzten Tropfen ſeines Blutes und die letzten Kräfte ſeines noch immer lebhaften Geiſtes dem Staat zum Opfer zu bringen.



Hadiks Abschied von seiner Familie.

Inhalt.

Erklärung der Kupfer.

1. Geſchichte der Königin Eliſabeth von England. Von Archenholz. S. 1
2. Die Pythagoriſchen Frauen. Von Wieland. 190
3. Aſpaſia. Von ebendemſelben. 248
4. Julia. Von ebendemſelben. 286
5. Leben Catharina II. Kaiſerin von Rußland. 329
6. Denkmahle des Edelmuths und der Tapferkeit aus dem jetzigen Kriege wider die Türken. 342

Bey G. J. Göſchen ſind herausgekommen:

Das neue Deutſche Muſeum für das Jahr 1789 1. 2. 3tes Stück, welche die Monate Jul. Aug. und Sept. enthalten. Herausgegeben von Boje.

Inhalt: 1) Les etats generaux. Eine Ode von Klopſtock. 2) Militäriſche Verfaſſung des Ottomanniſchen Reichs. Von Niebuhr. 3) Wie iſt Reformation der Philoſophie möglich? von Reinhold. 4) Ahdim. 3 Geſänge. 5) Das vollkommene Weib und der vollkommene Mann, von Schulz, Verfaſſer des kleinen Moritz und der Leopoldine. 6) Reichthum und Ehre, eine Erzählung. 7) Mundus vult decipi. 8) An den Exminiſter Kardinal von Brienne. 9) Auszüge aus Briefen. 10) Apollens Hain, von Friedr. Leopold Grafen zu Stolberg. 11) Leitfaden zu einer künftigen Geſchichte der Menſchheit. 12) Ueber den litterariſchen Charakter Friedrichs II. 13) Freywerberey aus dem XI. Jahrhundert von Herrn Prof. Meißner. 14) Nachr. aus Frankreich.

Im October iſt enthalten: 1) Schloſſer vom Adel. 2) Eine Scene aus dem heiml. Gericht. 3) Meditationen über einen Beſenſtiehl, von Swift. 4) Meißners Criminalanekdoten. 5) Ahdim Fortſetzung. 6) Nachr. aus Frankreich.